H.E.E.

Raynal

94 d

(4

Philosophische und politische

Geschichte

der

europäischen Handlung

und Pflanzörter

in beyden Indien.

Aus dem Französischen, mit Anmerkungen.

Vierter Theil.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Heineck und Faber, 1776.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Philosophische und politische
Geschichte
der
europäischen Handlung und Pflanzörter
in beyden Indien.

Zehntes Buch.

Die europäischen Nationen lassen sich in dem großen Archipelag von Amerika nieder, der unter dem Namen der Antillen bekannt ist. Sind die amerikanischen Inseln vom vesten Lande abgerissen? Natur des Bodens dieser Inseln. Ihr Klima. Auf denselben gewöhnliche Erscheinungen. Gewohnheiten der Karaiben, als der alten Einwohner der Inseln vor dem Winde. Die Engländer und Franzosen lassen sich auf diesen Inseln nieder, und rotten daselbst die Karaiben aus. Die Franzosen lassen sich auf S. Domingo nieder. Die Engländer erobern Jamaika. Die Flibüster rauben in den amerikanischen Gewässern. Ursprung, Sitten, Unternehmungen, Verfall dieser Seeräuber. Ursachen die die Engländer und Holländer abhalten, während des spanischen Erbfolgkrieges Eroberungen in Amerika zu machen. Die amerikanischen Inseln veranlassen den Krieg von 1739. Aus Amerika kommt der Krieg von 1755. Der Anfang des Krieges ist den Engländern

nachtheilig. Diese Nation erwacht aus ihrem Todesschlaf, und bemächtigt sich der französischen und spanischen Inseln. Vortheile die der Friede den Engländern auf den Inseln zuwege bringt.

Der Theil von Nordamerika, welcher sich von 293 bis 316 Graden der Länge erstreckt, zeigt den zahlreichsten, den weitläufigsten, den reichsten Archipelag, den der Europäer Neugier, Thätigkeit und Habsucht bisher im Ocean gefunden. Die Inseln die ihn bilden, sind seit der Entdeckung der neuen Welt unter dem Namen **Antillen** bekannt. Wegen der fast immer von der Ostseite wehenden Winde, hat man die mehr gegen Morgen liegenden **Inseln vor dem Winde**, und die andern, **Inseln unter dem Winde** genannt. Sie machen eine Kette, wovon das eine Ende am vesten Lande, bey dem Meerbusen von **Marakaibo** zu hangen, und das andre die Oeffnung des merikanischen Meerbusens zu verschließen scheint. Vielleicht wäre es keine Verwegenheit, sie für Gipfel sehr hoher Berge zu halten, die vormals einen Theil des vesten Landes ausgemacht haben, und durch eine Revolution, welche das ganze platte Land untergetaucht, Inseln geworden.

Sind die amerikanischen Inseln vom vesten Lande abgerissen worden?

Alle Inseln in der Welt scheinen, durch unterirdische Feuersbrünste oder durch Erdbeben, vom vesten Lande abgerissen zu seyn.

Das berufene **Atlantis**, dessen Name seit vielen tausend Jahren nirgend mehr vorhanden, als in einer durch die egiptischen Priester auf Plato gekommenen dunkeln Ueberlieferung; Atlantis, war wahrscheinlicher Weise ein großes, zwischen Afrika und Amerika gelegenes Land. Aus tausend Umständen ist zu vermuthen, England habe vormals einen Theil

von

von Gallien ausgemacht. Sicilien ist sichtlich von Italien abgerissen worden. Die Inseln des grünen Vorgebürgs, die **Azoren**, **Madera**, die **Kanarien**, müssen einen Theil von den benachbarten, oder andern versunkenen vesten Ländern ausgemacht haben. Die neuern Beobachtungen der englischen Seefahrer lassen fast nicht zweifeln, daß alle Inseln des Südmeers nicht vor mehr oder minder alten Zeiten einerley Maße ausgemacht haben. **Neuseeland**, die beträchtlichste von diesen Inseln, ist voll Berge, woran man die Spuren erloschener Volkane wahrnimmt. Ihre Einwohner sind weder unbärtig noch kupferfarben, wie die amerikanischen; und ungeachtet einer Entfernung von 680 Meilen, reden sie eben dieselbe Sprache, als die von der Insel **Otahiti**, welche **Bougainvilliers** entdeckt hat. Sichere Denkmäler bezeugen diese großen Veränderungen. Der aufmerksame Naturforscher sieht überall Spuren davon. Alle Arten von Muscheln, Korallen, Austerbänke, Seefische, die ganz oder verstümmelt, in allen Ländern des Erdbodens, an den von der See entlegensten Oertern, im Eingeweide und auf der Oberfläche der Gebürge, ordentlich auf einander gehäuft sind: **die Unstätigkeit** *) **des vesten Landes**, welches vom

*) Sonderbar ist es, daß die Geschichte so weit sie nur reicht, nichts davon weiß, daß der Ocean das feste Land abnage, umkehre, und eben so wandelbar und unsicher mache, als er selbst unbeständig ist. So lange die Menschen denken können, hat er kein festes Land in Inseln zerrissen, keine unermeßliche Landschaften weggespült, und anderswo angesetzt, keine Königreiche überschwemmt und neue anderswo aus seinem Grunde erhoben, noch den Erdkreiß seinen Bewohnern durch seine Unstätigkeit bald entrissen, bald wiedergegeben. Ist das vor viel tausend Jahren geschehen, warum hat er es nicht auch

bey

Ocean immerfort geschlagen, benagt, umgewälzt, so wandelbar wird als er selbst ist, und in der Ferne vielleicht auf der einen Seite unermeßliche Länder verliert, auf der andern unsern Augen neue Länder, lange Sandebnen vor Städten entdeckt, die vormals berühmte Häfen waren: die horizontale und parallele Lage der Erdschichten und Seeprodukten, die durch die allmählige und anhaltende Wirksamkeit eben der Ursache auf gleiche Art wechselsweis zusammen gebracht, aus einerley Materien zusammen gesetzt, und regelmäßig unter einander verküttet sind: die Uebereinstimmung zwischen den durch einen Seearm getrennten Küsten, wo man vorspringende Winkel, auf einer Seite einwärts gehenden Winkeln, auf der andern entgegen gesetzt, auf der rechten Betten, von einerley Sande oder gleichen Versteinerungen sieht, die mit ähnlichen, links laufenden Betten in gleicher Höhe liegen: die Richtung der Berge und Flüsse gegen das Meer, als ihre gemeinschaftliche Quelle: die Bildung der Hügel und Thäler, an denen dies weite Element so zu reden den ewigen Abdruck seiner Wallungen hinterlassen: Alles sagt uns, daß der Ocean seine natürlichen Schranken überschritten, oder daß er vielmehr niemals unübersteigliche gehabt, daß er, wie es seine Unbeständigkeit mit sich gebracht, mit der Erdku-

bey eben der Kraft und Veränderlichkeit die er hat, in den letzten Jahrtausenden bewirkt? Ein verschlemmter Hafen, eine versunkene Stadt, ein Strich angespülter Sand kann für die Anwohner eine locale Wichtigkeit haben, in der ganzen Masse des Erdbodens aber bringt es ein Bouleversement hervor, wie wenn ein Stein aus einem großen Pallast sich losgiebt. Alle diese großen Umwälzungen klingen prächtig und fürchterlich; aber sie geschehen nur in den Köpfen der Hypothesenmacher. Warum sagt man nicht lieber mit dem weisen Socrates? das weiß ich nicht.

Erdkugel gespielt, und sie ihren Einwohnern eins ums andre entzogen oder wiedergegeben. Daher die auf einander gefolgten und niemals allgemeinen Ueberschwemmungen, die die Fläche der Erde bedeckt haben, ohne sie auf einmal ganz unterzutauchen: denn, indem das Gewässer in den Höhlen und auf der Oberfläche der Erdkugel zugleich wirksam ist, kann es sein Bette nicht tiefer machen, ohne dessen übrige Ausdehnung zu vermindern, noch auf einer Seite aus seinen Ufern treten, ohne sich von der andern zu verlaufen; und man kann sich keine solche Veränderung in der ganzen Masse denken, die die Gebirge plötzlich verschwinden, oder das Meer über ihre Gipfel steigen ließe. Welche schnelle Veränderung in dem organischen Bau würde alle Felsen und alle veste Materien nach dem Mittelpunkt der Erdkugel stoßen, um aus ihren Seiten und Adern alles das Wasser auszupressen, welches ihr das Leben giebt, ein Element in dem andern ersäufen, und nichts mehr als eine Masse von Wasser und verlohrnen Keimen in der Luft umwälzen lassen? Ists nicht genug daß jede Halbkugel, eine um die andre den Verheerungen des Meers zum Raube wird? Diese beständigen Anfälle sind es ohne Zweifel, die uns die neue Welt so lange Zeit verborgen, und vielleicht diesen Welttheil verschlungen haben, wovon man glaubt, er sey nur von dem unsrigen abgesondert gewesen.

Was auch die geheimen Ursachen dieser besondern Revolutionen seyn mögen, deren allgemeine Ursach sichtlich in den bekannten Gesetzen der allgemeinen Bewegung liegt, so werden ihre Wirkungen allzeit Jedermann merklich seyn, der den Muth und die Scharfsichtigkeit haben wird sie zu sehen. Sie werden es insbesondere in Ansehung der Antillen seyn, wenn man darthun kann, daß diese jedesmal wenn die Volkane der Kordilleren Materien auswerfen,

oder wenn Peru erschüttert wird, gewaltsame Stöße erfahren. Dieser Archipelag scheint wie der ostindische, der fast unter gleicher Höhe liegt, durch eben die Ursach gebildet zu seyn, nämlich durch die Bewegung des Meers von Morgen gegen Abend, eine Bewegung die von derjenigen gewirkt wird, welche die Erde von Abend gegen Morgen treibt, eine Bewegung die unter der Linie heftiger ist, wo die dickere Erdkugel einen größern Kreis beschreibt, und einen stärker bewegten Erdgürtel hat; wo das Meer scheint alle ihm von der Erde entgegen gestellten Dämme zerreissen, sich einen ununterbrochenen Lauf öffnen, und selbst dort die Taggleichlinie ziehen zu wollen.

Die Richtung der Antillen läuft, wenn man bey **Tabago** anfängt, beynahe Nord, und Nord-nordwest. Diese Richtung geht in einer gegen Nordwesten gerundeten Linie, von der einen zur andern fort, und endigt sich zu **Antigoa**. Hier krümmt sich die Linie auf einmal, verlängert sich dann gerade nach Westen, nach Nordwesten, und trift nach einander auf **Porto-ricco**, **San-Domingo**, **Kuba**, die unter dem Namen der Inseln unter dem Winde bekannt sind. Diese Inseln sind durch Kanäle von verschiednen Breiten getrennt. Einige haben 6 Meilen, andre 15 oder 20; in allen aber findet man 100, 120, 150 Faden Tiefe. Es liegt selbst zwischen Granada und St. Vincent ein kleiner Archipelag von 30 Meilen, wo der Grund zuweilen nicht 10 Faden ist.

Die Richtung der Berge, womit die Antillen bedeckt sind, folgt derjenigen, die diese Inseln unter sich haben. Diese Richtung ist so regelmäßig, daß, wenn man nur die Gipfel betrachtet, ohne auf ihre Grundlage zu sehen, man sie für eine Kette vom vesten Lande abhangender Berge halten möchte, wovon **Martinique** das nordwestlichste Vorgebürge seyn würde.

Die

Die Wasserquellen, die sich auf den Inseln vor dem Winde von den Bergen stürzen, haben alle ihren Lauf in dem westlichen Theil dieser Inseln. Die ganze östliche Seite, das ist, die, nach unsern Muthmassungen, zu allen Zeiten See gewesen, hat kein fließend Wasser. Dort laufen keine Quellen von den Höhen herab. Sie würden verlohren gewesen seyn; weil sie, nur einen sehr kurzen Raum reissend würden durchlaufen, und sich in die See gestürzt haben.

Porto-ricco, San-Domingo, Kuba, haben einige Ströme, deren Mündung auf der Nordküste, und die Quelle in den von Osten nach Westen, das ist, in der ganzen Länge dieser Inseln regierenden Gebürgen ist. Diese Ströme wässern ein beträchtliches plattes Land, welches ohne Zweifel nicht von der See überschwemmt gewesen. Von der andern Seite der Berge, gegen Süden, wo das Meer wütender schlägt, und Spuren von Ueberschwemmung macht, laufen in die drey Inseln verschiedne schöne Ströme, worunter einige beträchtlich genug sind, um selbst die größten Schiffe zu tragen.

Diese Bemerkungen, welche zu beweisen scheinen, daß das Meer die Antillen vom vesten Lande abgerissen, werden durch Bemerkungen von einer andern Art verstärkt, die für diese Muthmaßung eben so entscheidend sind. **Tabago, Margaretha, Trinidad**, Inseln die dem vesten Lande am nächsten liegen, bringen, wie dieses, weiche Bäume, und wilden Kakao hervor. Diese Arten, finden sich auf den nordwärts gehenden Inseln, wenigstens in Menge, nicht mehr. Auf diesen sieht man nichts als hartes Holz. Kuba, welches am andern Ende der Antillen liegt, bringt wie Florida, wovon es vielleicht abgerissen worden, **Cedern, Cypressen**, hervor, die beyderseits zum Schiffbau sehr tauglich sind.

Beschaffenheit des Bodens auf den Inseln.

Der Boden der Antillen ist überhaupt eine mehr oder minder dicke Schichte von Ton oder Tofstein, der einen Kern von Stein oder Fels umgiebt. Dieser Tofstein und dieser Ton haben verschiedne Eigenschaften, deren eine dem Wachsthum der Pflanzen zuträglicher ist als die andre. Wo sich der trocknere, leichter zu reibende Ton, mit den Blättern und den Trümmern der Pflanzen vermischt, daselbst bildet sich eine dickere Erdschichte, als auf fettem Ton. Der Tofstein hat auch, nach seiner verschiednen Beschaffenheit, sein Eignes. Dort wo er minder hart, minder vest, minder löcherich ist, reissen sich kleine Theile ab, die als Proviantkisten gestalt und allzeit durstig sind, aber etwas Frisches behalten das den Pflanzen gut thut. Dies nennt man in Amerika einen Boden von Bimsenstein. Ueberall wo der Ton und der Tofstein diese Modifikationen nicht gestatten, ist der Boden unfruchtbar, sobald die von der Auflösung der ursprünglichen Pflanzen gebildete Schichte, durch das nothwendige Ausgäten, welches die Salze den Sonnenstralen zu oft aussetzt, zerstört ist. Daher kommt es, daß der Anbau, der das wenigste Ausgäten erfordert, und dessen Pflanze die vegetabilischen Salze mit ihren Blättern bedeckt, die Fruchtbarkeit desselben Fortwähren macht.

Als die Europäer auf den Antillen landeten, fanden sie sie mit großen Bäumen bedeckt, die durch kriechende Pflanzen, welche sich wie Epheu in die Höhe schlungen, alle Zweige umfaßten, und sie dem Gesicht entzogen, so zu reden an einander gebunden waren. Diese Schmarutzerart wuchs in solchem Ueberfluß, daß man nicht in die Wälder eindringen konnte, ohne sie abzuschneiden. Man gab ihr den Namen **Liane**, der ihrer Biegsamkeit angemessen ist. Diese Wälder, die so alt sind als die Welt, hatten verschiedene Geschlechte von Bäumen, die durch eine sonder-

bare

bare Vorzugliebe der Natur von großer Höhe, sehr gerade, ohne Auswuchs noch Mangelhaftigkeit, waren. Das jährliche Abfallen der Blätter, ihre Verwesung, die Zerstörung der durch die Zeit verfaulten Stämme, bildeten auf der Oberfläche der Erde einen fetten Bodensatz, der nach dem Umackern in den an die Stelle dieser Bäume gekommenen neuen Pflanzungen ein erstaunliches Wachsthum wirkte.

Ihre Wurzeln hatten, in was für einem Erdreich sie mochten getrieben haben, höchstens 2 Schuh Tiefe, und gemeiniglich viel weniger; aber sie breiteten sich im Verhältniß des Gewichts, welches sie zu tragen hatten, auf der Oberfläche aus. Die äusserste Dürre der Erde, worinn der häufigste Regen niemals sehr weit eindringt, weil die Sonne ihn in kurzer Zeit wieder aufzieht, und beständiger Thau der ihre Oberfläche befeuchtet, gab ihnen eine Horizontalrichtung statt der senkrechten, die die Wurzeln in andern Klimaten gewöhnlich annehmen.

Die auf dem Gipfel der Berge und an abschüßigen Oertern wachsenden Bäume, waren sehr hart. Sie hatten eine glatte und an dem Holz vest sitzende Rinde. Der **Kurbari**, der **Akasou**, der **Machenilier**, der **Barata**, das **Eisenholz**, und viele andre, ließen sich durch das schärfste Werkzeug kaum anhauen: um sie zu fällen oder auszurotten, mußte man sie abbrennen. Wenn sie gefallen waren, gab ihnen die Säge oder das Beil eine Gestalt, nach dem Belieben des Arbeiters. Der sonderbarste von diesen Bäumen war der **Akoma**, der in die Erde gesteckt sich versteinert. Den **Gummibaum**, dessen Stamm von 5 Fuß im Durchschnitt, auf eine Länge (Höhe) von 45 bis 50, Kanoe von einem Stück zu verfertigen diente, sah man als den nützlichsten an.

Die allzeit auf Kosten der Berge fruchtbar gemachten Thäler, waren voll von weichem Holz. Am

Fuß dieser Bäume wuchsen ohne Unterschied die Pflanzen, die die freygebige Erde zur Nahrung der Landeseingebohrnen herfürbrachte. Die von allgemeinern Gebrauch, waren der **Couch-couch**, der **Igname**, der **Karaibische Kohl** und die **Pararo**. Dies waren Arten von Erdäpfeln die an der Wurzel kriechender Pflanzen gewachsen, welche aber alle Hindernisse bezwangen, wovon sie schienen erstickt werden zu müssen. Die Natur, die überall zwischen dem Karakter der Völker und den zu ihrem Unterhalt bestimmten Eßwaaren, ein gewisses Verhältniß gesetzt zu haben scheint, hatte die Antillen mit Gemüse versehen, das die Sonnenhitze scheute, an kühlen Orten freudig stand, keine Wartung erforderte, und sich zwey oder dreymal im Jahr fortpflanzte. Die Insulaner störten die freye und ungezwungne Arbeit der Natur nicht, durch die Ausrottung eines Produkts, um einem andern mehr Kraft zu geben. Sie überließen es der Erde, die Salze des Wachsthums zu bereiten, ohne ihr den Ort und die Zeit der Befruchtung anzuweisen. Indem sie die Produkte, welche sich ihren Bedürfnissen von selbst darboten, so wie es kam und in ihrer Jahrszeit einsammelten, hatten sie ohne Studium bemerkt, daß die Fäulung dessen, was wir Unkraut nennen, zur Fortpflanzung der ihnen nützlichen Gewächse nothwendig war.

Die Wurzeln dieser Pflanzen waren niemals ungesund; aber ohne Zubereitung geschmacklos, und hatten selbst gekocht, wenn man sie nicht mit Piment würzte, wenig Geschmack. Mit Ingwer und der sauren Frucht einer Pflanze vermischt, die unserm Saurrampfer ziemlich gleicht, gaben sie einen starken Saft, der das einzige zusammengesetzte Getränk der Wilden war. Sie gebrauchten dazu keine andre Kunst, als daß sie sie in gemeinem Wasser einige Tage in der Sonnenhitze gähren ließen.

Auſſer den Wurzeln boten die Inſeln ihren Einwohnern die größte Mannichfaltigkeit von Früchten dar. Man fand dort welche, die nicht ſehr weit von unſern Aepfeln, unſern Kirſchen, unſern Abrikoſen abgiengen; und wir haben in unſern Klimaten nichts, was uns einen Begriff von den meiſten antilliſchen Früchten geben könnte. Die nützlichſte war die **Banane.** Sie hatte die Geſtalt, die Dicke, die Farbe unſrer Gurken; einen Geſchmack der unſren Birnen ihrem nahe kam; und wuchs an kühlen Orten auf einem weichen, ſchwammichten und ungefähr 7 Schuh hohen Stengel. Dieſer Stengel verwelkte, wenn ſeine Frucht reif war; bevor er aber fiel, ſah man aus ſeinem Stamm einen Schößling ſproſſen, der ein Jahr nachher ſeine Frucht gab, ſeiner Seits verwelkte, und ſich nach einander auf eben die Weiſe wieder erzeugte.

Etwas Sonderbares, welches angemerkt zu werden verdient, iſt, daß die gefräßige Pflanze die wir Liane genannt haben, alle unfruchtbare Bäume umſchlang, und ſich von den fruchttragenden entfernte, ob dieſe gleich durch einander unter die erſtern gemiſcht waren. Die Natur ſchien ihr Ehrfurcht geboten zu haben gegen Dinge, die ſie zur Nahrung der Menſchen beſtimmte.

Die Inſeln waren mit Küchengewächſen nicht ſo begünſtigt worden, als mit Wurzeln und Früchten. Der Portulak und die Kreſſe machten in dieſer Gattung alle ihre Reichthümer aus.

Die andern Nahrungsmittel waren daſelbſt ſehr eingeſchränkt. Es gab kein Hausfedervieh. Die vierfüßigen Thiere, alle gut zu eſſen, beſtanden nur aus fünf Arten, worunter die größte unſre Kaninchen nicht übertraf. Die Vögel, welche glänzender und nicht ſo mannichfaltig waren, als in unſern Klimaten, hatten kein ander Verdienſt als ihren Putz: wenige darunter gaben ſolche rührende Töne von ſich, die

die

die Ohren ergötzen; alle, oder fast alle, waren äusserst mager, und hatten sehr wenig Geschmack. Der Fisch war dort fast eben so gemein, als in den andern Meeren; allein er war gewöhnlich nicht so gesund und nicht so zart.

Der Nutze der von der Natur auf die Inseln gesetzten Pflanzen, bey nicht sehr gemeinen Gebrechen der Einwohner, kann fast nicht zu sehr gelobt werden. Man mochte sie äusserlich auflegen, man mochte sie essen, man mochte den abgekochten Saft davon nehmen; so brachten sie allzeit die schnellsten, die besten Wirkungen herfür. Die anmaßlichen Besitzer dieser vormals ruhigen Gegenden, haben diese einfachen Mittel angenommen, die stets grün, stets in ihrer Kraft sind; und haben sie allen Arzneyen vorgezogen, welche Asien bisher dem übrigen Erdboden geliefert.

Klima der Inseln.

Für den großen Haufen giebt es nur zwey Jahrszeiten auf den Inseln; die Zeit der Dürre und des Regens. Die Natur die ohne Aufhören arbeitet, und ihre heimlichen Verrichtungen unter einem immerwährenden Grün verbirgt, scheint ihnen allzeit gleichförmig. Die Beobachter, die ihren Gang in der Temperatur des Klimats, in allen Revolutionen der Zeit und des Wachsthums der Pflanzen studieren, entdecken, daß sie eben die Wege als in Europa befolgt, obgleich auf eine minder fühlbare Art.

Diese fast unmerklichen Veränderungen schützen nicht gegen die Gefahren und Unbequemlichkeiten eines so brennenden Klimats, als man unter dem heissen Erdgürtel natürlich erwarten muß. Da diese Inseln alle zwischen den Wendezirkeln liegen, so ist man daselbst mit einiger aus den Lagen und Beschaffenheiten des Erdreichs entstehenden Verschiedenheit, einer anhaltenden Hitze unterworfen, die gemeiniglich von Sonnenaufgang bis 1 Uhr Nachmittags steigt, hernach aber, nach dem Maaß wie sich dies Gestirn zum

Unter=

Untergang neigt, abnimmt. Der Thermometer bezeugt, daß sie sehr oft auf 44, ja bis auf $47\frac{1}{2}$ Grad über den Eispunkt geht. Nichts ist seltner als ein trübes Wetter, welches sie mäßigen kann. Der Himmel bedeckt sich zuweilen freylich eine oder zwey Stunden lang mit Wolken, allein man erlebt im ganzen Jahre nicht vier Tage ohne die Sonne zu sehen.

Die Abwechslungen in der Temperatur der Luft, rühren nicht sowohl von den Jahrszeiten, als vom Winde her. Man brennt überall wo er nicht weht, und nicht alle Winde sind erfrischend: nur die Ostwinde mäßigen die Hitze. Die einen Strich von Süden oder Westen haben, geben wenig Linderung. Sie sind aber viel seltner, und nicht so regelmäßig als der Ostwind. Die seinem Zuge ausgesetzten Bäume, sind gezwungen ihre Zweige gegen Westen zu treiben, in der Richtung die ihnen sein beständig gleichförmiges Blasen zu geben scheint. Dafür sind ihre Wurzeln auf der Ostseite stärker und unter der Erde länger, um gleichsam einen Stützpunkt zu machen, dessen Widerstand der Stärke des herrschenden Windes gleich sey. Daher bemerkt man auch, daß, wann der Westwind mit einiger Heftigkeit bläßt, die Bäume leicht umgeworfen werden; so daß es zur Beurtheilung der Stärke eines Orkans, nicht genug ist, zu wissen wie viel Bäume gefallen sind, sondern von welcher Seite sie ausgerissen worden.

Der Ostwind hat zwey beständige Ursachen, von auffallender Wahrscheinlichkeit. Die erste ist die tägliche Bewegung der Erde von Abend gegen Morgen, die unter der Linie nothwendig reissender ist, als unter den Cirkeln der Breite, weil sie in einerley Zeit durch einen größern Raum zu laufen hat. Die zweyte kommt von der Hitze der Sonne, die, indem sie über dem Gesichtskreis erscheint, die Luft verdünnt, und

nach

nach dem Maaß wie die Erde gegen Morgen fortrückt, dieselbe gegen Abend strömen läßt.

Daher nimmt auch der Ostwind, der sich auf den Antillen nicht eher als gegen 9 oder 10 Uhr des Morgens spüren läßt, nach dem Maaß zu, wie die Sonne über den Gesichtskreis steigt. Er nimmt ab, nach dem Maaß wie sich dies Gestirn dem Untergang nähert. Gegen Abend legt er sich endlich vollends; aber nur längs der Küsten, und nicht auf der offenbaren See. Die Ursachen dieses Unterscheides zeigen sich von sich selbst. Nach Sonnenuntergang fließt die Erdluft, die wegen der aus der erhitzten Erdkugel beständig kommenden Ausdünstungen lange Zeit verdünnt bleibt, nothwendig auf die Seeluft zurück: dies nennt man gewöhnlich den Landwind. Er wehet des Nachts, und hält an, bis die durch die Sonnenhitze verdünnte Seeluft ihrer Seits gegen das Land zurück fließt, wo sich die Luft durch die Kühlung der Nacht verdickt hat. Endlich bemerkt man, daß der Ostwind in den Hundstagen regelmäßiger, stärker ist, als in den andern Zeiten; weil die Sonne lebhafter auf die Luft wirkt. Solchergestalt läßt die Natur die Hitze dieses Gestirns selbst zur Erfrischung der Länder dienen, die dasselbe in Brand setzt. So gebraucht bey Feuerpumpen die Kunst dies Element, um die ehernen Kufen die es beständig durch die Ausdünstung erschöpft, unaufhörlich mit neuem Wasser anzufüllen.

Der Regen trägt auch mit dazu bey, das Klima der amerikanischen Inseln zu mäßigen; aber nicht überall gleich viel. Der Ostwind vertreibt, da wo er kein Hinderniß findet, die Wolken, nach dem Maaß wie sie sich bilden, und jagt sie in die Wälder oder auf die Berge, wo sie platzen. Sind aber die Gewitter zu heftig, oder wird die Regierung des Ostwindes durch die abwechselnden und vorübergehenden Süd- und Westwinde gestört, alsdenn regnet es. In den

andern

andern Lagen der Antillen, wo dieser Wind nicht herrscht, ist der Regen so gemein und so häufig, besonders im Winter, der von der Mitte des Julius bis an die Hälfte des Octobers dauert, daß er den besten Bemerkungen zufolge in einer Woche so viel Wasser giebt, als in unsern Klimaten in einem ganzen Jahre fällt. An statt des sanften und angenehmen Regens, den man zuweilen in Europa hat, sind es Güsse, die man wegen ihres Lärmens für Hagelschauer halten möchte, wenn derselbe nicht unter einem brennenden Himmel so zu reden unbekannt wäre.

Diese Regengüsse erfrischen freylich die Luft; sie verursachen aber eine Feuchtigkeit, deren Folgen eben so beschwerlich als nachtheilig sind. Man muß die Todten wenige Stunden nachdem sie den Geist aufgegeben, begraben. Das Fleisch hält sich dort höchstens 24 Stunden. Die Früchte faulen, man mag sie zeitig oder unzeitig abpflücken. Das Brod muß als Zwieback zubereitet werden, wenn es nicht schimmeln soll. Die gewöhnlichen Weine werden in sehr kurzer Zeit sauer. Das Eisen rostet in einer Zeit von Morgen bis Abend. Nur durch anhaltende Vorsichtigkeit erhält man die Sämereyen bis die Jahrszeit gekommen, da sie der Erde anvertraut werden. In den ersten Zeiten, die auf die Entdeckung der Antillen folgten, verdarb das Getraide, welches man für diejenigen, die sich nicht an die Nahrung der alten Landeseinwohner gewöhnen konnten, dahin brachte, so geschwind, daß man es in seinen Aehren schicken mußte. Diese nöthige Vorsicht machte die Eßwaaren so theuer, daß wenig Leute im Stande waren davon zu kaufen. Man nahm Mehl an statt des Korns, wodurch die Kosten vermindert, aber die Erhaltung verkürzt ward. Ein Kaufmann hatte den Einfall, den doppelten Vortheil der Dauer und des wohlfeilen Preises zu vereinigen, indem er das Mehl vollkommen von der Kleye

reinigte,

reinigte, die es mit in Gährung bringt. Er ließ es beuteln, that das beste und kleinste davon in wohlgemachte Fässer, und preßte es Lage für Lage durch eiserne Stämpfel zusammen, so daß es einen für die Luft fast undurchdringlichen harten Körper ausmachte. Die Erfahrung bewährte eine so verständige Physik; und dieser allgemein angenommne Gebrauch, hat sich allzeit mehr und mehr vervollkommnet. Sichert dies Verfahren dem Mehl nicht die Dauer, die es in unsern trocknen oder gemäßigten Klimaten hat; so erhält es dasselbe wenigstens 6 Monate, ein Jahr und noch länger, je nachdem es mit mehr oder weniger Sorgfalt zubereitet worden. Diese Zwischenzeit muß für thätige Mutterländer hinreichend seyn, ihre Kolonien mit Vorrath zu versehen.

Gewöhnliche Erscheinung auf den Inseln.

So verdrieslich diese natürlichen Wirkungen des Regens auch sind, so veranlaßt er doch noch fürchterlichere: nämlich Erdbeben, die auf den Inseln ziemlich häufig und zuweilen schrecklich sind. Da sie sich meistens in dem Lauf oder gegen das Ende der regnichten Jahrszeit und zur Zeit der großen Fluthen äussern, so haben geschickte Naturkundiger gemuthmaßt, daß diese Erscheinung von diesen beyden Ursachen herkommen könne.

Die Gewässer des Himmels und der See, reissen den Erdboden ein, spühlen ihn aus und verheeren ihn auf mehr als eine Art. Der Ocean insbesondre, greift diese Kugel mit einer Wuth an, die man weder voraus sehen noch vermeiden kann. Unter den Stürmen die dies unruhige und tobende Element unaufhörlich gegen dieselbe wagt, ist einer, der auf den Antillen unter dem Namen **Sprengfluth** bekannt ist. Man sieht sie untrüglich ein, zwey oder dreymal vom Julius bis October; und zwar allzeit auf den westlichen Küsten, weil sie nach den West- oder Südwinden, oder selbst unter ihrem Einfluß kommt. Die Wellen,

die

die sich von Ferne auf 4 oder 500 Schritte ruhig zu nähern scheinen, steigen nahe am Ufer plötzlich in die Höhe, als würden sie durch eine höhere Kraft schief gedrängt, und platzen mit der größten Heftigkeit. Die Schiffe, die sich alsdann auf der Küste oder auf auswärtigen Rheden befinden, und weder die hohe See gewinnen, noch sich an ihren Ankern halten können, zerschmettern am Lande, ohne einige Hoffnung zur Rettung für die unglücklichen Matrosen, die verschiedne Stunden lang diesen unvermeidlichen Tod herankommen gesehen.

Eine so ausserordentliche Bewegung des Meers hat man bisher als die Folge eines Sturms angesehen. Allein ein Sturm hat einen Windstrich von einem Punkt nach einem andern; und die Sprengfluth äussert sich in einem Theil einer Insel, welche durch eine andre Insel gedeckt ist, die selbst sie nicht erfährt. Diese Bemerkung hat den Herrn Dürasta, der Afrika und Amerika als Naturkundiger, als Handelsmann und als Staatsmann gesehen, bewogen, eine wahrscheinlichere Ursach dieser sonderbaren Erscheinung zu suchen. Er hat sie nebst andern Wahrheiten gefunden, die mehr als eine Wissenschaft bereichern werden, falls er sich entschließt, sie bekannt zu machen. Wir werden wahrscheinlich alsdann sichrere Kenntnisse über die Orkane bekommen.

Der Orkan ist ein wütender Wind, meistens mit Regen, Blitzen, Donner, zuweilen Erdbeben, und allzeit mit den schrecklichsten, den zerstöhrendsten Umständen begleitet, die die Winde zusammen bringen können. Plötzlich folgt auf den lebhaften und glänzenden Tag des brennenden Erdgürtels eine allgemeine und tiefe Nacht; auf den Schmuck eines ewigen Frühlings die Blöße der traurigsten Winterbäume, die so alt sind als die Welt, werden ausgerissen, und verschwinden. Die vestesten Gebäude zeigen in einem

Augenblick nichts als Schutt. Wo das Auge reiche und grünende Küsten mit Wohlgefallen betrachtete, sieht man nichts mehr als zertrümmerte Pflanzungen und scheußliche Höhlen. Unglückliche, die alles verlohren, weinen auf Leichen, oder suchen ihre Verwandten unter Ruinen. Das Geräusch des Wassers, der Wälder, des Donners und der Winde, die an die erschütterten und zerschmetterten Felsen stoßen und sich zerschlagen; das Geschrey und Heulen der Menschen und Thiere, die in einem Wirbel von Sand, von Steinen, von Trümmern durch einander fortgerissen werden: alles scheint die letzten Zuckungen und den Todeskampf der Natur zu verkündigen.

Indessen bringen diese Orkane reichlichere Ernden, und treiben die Produkte der Erde. Diese gewaltigen Bewegungen mögen ihre Schooß entweder nur zerreissen, um sie zur Fruchtbarkeit zu bereiten, oder der Orkan mag einige Materien mit sich führen, die das Wachsthum der Pflanzen befördern; so hat man bemerkt, daß diese anscheinende und vorüber gehende Unordnung nicht allein eine Folge der beständigen Ordnung war, die durch die Zerstöhrung selbst für die Wiedererzeugung sorgt, sondern ein Mittel, das Ganze zu erhalten, welches sein Leben und Wohlbefinden nur durch eine innere Gährung unterhält, die der Ursprung vom Beziehungsübel und dem allgemeinen Wohl ist.

Die ersten Einwohner der Antillen glaubten sichere Vorbedeutungen dieser schreckenden Erscheinung zu haben. Wenn sie sich ereignen soll, sagten sie, ist die Luft trübe, die Sonne roth, und gleichwohl ist das Wetter still, und der Gipfel der Berge hell. Man hört unter der Erde, oder in den Cisternen, ein dumpfiges Getöse, als wenn Winde darinn eingesperrt wären. Die Sternenscheibe scheint von einem Dunst verdunkelt, der sie dem Ansehen nach größer macht.

Der

Der Himmel ist im Nordwesten drohend finster. Das Meer giebt einen starken Geruch, und braust selbst mitten in der Stille. Der Wind dreht sich plötzlich von Osten nach Westen, und bläst mit gewaltsamen Wiederholungen, die jedesmal zwey Stunden dauern.

Ob man gleich nicht die Wahrheit aller dieser Bemerkungen zu versichern wagt, so würde es gleichwohl unklug oder zu wenig philosophisch scheinen, wenn man der wilden Völker Begriffe und selbst Vorurtheile vom Wetter und den Jahrszeiten aus der Acht lassen wollte. Ihr Müßiggang, und die Gewohnheit, in freyem Felde zu leben, giebt ihnen Gelegenheit, und setzt sie in die Nothwendigkeit, die kleinsten Veränderungen, die in der Luft vorgehen, zu beobachten, und über diesen Gegenstand Kenntnisse zu gewinnen, welche aufgeklärtern Nationen entwischen, die sich mehr sitzenden Arbeiten wiedmen, und stärker mit denselben beschäftigt sind. Vielleicht ists für die Wilden, die Thatsachen zu finden, und das Erforschen ihrer Ursachen, für die gelehrten Völker. Wir wollen, wo möglich, der Orkane ihre ausfindig machen, die eine in Amerika so gemeine Erscheinung sind, daß es ihretwegen allein schon seit Jahrhunderten hätte können verlassen, oder unbewohnbar geworden seyn.

Kein Orkan kommt von Osten, das ist, von der größten Seestrecke, die man auf den Antillen sieht. Diese wohl bewährte Thatsache würde uns nöthigen zu glauben, daß sie sich alle auf dem vesten Lande von Amerika bilden. Der in dem südlichen Theil, vom Julius bis zum Januar beständig, und zuweilen mit großer Stärke regierende Westwind, und der Nordwind, welcher zu gleicher Zeit im mitternächtigen Theile weht, müssen, wenn sie einander begegnen, sich mit einer ihrer natürlichen Schnelligkeit angemessenen Heftigkeit stoßen. Ereignet sich dieser Stoß in den

engen und langen Päſſen der Gebirge; ſo muß aus denſelben ein Luftſtrom gewaltſam heraus fahren, deſſen Schuß im vereinten Verhältniß ſeiner bewegenden Kraft und des Durchſchnitts der Päſſe fortgehen wird. Jeder dichte, in der Richtung dieſes Luftſtroms befindliche Körper wird von ihm einen ſchwächern oder ſtärkern Eindruck empfangen, nachdem er ihm mehr oder weniger Oberfläche entgegen ſtellen wird; ſo daß, wenn ſeine Lage die Richtung des Orkans ſenkrecht durchſchnitte, man nicht weiß, was für die ganze Maſſe daraus erfolgen könnte. Die verſchiednen Lagen der Inſeln, ihre runde oder winklichte Geſtalt ſtellen dieſen erſchrecklichen Luftſtrömen glücklicher Weiſe mehr oder minder ſchiefe Oberflächen entgegen, die den Strom ableiten, ſeine Kräfte theilen, oder ſie ſtufenweis brechen. Es läßt ſich ſogar aus der Erfahrung ſagen, daß ihre Thätigkeit ſich ſo weit erſchöpft, daß man den Orkan in der Richtung ſelbſt, wo er am ſtärkſten wütet, 10 Meilen weiter kaum gewahr wird. Die beſten Beobachter haben bemerkt, daß alle Orkane, die nach einander die Inſeln verwüſtet, von Nordweſten kamen, und folglich aus den durch die Gebirge von St. Martha gebildeten engen Päſſen. Daß einige Inſeln von dieſer Richtung entfernt ſind, iſt kein hinreichender Grund, um dieſe Meynung zu verwerfen; weil ein Luftſtrom durch viele Urſachen zum Abweichen gegen Süden oder gegen Oſten kann gebracht werden. Wir glauben daher, man habe geirrt, wenn man gedacht hat, daß die Heftigkeit eines Orkans unter allen 32 Winden wirkte. Dies ſind die zerſtöhrenden Erſcheinungen, um deren Preis die Natur die Reichthümer der neuen Welt verkauft; welches Hinderniß aber konnte die Verwegenheit des kühnen Seefahrers aufhalten, der ſie entdeckt hatte?

Gewohnheiten der Karaiben.

Nachdem ſich Chriſtoph Kolombo auf San-Domingo, einer der großen Antillen, veſtgeſetzt, unterſuchte

ſuchte er die kleinen. Er fand auf denſelben nicht ſo ſchwache, ſo furchtſame Inſulaner, als diejenigen, die er zuerſt unterjocht hatte. Die Karaiben, die urſprünglich aus Guyana und mit den Galibis von einer Nation zu ſeyn glaubten, waren von mittler, gedrungner und nervichter Statur; ſo wie ſie hätten ſeyn müſſen, um ſehr handveſte Leute zu machen, wenn ihr Leben und ihre Uebungen dieſen Anlagen zu Hülfe gekommen wären. Ihre vollen und gemäſteten Beine waren gemeiniglich wohl gemacht; ihre Augen waren ſchwarz, groß, und ein wenig hervorliegend. Ihre Figur würde angenehm geweſen ſeyn, hätten ſie das Werk der Natur nicht verunziert, um ſich eingebildete Schönheiten zu geben, die nur bey ihnen gefallen konnten. Die Augbraunen und das Haupthaar ausgenommen, hatten ſie kein einziges Haar auf dem ganzen Leibe. Sie trugen keine Art Kleidung, und waren darum nicht minder keuſch. Bloß um ſich gegen den Inſectenbiß zu verwahren, mahlten ſie ſich vom Kopf bis auf die Füße mit Rockou, welches ihnen die Farbe eines gekochten Krebſes gab.

Ihre Religion ſchränkte ſich auf die Meynung ein, die dem Menſchen ſo natürlich iſt, daß man ſie bey den meiſten barbariſchen Nationen verbreitet, und ſelbſt noch bey vielen von den geſitteten Nationen findet; das iſt, daß ſie auf eine verwirrte Art an eine gute und eine böſe Anfangsurſache glaubten. Um die Schutzgottheit bekümmerten ſie ſich nicht; aber das übelthätige Weſen fürchteten ſie ſehr. Ihr übriger Aberglaube war mehr abgeſchmackt, als gefährlich, und ſie waren demſelben nicht ſehr zugethan. Dieſe Gleichgültigkeit machte ſie nicht gelehriger gegen das Chriſtenthum, als man ihnen daſſelbe anbot. Sie ſtritten nicht mit denen, die ihnen dieſe Lehren predigten, weigerten ſich aber, ſie zu glauben, aus Furcht, wie ſie ſagten, ihre Nachbarn möchten ihrer ſpotten.

Obgleich die Karaiben keine Art von Regierung hatten, lebten sie doch in ungestörter Ruhe. Dem Frieden, dessen sie genossen, hatten sie das angebohrne, und vor aller Ueberlegung her gehende Mitleid zu danken, woraus die geselligen Tugenden herfließen. Dies sanfte Gefühl entspringt aus dem organischen Bau *) des Menschen, der nur sich selbst zu lieben bedarf, um das Uebel seines Gleichen zu hassen. Solchergestalt würde es, um die Despoten menschlich zu machen, genug seyn, daß sie selbst die Henker **) der Schlachtopfer, die sie ihrem Stolz opfern, und die Ausrichter der Grausamkeiten würden, die sie anbefehlen. Sie müßten mit ihren wollüstigen Händen die Verschnittnen ihres Serrail verstümmeln; auf die Schlachtfelder gehen, um das Blut ihrer sterbenden Soldaten aufzufangen, ihre Flüche zu hören, ihre Zuckungen und Todeskampf anzusehen; in die Krankenhäuser gehen, um daselbst die Wunden, die Brüche, die Krankheiten mit Muße zu betrachten, die durch Hungersnoth, durch gefährliche und ungesunde Arbeiten, durch die Härte der Frohndienste und Auflagen, durch die aus den Fehlern ihres Karakters entstehenden Trübsale veranlaßt sind. Wie viel Verbrechen und Uebel würden dergleichen, bey der Erzie-

hung

*) Wenn man doch nicht so dreust wäre, die Organisation des Menschen zur Quelle seiner Empfindungen anzugeben; da man seine feinere Organisation und ihr Spiel, worauf es doch hier ankömmt, so wenig versteht! Aber nach Helvetius ist es so Mode.

**) Das möchte nicht immer glücken, Despoten mitleidig zu machen. Sie haben sich zu sehr daran gewöhnt, nur sich zu schätzen: und manche haben auch in der Vollziehung ihrer Grausamkeiten ein Vergnügen gefunden. Mit Weichlingen möchte das angehen, und der Verf. kennet vielleicht nur Despoten, die Weichlinge sind.

hung der Fürsten angebrachte Auftritte, den Menschen ersparen! Wie viel Gutes würden der Könige Thränen über die Völker verbreiten!

Die Karaiben, deren Herz nicht durch die schlechten Gesetze verkehrt war, die uns verderben, kannten die bey den gesitteten Völkern so gemeinen Treulosigkeiten, Verräthereyen, Meineyde, und Mordthaten nicht. Die Religion, die Gesetze, die Blutgerüste, diese überall aufgeführte Dämme, um die alten Usurpationen wider die neuen Usurpationen zu bewahren, waren Leuten, die nur der Natur folgten, unnütz. Den Diebstahl kannten diese Wilden nicht eher, als bis die Europäer ankamen. Vermißten sie etwas, so sagten sie, die Christen wären zu ihnen gekommen *).

Diese Insulaner wußten von den großen Bewegungen der Seele, die Liebe nicht ausgenommen **). Diese Empfindung war für sie nur ein Bedürfniß. Niemals entfuhr ihnen irgend ein Zeichen der Aufmerksamkeit, irgend ein Beweis von Zärtlichkeit gegen das in andern Klimaten so gesuchte Geschlecht.

*) Wozu nützet diese Declamation? Sollen wir etwa wieder natürliche Wilden werden? Der natürliche Mensch kennet freylich viele Laster und Verbrechen nicht, und bedarf sie auch nicht: mit den Kenntnissen und Bedürfnissen vermehren sich die Laster. Drum sind alsdenn auch Religion, Gesetze und Unterricht vonnöthen, den Menschen gehörig einzuschränken: sie müssen sich nur auf seine Lage, darinn er ist, auch passen.

**) Sollte die Liebe wohl eine große Regung der Seele seyn? Sie ist es nur in Characteren, die an sich schon groß sind. Bey den mehresten Menschen ist sie nur Bedürfniß, mit mehrerer oder wenigerer characteristischen Empfindung angemischt: und wo diese Anmischung gar nicht Statt findet, da sind die Menschen noch wenig über die Thiere erhoben. Was waren also die Caraiben?

Sie sahen ihre Weiber vielmehr für ihre Sklavinnen, als für ihre Gesellschaft an, ließen sie nicht mit sich essen, hatten sich des Rechts angemaaßt, sie zu verstossen, ohne ihnen eine andere Verbindung zu gestatten. Sie selbst fühlten sich zum Gehorchen gebohren, und ergaben sich in ihr Schicksal.

Uebrigens fühlte der Karaiben Seele keinen Geschmack an der Herrschaft. Ohne Unterscheid des Rangs, waren sie alle gleich. Sie verwunderten sich zum höchsten, als sie unter den Europäern Subordination bemerkten. Dies System beleidigte ihre Begriffe so stark, daß sie diejenigen, die so niederträchtig waren, Befehle anzunehmen und auszuführen, als Sklaven ansahen. Waren die Weiber bey ihnen unterthan, so war dies eine natürliche Folge der Schwachheit ihres Geschlechts. Wie, und warum aber dienten die handvestesten Männer den schwächeren? Wie kam es, daß ein Einiger Allen befahl? Krieg, Betriegerey und Aberglaube hatten ihnen dies Problem noch nicht aufgelößt *).

Ein Volk, welches weder Eigennutz, noch Stolz, noch Ehrgeitz kannte, mußte sehr simple Sitten haben. Jede Familie machte eine Art Republik aus, die bis auf einen gewissen Punkt von der übrigen Nation abgesondert war. Sie machte ein Dorf aus, welches **Karbet** hieß, und mehr oder weniger beträcht-

*) Wie falsch und wie leichtsinnig! Kann denn eine gesittete Gesellschaft ohne Subordination bestehn? Und kann es ein Verdienst für ein Volk seyn, wenn es keine Subordination kennet? Krieg, Betrug und Aberglauben haben oft sklavische Subordination bewirkt; aber wie oft auch Weisheit und gemeinnützige Denkungsart freyen Gehorsam hervorgebracht. Wer nicht alles, was da ist, zu frondiren Lust hat, wird die Fehler der Menschen, nicht der Sache selbst, in Rechnung bringen.

trächtlich war, je nachdem sie sich mehr oder weniger ausgebreitet hatte. In der Mitte wohnte das Haupt oder der Patriarch der Familie, mit seinen Weibern und seinen jüngern Kindern. Rund umher sah man die Hütten seiner verheyratheten Nachkommenschaft. Pfähle waren die Säulen dieser Hütten, und Stroh ihr Dach, Waffen, baumwollene Betten ohne Kunst und ohne Arbeit, einige Körbe, und Küchengeräth von Kalebassen, waren ihr Hausrath.

Daselbst brachten die Karaiben den größten Theil ihres Lebens mit Schlafen oder Tobakrauchen in ihren Hangmatten *) zu. Giengen sie heraus, so war es, um in einem Winkel an der Erde sitzen zu bleiben, wo sie in tiefes Nachdenken vergraben schienen. Sprachen sie, welches selten war, hörte man ihnen zu, ohne sie zu unterbrechen, ohne ihnen zu widersprechen, ohne ihnen anders als durch ein stummes Zeichen des Beyfalls zu antworten.

Da sie wenig aßen, so sorgten sie nicht sehr für ihren Unterhalt. Die Menschen, die in Wäldern leben, verbrauchen weniger, als diejenigen, die offene Felder bewohnen. Die Luft ist dort mehr verdickt, und man kann glauben, daß die Pflanzen nahrhafte Theilchen ausdünsten. Solchergestalt konnte die Mäßigkeit der Karaiben, die man anfangs für eine Folge ihrer Trägheit hielt, wohl zum Theil dem Pflanzengeist zugeschrieben werden, welchen sie in den Wäldern einhauchten, womit ihre Inseln bedeckt waren.

*) Sie waren also nicht viel über das Pflanzenleben erhoben. Wiewohl sie dem ohngeachtet, da sie doch Menschen waren, durch das Fremde des Verfahrens der Europäer aus dem Schlummer erweckt, und durch die Härte der ersten Eroberer wütend gemacht werden konnten.

Mitten in diesen Wäldern fand dies müßige Volk, ohne zu der beschwerlichen Ackerarbeit genöthigt zu seyn, sicher, eine gesunde, seinem Temperament zuträgliche Nahrung, die keine oder sehr wenige Zubereitung erforderte. Vereinigte es mit diesen Gaben einer rohen und freygebigen Natur noch zuweilen die Frucht seiner Jagd oder seiner Fischerey, so war dies nur bey Gelegenheit eines Fests.

Diese zugerüsteten Mahlzeiten hatten keine gesetzte Zeit. Die Gäste erschienen bey denselben mit dem Gepräge ihres Karakters. Sie waren in diesen Versammlungen nicht lebhafter, als in ihrem gewöhnlichen Leben. Schläfrigkeit und lange Weile waren in allen Augen gemahlt. Die Tänze waren so steif und so ernsthaft, daß die Bewegungen des Körpers die Schwere der Seele zeigten. Indessen endigten sich diese traurigen Feste, dem finstern, Ungewitter brütenden Wetter gleich, selten ohne Blutvergießen. Die im einsamen Leben so nüchternen Wilden besoffen sich in ihren Gesellschaften; eingeschläferte oder schlecht getilgte Feindschaften unter den Familien wurden durch die Trunkenheit erhitzt und wieder erweckt. Das Ende war, daß man sich tod schlug. Solchergestalt wurden Haß und Rache, die einzigen tiefen Empfindungen, die diese wilden Seelen in Bewegung setzen konnten, durch die Vergnügungen selbst verewigt. In der Freude der Feste umarmten sich die Verwandten, die Freunde, und schwuren, das veste Land mit Krieg zu überziehen.

Die Karaiben giengen auf Fahrzeugen in See, die aus einem einzigen Baum gemacht waren, den man vermittelst eines unten am Stamm angelegten Feuers gefällt hatte. Ganze Jahre waren angewandt worden, diese Kanoen mit steinernen Aexten und mit Hülfe des Feuers auszuholen, welches man geschickt

in

in den Stamm des Baums leitete, um der Piroge die gehörige Gestalt zu geben. Waren diese freyen und freywilligen Krieger auf den Küsten von Guyana angelangt, so suchten sie daselbst die Araukas, durch die sie vormals davon vertrieben worden. Mit einer Art Keule, die kürzer war, als der Arm, und mit ihren vergifteten Pfeilen thaten sie den Angriff. Wenn die Wilden von dem Zuge zurück kamen, der um desto hurtiger geendigt war, da ihn die Antipathie grausamer und lebhafter machte, fielen sie in ihre Unthätigkeit zurück.

Die Spanier bekriegten dies Volk, ungeachtet sie bessere Waffen hatten, nicht lange Zeit, und führten den Krieg nicht immer mit Erfolg. Anfangs suchten sie nichts als Gold. Nachher suchten sie Sklaven; aber da sie keine Bergwerke gefunden, und die so stolzen, so schwermüthigen Karaiben in der Sklaverey starben, gaben die Spanier Eroberungen auf, die sie geringe schätzten, und die sie ohne beständige und blutige Kriege weder machen noch erhalten konnten.

Die Engländer und Franzosen hatten erfahren, was vorgieng, und versuchten einige schwache Ausrüstungen, um die spanischen nach diesen Häfen gehenden Schiffe aufzubringen. Der Erfolg machte der Seeräuber mehr. Der Friede, der oft in Europa regierte, hinderte die Unternehmungen nicht. Die Gewohnheit der Spanier, alle Fahrzeuge anzuhalten, die sie jenseit des Wendezirkels fanden, rechtfertigte diese Raubereyen.

Die Engländer und Franzosen lassen sich auf den Inseln nieder, und rotten auf denselben die Karaiben aus.

Die beyden Völker besuchten seit langer Zeit die Inseln vor dem Winde, ohne daß sie darauf bedacht gewesen oder Mittel gefunden hatten, sich auf denselben niederzulassen. Vielleicht fürchteten sie, sich mit den Karaiben zu überwerfen, von denen sie gut aufgenommen waren. Vielleicht hielten sie einen Bo-

den

den ihrer Aufmerksamkeit nicht werth, der keine von den in der alten Welt gebräuchlichen Eßwaaren herfürbrachte. Endlich landeten Engländer unter **Warners** Anführung, und Franzosen unter **Danambücks** Befehlen, im Jahr 1625 auf St. Christoph an einem und demselben Tage, auf zwey entgegen gesetzten Seiten. Vielfältige Stöße hatten die einen und die andern überzeugt, daß sie sich nicht sicher mit der Beute des gemeinschaftlichen Feindes bereichern würden, als wenn sie einen gewissen Aufenthalt, Häfen, einen Sammelplatz hätten. Da sie von Handel, Ackerbau, und Eroberung keinen Begriff hatten, so theilten sie sich friedlich in die Küsten der Insel, worauf der Zufall sie zusammen gebracht hatte. Die Landeseingebohrnen, die sich von ihnen entfernten, sagten: **Das Land muß bey euch sehr schlecht seyn, oder ihr müßt sehr wenig haben, daß ihr durch so viele Gefahren so weit her kommt, um welches zu suchen.**

Der Hof zu Madrid ergriff nicht eine so friedliche Parthey. **Friedrich von Toledo**, den er 1630 mit einer gegen die Holländer bestimmten furchtbaren Flotte nach Brasilien schickte, erhielt Befehl, im Vorbeygehen die Seeräuber auszurotten, die, nach den Vorurtheilen dieser Krone, sich einer ihrer Besitzungen mit Unrecht angemaaßt hatten. Die Nachbarschaft zweyer thätigen, betriebsamen Nationen verursachte den Spaniern lebhafte Unruhe. Sie fühlten, daß ihre Kolonien in Gefahr seyn würden, wenn es andern Völkern gelänge, sich in diesem Theil von Amerika vestzusetzen.

Die Franzosen und Engländer vereinigten ihre schwachen Mittel gegen den gemeinschaftlichen Feind vergeblich. Sie wurden geschlagen. Was nicht, tod oder gefangen, im Gefechte blieb, flüchtete über Hals und Kopf nach den benachbarten Inseln. Als

die

die Gefahr vorüber war, kehrten sie größtentheils nach ihren Wohnplätzen zurück. Spanien, mit einem, seiner Meynung nach, wichtigern Interesse beschäftigt, beunruhigte sie nicht mehr, und verließ sich wegen ihrer Ausrottung vielleicht auf ihre Eifersucht.

Die beyden überwundnen Nationen hielten mit ihren Mitwerbungen inne, um das Unglück der Karaiben zu befördern. Diese hatten sich schon zu St. Christoph den Verdacht zugezogen, daß sie mit Verrätherey umgiengen, und waren verjagt oder ausgerottet worden. Man hatte sich ihre Weiber, ihre Lebensmittel, und das Land, welches sie bewohnten, zugeeignet. Der auf die Usurpation folgende Unruhgeist ließ die Europäer vermuthen, daß die andern wilden Völker an der Verschwörung Theil hätten. Man griff sie auf ihren Inseln an. Vergebens zogen diese simpeln Menschen, die nicht daran dachten, einen Boden streitig zu machen, an welchen sie nicht durch Eigenthum gebunden waren, die Grenzen ihrer Wohnplätze nach dem Maaß zurück, wie unsre Ansprüche weiter giengen. Sie wurden darum nicht mit mindrer Hitze verfolgt. Als sie sahen, daß es auf ihr Leben oder auf ihre Freyheit gemünzt war, griffen sie endlich zu den Waffen, und die Rache, die stets weiter geht, als die Beleidigung, mußte sie zuweilen grausam machen, ohne ungerecht zu seyn.

In den ersten Zeiten machten die Engländer und Franzosen gemeine Sache wider die Karaiben; aber diese Art von zufälliger Gesellschaft ward oft unterbrochen. Es war keine dauerhafte Verpflichtung dabey, noch weniger eine Gewähr für die gegenseitigen Besitzungen. Zuweilen waren die Wilden so schlau, daß sie bald mit einer, bald mit der andern Nation Frieden machten; und dadurch verschafften sie sich die Erleichterung, daß sie nur einen Feind auf einmal hatten. Dies hätte für die Sicherheit dieser Insulaner wenig

bedeu=

bedeutet, falls nicht Europa, das sich um eine kleine Anzahl Abentheurer nicht bekümmerte, deren Streifzüge ihm noch gar keinen Nutzen verschafft hatten, auch übrigens nicht aufgeklärt genug war, um in der Zukunft zu lesen, die Sorge, sie zu regieren, und die Aufmerksamkeit, sie in Stand zu setzen, daß sie hätten ihre Vortheile weiter treiben oder wieder vornehmen können, gleichmäßig versäumt hätte. Die Gleichgültigkeit beyder Mutterländer bewog, im Januar 1660, ihre Unterthanen in der neuen Welt, selbst einen Vertrag zu machen, wodurch jedem Volk die Besitzungen, die es in den mancherley Kriegsvorfällen erlangt, und die bis dahin gar keine Vestigkeit gehabt, gesichert wurden. Dieser Schritt war mit einem Bündniß auf Angriff und Vertheidigung begleitet, um die Landeseingebohrnen zum Beytritt zu zwingen, wozu die Furcht sie in eben dem Jahre bewog.

Vermöge dieses Tractats, der diesem Theil von Amerika Ruhe gab, behielt Frankreich **Guadaloupe, Martinike, Granada**, und einige andre minder wichtige Besitzungen. England ward im Besitz von **Barbados, Nieves Antigoa, Montserrat**, und vieler unbedeutenden Inseln bestätigt. **St. Christoph** behielten beyde Mächte gemeinschaftlich. Die Karaiben wurden insgesammt auf Domingo und St. Vincent gesetzt, wo sich alle zerstreute Glieder dieser Nation wieder vereinigten. Ihre Bevölkerung belief sich damals nicht über 6000 Menschen.

Um diese Zeit stieg der Flor der engländischen Pflanzörter, die unter einer erträglichen, obgleich fehlerhaften Regierung einige Vestigkeit erlangt hatten. Die französischen Kolonien hingegen wurden von einer großen Anzahl ihrer Einwohner aus Verzweiflung verlassen, daß sie noch unter der Tiranney ausschliessender Privilegien seufzen mußten. Diese Freyheit liebenden Leute flüchteten nach der nordli-

Die Franzosen lassen sich

chen

chen Küste von San-Domingo, welche verschiednen Abentheurern ihrer Nation, seit ungefähr 30 Jahren, da sie von St. Christoph vertrieben worden, zur Zuflucht diente. auf San-Domingo nieder.

Man nannte sie **Fleischdörrer**, weil sie, nach Art der Wilden, das Fleisch, wovon sie sich nährten, an Oertern, die **Rostplätze** hießen, räucherten. Da sie weder Weiber noch Kinder hatten, so war ihre Gewohnheit, sich zwey und zwey zusammen zu gesellen, um sich die Dienste, die man in einer Familie erhält, zu leisten. Die Güter waren in diesen Gesellschaften gemeinschaftlich, und blieben allzeit dem, der seinen Gefährten überlebte. Das Stehlen kannte man nicht, obgleich nichts verschlossen ward; und was man in seinem Hause nicht fand, das nahm man bey seinen Nachbarn, wobey nichts weiter nöthig war, als es ihnen anzuzeigen, wenn sie zugegen, oder wenn sie nicht da waren, es ihnen bey ihrer Rückkunft zu melden. Mißhelligkeiten waren selten, und leicht geendigt. Bezeigten sich die Partheyen hartnäckig, so machten sie ihre Händel mit Flinten aus. Hatte die Kugel von hinten oder in der Seite getroffen, so urtheilte man, es sey Treulosigkeit dabey, und man erschlug den Urheber des Mords. Die Gesetze des alten Vaterlandes wurden für nichts gerechnet. Sie behaupteten, durch die beym Durchgang unter dem Wendezirkel bekommene Seetaufe von aller Verbindlichkeit gegen dasselbe frey gemacht zu seyn. Sie hatten sogar ihre Familiennamen abgelegt, und Kriegsnamen angenommen, die größtentheils auf ihre Nachkommen fortgeerbt.

Ein mit dem Blut der auf der Jagd erlegten Thiere bespritztes Hemde; ein noch schmuzigeres, wie eine Brauerschürze gemachtes Unterkleid; ein Riemen, woran ein sehr kurzer Säbel und einige Messer hiengen, zum Gürtel; ein Hut ohne andern Rand, als

eine

eine vorn zum Anfassen niedergeschlagne Klappe; Schuh ohne Strümpfe: das war die Kleidung dieser Barbarn. Ihr Ehrgeiz begnügte sich mit einem Gewehr, welches Kugeln von einer Unze schoß, und einer Kuppel von 25 oder 30 Hunden.

Die Fleischdörrer hatten keine andre Beschäftigung, als die wilden Ochsen zu bekriegen, die sich auf der Insel ungemein vermehrt hatten, seitdem die Spanier sie dahin gebracht. So wie man einen erlegt hatte, ward er geschunden; und man hielt nicht eher inne, als bis man ihrer so viele getödtet, als Jäger waren. Alsdann ließ man einige Stücke Fleisch kochen, dessen ganze Würzung in Piment und Orangesaft bestand. Brod kannten sie nicht, und hatten nichts als Wasser zu ihrem Getränke. Einen Tag und alle Tage war die Beschäftigung einerley, bis man die Anzahl Häute zusammen gebracht, die man den Schiffen verschiedener Nationen, die in dortigen Gewässern schifften, zu liefern Willens war. Alsdann begab man sich nach irgend einer Rhede, um sie zu verkaufen. Sie wurden durch die **Miethlinge** dahin getragen, welches eine Art Leute waren, die sich in Europa verkauften, um in den Kolonien drey Jahr als Sklaven zu dienen. Einer dieser Unglücklichen wagte es, seinem Herrn, der zu dieser Reise immer den Sonntag wählte, vorzustellen, Gott habe diesen Gebrauch verboten, als er gesagt: **Sechs Tage sollst du arbeiten, und am siebenten sollst du ruhen von deiner Arbeit.** Und ich, versetzte der grausame Fleischdörrer, und ich sage: sechs Tage sollst du Stiere tod schlagen und schinden, und am siebenten sollst du ihre Häute ans Seeufer tragen. Dies Gebot begleitete er mit Stockschlägen, die bald zur Beobachtung, bald zur Uebertretung der göttlichen Gebote antreiben.

Leute von solchem Karakter, in beständiger Leibesübung, alle Tage mit frischem Fleisch gefüttert, wußten wenig von Gebrechen. Nur eintägige Fieber, die sie den folgenden Tag nicht mehr fühlten, unterbrachen ihre Streifereyen. Die Zeit mußte sie indessen unter einem für ein so hartes Leben zu brennenden Himmel schwächen.

Das Klima war eigentlich der einzige Feind, den die Fleischdörrer zu fürchten hatten. Die anfangs so beträchtliche spanische Kolonie war Nichts mehr. Von ihrem Mutterlande vergessen, hatte sie selbst das Andenken ihrer vergangnen Größe verlohren. Ihre wenigen übrigen Einwohner lebten im Müßiggang. Ihre Sklaven hatten keine andre Arbeit, als sie in ihren Hangmatten einzuwiegen. Auf die Bedürfnisse eingeschränkt, denen die bloße Natur ein Genügen thun konnte, gelangten sie durch Mäßigkeit zu einem Alter, welches unter einem mildern Himmel selten ist.

Ihre Schläfrigkeit würde wahrscheinlich nicht erwacht seyn, falls sie nicht, so wie sie sich entfernten, durch eine zu unternehmende und zu verwegne Thätigkeit verfolgt waren. Durch die beständige Stöhrung ihrer Ruhe zur Verzweiflung gebracht, ließen sie vom vesten Lande und den benachbarten Inseln Truppen kommen, die auf die zerstreuten Fleischdörrer Jagd machten. Sie überfielen diese Barbarn in kleiner Anzahl auf ihren Streifzügen, oder bey der Nacht in ihren Hütten. Viele wurden niedergemacht. Man kann glauben, daß alle diese Abentheurer würden nach und nach umgekommen seyn, wenn sie sich nicht zusammen gerottet hätten, um sich zu vertheidigen. Des Tages mußten sie sich nothwendig trennen; allein des Abends sammelten sie sich wieder. Fehlte Jemand, so schloß man, er sey gefangen, oder getödtet, und die Jagden wurden ausgesetzt, bis man ihn

wieder gefunden, oder sein Tod gerächt worden. Man kann sich einbilden, was für ein Metzeln Räuber um sich her machen mußten, die ohne Vaterland und ohne Gesetze; Jäger und Krieger aus Bedürfniß und Naturtrieb; durch die Gewohnheit, anzugreifen, und die Nothwendigkeit, sich zu wehren, zu Blut und Morden gereizt waren. Es ward auch in ihrer Wuth alles, ohne Unterscheid des Alters oder Geschlechts, hingeopfert. Als endlich die Spanier die Hoffnung aufgaben, so grausame und so erpichte Feinde zu überwinden, geriethen sie auf den Einfall, selbst durch allgemeine Jagden alle Ochsen auf der Insel auszurotten. Die Ausführung dieses Plans, der den Fleischdörrern ihre gewöhnlichen Hülfsmittel abschnitt, nöthigte sie, Wohnplätze anzulegen, und anzubauen.

Frankreich, welches bis dahin Räuber nicht hatte kennen wollen, deren Erfolg gar keine Stetigkeit hatte, erkannte sie für seine Unterthanen, als sie ansäßig wurden. Es schickte ihnen 1665 einen tugendhaften und verständigen Mann, um sie zu regieren. In seinem Gefolge reißten Frauenzimmer mit, die, wie die meisten von denen, die man zu verschiednen Zeiten hat nach der neuen Welt gehen lassen, nur durch ihre Liederlichkeiten bekannt waren. Die Fleischdörrer stießen sich an diese Sitten nicht. **Ich verlange für das Vergangne keine Rechenschaft von dir**, sagte ein jeder zu der, die das Loos ihm bestimmte; **du warst nicht mein. Stehe mir nur itzt, da du mir gehören sollst, für die Zukunft; das Uebrige erlasse ich dir.** Dann schlug er mit der Hand auf den Lauf seiner Flinte, und setzte hinzu: **Dieser wird mich an deiner Untreue rächen; begehst du einen Fehltritt, so wird er dich nicht verfehlen.**

Die Engländer erobern Jamaika.

Die Engländer hatten nicht gewartet, bis sich ihre Nebenbuhler auf den großen Antillen dauerhaft vest-

gesetzt,

gesetzt, um dort selbst einen Pflanzort anzulegen. Der Verfall von Spanien, welches durch seine häuslichen Mißhelligkeiten, durch Kataloniens und Portugalls Aufstand, durch die Zuckungen des Königreichs Neapel, durch die auf den Feldern von Rocroi geschehene Vertilgung seines furchtbaren Fußvolks, durch seinen beständigen Verlust in den Niederlanden, durch die Unfähigkeit derer, die es regierten, selbst durch die Erlöschung des Nationalstolzes, der sich mit großen Dingen genährt, und dann in eine hochmüthige Faulheit ausgeartet, geschwächt war. Spaniens Verfall ließ nicht zweifeln, man würde es mit Erfolg bekriegen. Frankreich wußte alle diese Unordnungen, die zum Theil sein Werk waren, geschickt zu nutzen; und Cromwel schlug sich 1655 zu ihm, um einige Steine von einem Gebäude loszureissen, welches von allen Seiten einstürzte.

Dies Betragen brachte die besten engländischen Officiere auf, die nichts als eine große Ungerechtigkeit darinn wahrnahmen, und bewog sie, den Dienst zu verlassen. Sie urtheilten, der Wille ihrer Obern sey nicht hinlänglich, ein Unternehmen zu rechtfertigen, welches alle Grundsätze der Billigkeit verletzte, und sie würden, wenn sie mit zu seiner Ausführung beytrügen, sich eines ungeheuren Verbrechens schuldig machen. Europa sah diese tugendhaften Maximen als die Wirkung des halb schwärmerischen, halb republikanischen Geistes an, der damals in England regierte; allein es griff den Protektor von einer andern Seite an.

Spanien hatte die andern Nationen lange Zeit mit seinen Fesseln bedroht. Es war möglich, daß der große Haufe, der nicht gemacht ist, die Stärke der Mächte zu berechnen, den Abwechslungen des Gleichgewichts nachzugehen, noch an seinen alten Vorurtheilen klebte. Ein neues Schrecken hatte diejeni-

gen guten Köpfe ergriffen, die den Gang der allgemeinen Angelegenheiten studierten. Sie sahen, daß Frankreich, falls der Strom seines Glücks nicht durch eine fremde Ursach gehemmt würde, die Spanier plündern, ihnen Gesetze vorschreiben, sie zur Vermählung der Infantin mit Ludwig XIV. zwingen, sich Karls V. Erbschaft versichern, und Europens Freyheit, nachdem es dieselbe vertheidigt, unterdrücken würde. Cromwel, der seines Vaterlandes Regierung eben umgestürzt hatte, schien ihnen gemacht zu seyn, um der Könige Herrschaft einen Zügel anzulegen; allein sie betrachteten ihn als den ungeschicktesten Politiker, als sie ihn Verbindungen treffen sahen, die seine besondern Vortheile, das Interesse seiner Nation und des ganzen Europa, ihm schlechterdings zu untersagen schienen.

Diese Betrachtungen müssen dem durchdringenden und tiefen Genie des engländischen Tyrannen nicht entwischt seyn. Vielleicht aber wollte er durch wichtige Eroberungen die Meynung unterstützen, welche seine Nation von seinen Talenten hatte. Erklärte er sich für Spanien, so ward die Ausführung dieses Plans schimärisch; weil er sich höchstens versprechen konnte, das Gleichgewicht zwischen den beyden Partheyen wieder herzustellen. Er hielt es seinen Aussichten zuträglich, sich anfangs mit Frankreich zu verbinden, und es nachher zu bekriegen, wenn er den Gegenstand seines Ehrgeizes würde erlangt haben. Was auch an diesen Muthmaaßungen seyn mag, die in der Geschichte nicht ohne Grund, und wenigstens dem Karakter des erstaunlichen Politikers angemessen sind, dem man diese Art zu räsonniren beymißt, so giengen die Engländer nach der neuen Welt, den Feind anzugreifen, den sie sich eben gegeben.

Ihre erste Kraft ward gegen die Stadt San-Domingo gerichtet, deren Einwohner, bey dem An-

blick einer zahlreichen Flotte unter **Penns** Befehlen, und von 9000 Mann Landtruppen, die **Venables** an ihrer Spitze hatten, in die Wälder flüchteten. Allein diese Flüchtlinge kamen zurück, weil ihres Feindes Fehler ihnen den Muth wiedergaben, und sie zwangen ihn, mit Schimpf wieder an Bord zu gehen. Dieser Unfall war die Wirkung der schlecht genommenen Maaßregeln dieses Unternehmens.

Beyde Häupter desselben hatten nur wenig Talente. Man wußte, daß sie nicht gut mit einander standen, und sie waren dem Protektor nicht zugethan. Man hatte ihnen Aufseher gegeben, die unter dem Namen von Commissarien ihren Operationen Zwang anthaten. Die aus Europa geschickten Soldaten waren der Ausschuß des Kriegsheers, und die man von Barbados und St. Christoph gezogen, waren nichts, als Räuber. Die einzige, für diese Art Leute passende, Ermunterung, die Hoffnung zum Plündern, hatte man ihnen entzogen; obgleich die Erfahrung aller Zeiten bewiesen, daß sie der mächtigste Sporn ist, um in entfernten und schweren Unternehmungen glücklich zu seyn. Alles war so angelegt, daß die Soldaten nicht mit den Generalspersonen, die Generalspersonen nicht unter sich, und beyde nicht mit den Commissarien eins seyn konnten. Es fehlte zugleich an gehörigen Waffen, an Lebensmitteln, die sich für das Klima schickten, und an Kenntnissen, um sich wohl zu führen.

Die Ausführung war des Plans würdig. Die Landung, die ohne Gefahr im Hafen selbst geschehen konnte, ward ohne Führer auf 40 Meilen von dort unternommen. Die Truppen irrten 4 Tage ohne Wasser und ohne Proviant herum. Erschöpft durch die ausschweifende Hitze des Klimats, muthlos durch die Feigheit und das Mißverständniß ihrer Officiere,

machten sie den Spaniern den Sieg nicht einmal streitig. Sie hatten ihre Schiffe wieder erreicht, und glaubten kaum in Sicherheit zu seyn.

Indessen machte das widrige Glück, daß die bis dahin äusserst erbitterten Gemüther sich wieder aussöhnten. Der Engländer, dem die Erniedrigung nicht zur Gewohnheit geworden, ward durch seine Fehler selbst zur Liebe des Vaterlandes, seiner Pflicht, und des Ruhms zurück gebracht, und nahm den Weg nach Jamaika, mit dem Entschluß, zu sterben, oder dasselbe zu erobern.

Die Einwohner dieser seit 1509 unter Spanien stehenden Insel wußten nichts von den auf San-Domingo vorgefallenen Begebenheiten, wußten sogar nicht, daß sich ein Feind ihrer Nation auf ihren Höhen befände. Daher veranstalteten auch die Engländer ihre Landung ohne das geringste Hinderniß. Stolz rückten sie zum Sturm von Santiago herbey, welches der einzige bevestigte Posten der Kolonie ist, als die Regierung durch eine vorgeschlagne Kapitulation ihre Hitze aufhielt. Die auf eine schlaue Art in die Länge gezogene Verhandlung der Artickel gab den Kolonisten Zeit, ihre kostbarsten Sachen an verborgene Oerter zu bringen. Sie selbst flüchteten in unzugängliche Gebirge, und überliessen dem Sieger nichts als eine öde Stadt ohne Hausrath, ohne Schätze, und ohne Vorrath.

Diese Betriegerey setzte die Angreifer in die äusserste Wuth. Sie schickten nach allen Seiten abgesonderte Haufen mit dem Befehl, alles auszurotten: der Verdruß, zu sehen, daß diese Partheyen wieder kamen, ohne das Geringste entdeckt zu haben; die Beraubung aller Bequemlichkeiten, die dieser Nation empfindlicher ist, als andern; das alle Tage überhand nehmende

mende Sterben; die Furcht, durch die sämmtliche Macht der neuen Welt angegriffen zu werden: wegen dieser vereinten Ursachen verlangte man mit grossem Geschrey, nach England zurück zu kehren. Man war im Begriff, sich den entehrenden Vorwürfen der Nation, durch eine feige Verlassung eines so schönen Raubes, als Jamaika ist, blos zu stellen, dafern man nicht die Wiesen gefunden, wohin die Spanier ihre zahlreichen Heerden geführt hatten. Ein so unverhofftes Glück veränderte die Gesinnungen; und die Engländer faßten den Entschluß, ihre Eroberung zu vollenden.

Die durch diesen neuen Vorsatz eingeflößte Thätigkeit machte den Belagerten begreiflich, daß sie in den Wäldern und Abgründen, worinn sie sich versteckt hatten, nicht sicher seyn würden. Sie kamen einmüthig überein, sich nach **Kuba** einzuschiffen. Auf dieser Insel wurden sie mit der Schmach empfangen, die ihre schwache Vertheidigung verdiente, und wieder nach derjenigen, die sie verlassen, zurück geschickt, aber mit unzulänglicher Hülfe, gegen die Macht, welche man zu bestreiten hatte. Aus einer Empfindung derjenigen Ehre, die, bey den meisten Menschen, vielmehr Furcht vor der Schande, als Liebe zum Ruhm ist, thaten sie einen hartnäckigern Widerstand, als man von ihren wenigen Hülfsmitteln erwarten mußte. Nur als sie auf das Aeusserste gebracht worden, räumten sie eine wichtige Insel, die seit dem Augenblick einen sehr kostbaren Theil der britannischen Besitzungen in der neuen Welt ausgemacht hat.

Die Flibüster in den amerikanischen Gewässern.

Bevor sich die Engländer auf Jamaika, und die Franzosen auf San-Domingo vestgesetzt, hatten Seeräuber von beyden Nationen, die nachher unter dem Namen **Flibüster** so berühmt waren, die Spanier von der kleinen, 2 Meilen von San-Domingo lie-

genden, Schildkröteninsel vertrieben, sich auf derselben befestigt, und mit ausserordentlicher Verwegenheit auf den gemeinschaftlichen Feind Jagd gemacht. Sie machten unter sich kleine Gesellschaften von 50, von 100, von 150 Mann. Eine mehr oder minder große Barke war ihre ganze Ausrüstung. Auf derselben waren sie Nacht und Tag allen Beschwerlichkeiten der Luft ausgesetzt, und hatten kaum so viel Platz übrig, daß sie sich schlafen legen konnten. Die Unabhängigkeit das größte Gut derer, die kein Land haben, machte sie jenem gegenseitigen Zwange feind, welchen jede Gesellschaft sich wegen des gemeinschaftlichen Interesse auflegt, und die einen fangen, wenn die andern schlafen wollten. Da die Gewalt, die sie ihrem Kapitän gegeben, sich nicht weiter, als auf den Oberbefehl im Gefecht, erstreckte; so war alles in der äussersten Verwirrung. Gleich den Wilden, ohne Furcht vor Mangel, ohne Sorge, etwas aufzubehalten, befanden sie sich allzeit in den grausamsten Verlegenheiten des Hungers und Durst. Allein sie schöpften aus ihrer Noth einen unglaublichen Muth, und der Anblick eines Fahrzeuges erhitzte sich bis zur Raserey. Ueber den Angriff berathschlagten sie sich niemals. Es war ihre Weise, alsbald zum Entern zu schreiten. Ihre kleinen Fahrzeuge, und die Kunst, sie zu regieren, sicherten sie für dem groben Geschütz des Schiffes, und indem sie nur das Vordertheil darstellten, welches mit Flintenschützen besetzt war, die mit einer ihnen eignen Richtigkeit auf die Schießlöcher feuerten, machten sie die geschicktesten Konstabler irre. Sobald sie den Schiffhaken geworfen, konnte ihnen das größte Schiff selten entwischen.

In der äussersten Noth griffen sie alle Nationen an, und den Spanier, es mochte seyn, wenn es wollte. Der unversöhnliche Haß, den sie ihm geschworen, gründete sich auf die Grausamkeiten, die dies Volk gegen

die

die Einwohner der neuen Welt verübt hatte. Zu diesem Abscheu kam aber ein persönlicher Haß, der Verdruß, sich die Jagd und die Fischerey untersagen zu sehen, die sie mit Grund für naturrechtlich hielten. Sie hatten solche Grundsätze von Gerechtigkeit und Religion, daß sie sich nie einschifften, ohne dem Himmel den Erfolg ihres Unternehmens empfohlen zu haben, daß sie nie vom Plündern zurück kamen, ohne Gott für ihren Sieg zu danken.

Die aus Europa nach Amerika gehenden Schiffe führten ihre Habsucht selten in Versuchung. Diese Barbaren würden auf denselben nur Waaren gefunden haben, deren Verkauf in jenen ersten Zeiten weder leicht, noch vortheilhaft war. Sie erwarteten sie auf dem Rückwege, weil sie sicher waren, **Gold, Silber, Edelsteine,** alle reiche Produkte der neuen Welt darauf zu finden. Wenn sie ein Schiff allein antrafen, unterließen sie niemals, dasselbe anzugreifen. Den Flotten folgten sie bis an den Kanal von Bahama, und sobald ein Fahrzeug von dem andern abkam oder zurück blieb, war es genommen. Der Spanier zitterte bey der Annäherung der Flibüster, die er Teufel nannte, und wußte nichts, als sich zu ergeben. Man gab ihm Quartier, wenn die Prise reich war; war sie es aber nicht, so warf man die Ueberwundnen ins Meer.

Peter Legrand, von Dieppe gebürtig, hatte auf einem kleinen Fahrzeuge nur 4 Kanonen und 28 Mann. Diese Schwäche hielt ihn nicht ab, den Viceadmiral der Gallionen anzugreifen. Er enterte, nachdem er Befehl ertheilt hatte, sein eigen Fahrzeug zu versenken, und er machte das spanische Schiffvolk durch seine Verwegenheit so bestürzt, daß niemand die geringste Bewegung zu machen wagte. Er selbst suchte den Kapitän auf, der in seinem Zimmer spielte,

setzte ihm das Pistol an die Gurgel, und nöthigte ihn, sich zu ergeben. Man setzte diesen Befehlshaber und seine Leute, als ein unnützes Gewicht des Schiffes, das sie so schlecht bewahrt hatten, auf dem nächsten Vorgebirge an Land; und man behielt nur so viel Matrosen, als man gebrauchte, um das Schiff zu regieren.

Fünf und funfzig Flibüster, die in das Südmeer gegangen, kreuzten bis nach Kalifornien. Um wieder in das Nordmeer zu kommen, mußten sie in einem Kano 2000 Meilen gegen den Wind machen. Sie waren bis an die magellanische Meerenge gelangt, als sie für Verdruß, aus einem so reichen Lande nichts mitzubringen, den Weg nach Peru zurück nahmen. Sie erfuhren, daß sich in dem Hafen von **Auka** ein mit vielen Millionen beladenes Schiff befände: sie nahmen es, und schifften sich darauf ein.

Le Basque, Jonque', und **Lorenz le Graff**, kreuzten vor Karthagena mit 3 kleinen Fahrzeugen. Aus dem Hafen liefen 2 Kriegsschiffe aus, die Befehl hatten, mit diesen Flibüstern zu schlagen, und sie todt oder lebendig zu bringen. Diese waren ihrer nicht sobald ansichtig geworden, als sie sie angriffen und nahmen. Alles, was nicht im Gefecht umgekommen, ward ans Land nebst einem Briefe zurück gesandt, worinn man dem Statthalter dankte, daß er diese beyden guten Schiffe geschickt, und ihm meldete, falls er deren noch einige zu viel hätte, würde man 14 Tage auf sie warten; wenn sie aber kein Geld mitbrächten, würde die Mannschaft kein Quartier bekommen.

Die Kapitäne **Michel** und **Brouage** erhalten Nachricht, daß man, um ihre Wachsamkeit zu hintergehen, zu Karthagena unter fremder Flagge beträchtliche Reichthümer eingeschifft: sie greifen die beyden holländischen Schiffe, die diese Schätze führten, an, und nehmen ihnen dieselben ab. Die Holländer,

länder, die es äusserst verdroß, sich durch Fahrzeuge überwunden zu sehen, die weit unter den ihrigen waren, unterstehen sich, Michel ins Gesicht zu sagen, es würde ihm nicht so gut gelungen seyn, wenn er allein gewesen wäre. Michel gab stolz, zur Antwort: **Laßt uns wieder anfangen zu schlagen, und mein Gefährte soll bey dem Gefecht nur Zuschauer seyn. Falls ich der Sieger bin, so will ich nicht allein das Geld haben, sondern ich will Meister von euren beyden Schiffen bleiben.** Die Holländer nahmen die Ausforderung nicht an, sondern machten sich sehr geschwind davon, aus Furcht, man möchte, falls sie es überlegten, es nicht in ihrer Gewalt lassen, es abzuschlagen.

Der Kapitän Lorenz ward von zwey spanischen Schiffen überfallen, die jedes 60 Kanonen, und 1500 Mann führten. **Ihr seyd**, sagte er zu seinen Kamaraden, **zu sehr erfahren, als daß ihr die Gefahr nicht kennen solltet, die wir laufen, und zu brav, um sie zu fürchten. Es muß hier alles geschont und alles gewagt seyn, gewehrt und angegriffen zugleich. Tapferkeit, List, Verwegenheit, Verzweiflung selbst; alles müssen wir bey dieser Gelegenheit aufbieten. Laßt uns die Schmach fürchten, laßt uns die Barbarey unsrer Feinde fürchten; und um ihnen zu entgehen, laßt uns fechten.**

Nach dieser Rede, die mit freudigem Zuruf aufgenommen ward, ruft er dem unerschrockensten unter den Flibüstern, und befiehlt ihm öffentlich, auf das erste Zeichen, welches er ihm geben wird, das Pulver anzuzünden, und bezeigt durch diesen Entschluß, daß, ausser Tod, oder Herzhaftigkeit, keine andre Rettung ist. Alsbald stellt er seine Streiter auf beyde Seiten seines Schiffs; darauf erhebt er die Stimme, um von jedermann gehört zu werden, zeigt mit den Hän-

den

den auf den Feind, und sagt: **Zwischen ihre Fahrzeuge müssen wir gehen, und rechts und links feuern.** Diese Bewegung wird mit ausserordentlicher Schnelligkeit und Entschlossenheit ausgeführt. Man nimmt freylich die Gallionen nicht; allein man macht ihr Schiffvolk so dünn, daß es das Gefecht nicht kann oder darf gegen eine Handvoll unerschrockner Leute fortsetzen, die selbst, indem sie sich zurück ziehen, die Ehre des Sieges davon tragen. Der spanische Befehlshaber muß mit seinem Kopf die Schande bezahlen, die seine Unwissenheit und Feigheit seiner Nation gemacht. In allen Gefechten zeigten die Flibüster gleiche Unerschrockenheit.

Hatten sie eine beträchtliche Beute gemacht, so begaben sie sich in den ersten Zeiten nach der Schildkröteninsel, um sie unter sich zu theilen; nachmals giengen die Franzosen nach San-Domingo, und die Engländer nach Jamaika. Ein jeder betheuerte mit aufgehobener Hand, er habe von dem, was er genommen, nichts entwandt. Ward jemand, welches allzeit selten war, eines falschen Eydes überwiesen, so warf man ihn bey der ersten Gelegenheit, als einen der Gesellschaft unwürdigen Verräther, auf eine wüste Insel. Die Braven, die von ihren Streifzügen verstümmelt ankamen, wurden am ersten versehen. Eine abgehauene Hand, Arm, Bein, Fuß, wurden mit 200 Thalern bezahlt. Ein im Gefecht verlohrnes Auge, Finger, Zehe, galten nur die Hälfte. Die Verwundeten hatten zwey Monate lang täglich einen Thaler, sich verbinden zu lassen. Fand sich kein Geld, wovon man diesen stets heiligen Verpflichtungen ein Genügen leisten konnte, so war das sämmtliche Schiffvolk verbunden, wieder aufs Kreuzen auszugehen, es so lange fortzusetzen, bis ein hinlänglicher Fond vorräthig war, um eine so ehrwürdige Schuld abzutragen.

Nach

Nach dieser gerechten und menschlichen That theilte man das Uebrige in so viele Loose, als Flibüster waren. Ihr Befehlshaber hatte, wie die andern, nur ein Recht auf ein einiges; man machte ihm aber ein Geschenk von drey oder vieren, je nachdem man mehr oder weniger mit ihm zufrieden war. Wenn das Fahrzeug dem Schiffvolk nicht zugehörte, so hatte der Rheder, der es mit dem Kriegs- und Mundvorrath geliefert, ein Drittheil von allen Prisen. Die Gunst hatte nie einen Einfluß auf die Theilung. Ueber alles ward gelooset. Man würde schwerlich ein Beyspiel von so strenger Gerechtigkeit finden. Sie erstreckte sich bis auf die Todten. Man gab ihren Theil dem, wovon man wußte, daß er ihr Kamarade, und folglich ihr Erbe war. Hatte der Todte keinen Gefährten, so ward sein Theil an seine Verwandten geschickt, wenn sie bekannt waren. In Ermangelung beyder ward er an die Armen und Kirchen ausgetheilt, die für denjenigen beten sollten, in dessen Namen diese Schenkungen geschahen, die die Frucht einer unmenschlichen, aber gezwungnen Rauberey waren.

Nachdem diese Pflichten erfüllt worden, sah man alle Arten von Verschwendung anfangen. Das Rasen im Spiel, im Saufen, mit dem Frauenzimmer, alle Liederlichkeiten, wurden zu Ausschweifungen getrieben, die nur mit dem Ueberfluß selbst ein Ende nahmen. Ohne Vermögen, ohne Kleider, ohne Lebensmittel, erschienen diese Leute wieder auf dem Meer, wo sie sich mit vielen Millionen bereichert hatten; die neuen Gunstbezeugungen, die dies Element an ihnen verschwendete, hatten gleiches Schicksal. Fragte man sie, was für ein Vergnügen sie daran fänden, so schnell zu verschwenden, was sie mit so vieler Gefahr erworben; so antworteten sie offenherzig: **Da wir einer unendlichen Menge Gefahren ausgesezt sind,**

sind, so ist unser Leben von andrer Leute ihrem sehr verschieden. Was hilfts uns, zusammen zu scharren, da wir heute lebendig und morgen todt sind? Wir rechnen nur den Tag, den wir gelebt haben, niemals den, den wir leben sollen. Wir sorgen vielmehr dafür, das Leben zu verbrauchen, als es zu erhalten.

Die spanischen Kolonien, die sich geschmeichelt hatten, ihre Unglücksfälle würden ein Ende gewinnen, bekamen aus Verzweiflung, diesen Räubern stets zur Beute zu dienen, einen Widerwillen gegen die Schiffahrt. Sie opferten die Macht, Bequemlichkeit, Reichthümer auf, die sie von ihrer Verbindung hatten, und bildeten fast eben so viele abgesonderte Staaten. Sie verheelten sich die Unbequemlichkeiten dieser Aufführung nicht; allein die Furcht, in habsüchtige und grausame Hände zu fallen, war stärker, als die Ehre, das Interesse, die Politik. Dies war der Zeitpunkt einer Unthätigkeit, die noch dauert.

Diese Muthlosigkeit vergrößerte die Kühnheit der Flibüster. Bis dahin waren sie in den spanischen Pflanzörtern nur erschienen, um dort einige Lebensmittel wegzunehmen, wenn es ihnen daran fehlte. Kaum sahen sie ihrer Prisen weniger werden, so verlangten sie vom Lande, was das Meer ihnen versagte. Die reichsten und bevölkertsten Gegenden des vesten Landes wurden geplündert und verwüstet. Der Anbau fiel, wie die Schiffahrt, und die Spanier wagten eben so wenig, sich auf ihren Landstraßen, als auf ihren Meerhöhen sehen zu lassen.

Unter den Flibüstern, die sich in dieser neuen Laufbahn unterschieden, machte sich **Montbars**, ein Languedockischer Edelmann, einen besondern Namen. Da ihm durch einen Zufall in seiner Kindheit ein

umständ-

umständlicher Bericht von den Grausamkeiten in die Hände gefallen, die bey der Eroberung der neuen Welt begangen waren; so faßte er gegen die Nation, die so viel Uebel gestiftet, einen Haß, den er bis zur Raserey trieb. Man erzählt, er habe in seinen Schuljahren, da er in einem Stück die Rolle eines Franzosen spielte, der mit einem Spanier Händel hatte, sich mit so viel Wuth über seinen Mitspieler hergeworfen, daß er ihn würde erwürgt haben, falls man ihn ihm nicht aus den Händen gerissen. Seine entflammte Einbildung stellte ihm unaufhörlich unzählige Völker vor, welche durch Ungeheuer, die aus Spanien gekommen, umgebracht worden. Er athmete nichts, als Hitze, so viel unschuldiges Blut zu rächen. Der Enthusiasmus der Menschlichkeit ward bey ihm eine noch grausamere Wuth, als die Religionsschwärmerey, die so viele Schlachtopfer hingeopfert. Man hätte sagen sollen, ihre abgeschiednen Seelen schrieen tief in seiner Seele um Rache. Er hörte von den **Küstenbrüdern**, als den unversöhnlichsten Feinden des spanischen Namens, reden: er gieng zu Schiff, um sich zu ihnen zu verfügen.

Man begegnete auf der Fahrt einem spanischen Schiff, welches man angriff, und alsbald enterte; dies war der Gebrauch der damaligen Zeit. Montbars fiel mit dem Säbel in der Faust über die Feinde her, schlug sich durch dieselben, rannte zweymal von einem Ende des Fahrzeugs zum andern, und warf alles, was ihm im Wege war, über den Haufen. Als er den Feind gezwungen hatte, sich zu ergeben, ließ er seinen Gefährten die ganze Freude über eine reiche Beute, und betrachtete mit blutdürstiger Wollust die aufgehäuften Leichname der Nation, welcher er einen im Metzeln unersättlichen Haß geschworen.

Diese Wuth bekam bald neue Gelegenheiten, sich hervorzuthun, ohne sich zu stillen. Das Schiff, welches

ches ihn führte, langt auf der Küste von San-Domingo an. Alsbald kommen die Fleischdörrer, Fleisch gegen Branntwein zu vertauschen. Da das, was sie brachten, nur eine Kleinigkeit war, so sagten sie, ihre Feinde hätten das Land durchstrichen, ihre Pflanzörter verheert, und alles mit genommen. Wie leidet ihr das? sagte Montbars plötzlich. Wir leiden es auch nicht, versetzten sie mit eben dem Ton, und die Spanier wissen wohl, wer wir sind; deswegen nahmen sie die Zeit, da wir auf der Jagd waren. Wir werden uns aber zu einigen unsrer Kamaraden schlagen, die sie noch mehr gemißhandelt haben, als uns; alsdenn wird es schön hergehen. Wollt ihr, erwiederte Montbars, so will ich an eurer Spitze ziehen, nicht um euch zu befehlen, sondern um mich zuerst bloß zu stellen. Die Fleischdörrer, die an seiner Miene sehen, daß er ein Mann ist, wie sie ihn haben müssen, nehmen ihn willig an. Man findet die Feinde an demselben Tage, und Montbars fällt sie mit einer Heftigkeit an, worüber die Unerschrockensten erstaunen. Fast kein einiger Spanier entrinnt seiner Wuth. Sein übriges Leben war dieser ersten That würdig. Er that dieser Nation zu Lande und Wasser so viel Schaden, daß er davon den Beynamen **Ausrotter** behielt.

Da seine und der andern Flibüster Grausamkeit, die seinen Fußtapfen folgten, die Spanier bewogen hatte, sich in ihre Vestungen einzuschließen, so faßte man den Entschluß, sie darinn anzugreifen. Diese neue Art Krieg erforderte eine beträchtliche Macht, und die Gesellschaftsverbindungen wurden zahlreicher. Die erste, die Aufsehen machte, ward durch **l'Olonois** gestiftet, der seinen Namen von **Sables d'Olone**, seinem Vaterlande, hatte. Aus dem schlechten Stande eines **Miethlings** hatte er sich stufenweis zum

Ober-

Oberbefehl von zwey Kanoen und 22 Mann aufgeschwungen. Mit diesen Mitteln brachte er es so weit, daß er sich auf der Küste von Kuba einer spanischen Fregatte bemeisterte. Ein Sklave, der alle Verwundete nach dem Gefecht hatte umbringen gesehen, und für sein Leben besorgt war, wollte dasselbe durch ein treuloses, aber der ihm bestimmten Rolle sehr würdiges Geständniß erkaufen. Der Statthalter der Havana, sagte er, habe ihn an Bord gegeben, um der Henker aller Flibüster zu seyn, die er zum voraus zum Strick verdammt hatte, indem er nicht zweifelte, daß sie gefangen würden. Bey diesen Worten gerieth der grausame l'Olonois in Wuth, ließ sich die Spanier einen nach dem andern vorführen, schlug ihnen den Kopf ab, und schlürfte jedesmal das von seinem Säbel abtröpfelnde Blut ein. Hierauf begab er sich nach Port-au-Prince, wo 4 Fahrzeuge lagen, die auf ihn Jagd machen sollten. Er nahm sie, warf ihre Mannschaft ins Meer, und begnadigte nur einen einzigen Mann, den er mit einem Briefe an den Statthalter der Havana schickte, welchem er meldete, was er gethan, und anzeigte, er wollte alle Spanier, die ihm in die Hände fallen würden, und ihn selbst, wenn er das Glück hätte, ihn zu erwischen, auf eben die Weise behandeln. Nachdem er dieses ausgeführt, zerscheiterte er seine Kanoen, seine Prisen, und begab sich mit seiner bloßen Fregatte nach dem Schildkröteneyland.

Er fand daselbst Michel den Biscayer, der dadurch, daß er selbst unter den Kanonen von Porto-Belo ein mit 5 Millionen Livres beladnes Kriegsschiff genommen, und durch andre eben so kühne Thaten berühmt geworden. Die beyden Abentheurer machten bekannt, sie wollten mit einander abgehen, um einen eben so ruhmvollen, als nützlichen Entwurf auszuführen; und es liefen ihnen 440 Mann zu.

Dies Corps, das zahlreichste, welches die Flibüster noch errichtet hatten, begab sich nach der Bay von Venezuela, die 50 Meilen ins Land hinein geht. Das Fort, welches ihre Einfahrt beschützte, ward genommen, die Kanonen vernagelt, und die Besatzung von 250 Mann mußte über die Klinge springen. Man geht wieder an Bord, man kommt nach Marakaibo, welches auf dem westlichen Ufer des Sees dieses Namens, 10 Meilen von seiner Mündung, erbaut ist. Diese durch ihren Handel mit **Leder**, **Tabak**, und **Kakao** bereicherte Stadt war verlassen. Die Einwohner hatten sich mit ihren Effekten nach der andern Seite der Bay gezogen. Hätten die Flibüster nicht 14 Tage in der Schwelgerey verlohren, so würden sie zu Gibraltar gegen das Ende des Sees gefunden haben, was man ihrer Habsucht verbergen wollte. Allein sie trafen daselbst nichts als neu aufgeworfene Verschanzungen an, die ihnen für einen unnützen Sieg viel Blut kosteten. Alle kostbare Effekten waren schon von dort weiter weggebracht. In ihrem Verdruß verbrennen sie Gibraltar. Marakaibo würde eben das Schicksal erfahren haben, wenn es nicht wäre freygekauft worden. Ausser dem Preis der Ranzion nahmen sie aus diesem Platz die Kreutze, die Gemählde, die Glocken mit, um, wie sie sagten, auf dem Schildkröteneyland eine Kapelle zu bauen, und derselben diesen Theil ihrer Beute zu weihen. Eine solche Religion hatten diese grausamen Leute, die dem Himmel nichts als ihr geraubtes und geplündertes Gut darbieten konnten.

Unterdessen, daß sie die Beute der Küste von Venezuela thöricht verschwendeten, lief Morgan, der angesehenste unter den engländischen Flibüstern, von Jamaika aus, um Porto-Belo anzugreifen. Seine Maaßregeln waren so wohl angelegt, daß er die Stadt überrumpelte, und sich derselben, ohne zu schlagen,

bemei-

bemeisterte. Um eben so leicht in die Forts zu kommen, ließ er die Leitern durch Weiber und Priester ansetzen, weil er dachte, Galanterie und Aberglaube würden den Spaniern nicht erlauben, auf das, was sie am meisten liebten und ehrten, zu schiessen. Allein die Besatzung widerstand diesem Fallstrick; man mußte sie mit Gewalt überwinden, und die Schätze, die man aus diesem berühmten Hafen fortführte, durch viel Blut erkaufen.

Die Eroberung von Panama war noch wichtiger. Um sie glücklich auszuführen, glaubte Morgan, er müßte sich nach den Höhen von **Costa-Ricca** begeben, um auf der Insel St. Katharine, wohin die Missethäter aus dem spanischen Indien verbannt waren, Führer zu suchen. Dieser Posten war so wohl bevestigt, daß er ein beträchtliches Heer ganzer zehen Jahre hätte aufhalten müssen. Unterdessen ließ sich der Statthalter, sobald die Seeräuber erschienen, insgeheim erkundigen, wie er sich ergeben könnte, ohne einer Feigheit beschuldigt zu werden. Man beschloß, daß Morgan währender Nacht ein abgesondertes Fort anfallen, der Kommandant aus dem Kastell einem so wichtigen Werk zu Hülfe kommen, alsdann die Belagerer ihm in den Rücken fallen, ihn gefangen machen, und dies die Uebergabe des Platzes nach sich ziehen sollte.

Es ward auch abgeredt, man wollte von beyden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit feuern, aber Niemand tödten. Diese Komödie ward fürtrefflich gespielt. Die Spanier hatten, ohne Gefahr gelaufen zu haben, das Ansehen, als hätten sie ihre Schuldigkeit gethan; und die Flibüster richteten, nachdem sie die Vestungswerke von Grund aus zerstört, nachdem sie eine ungeheure Menge Kriegsbedürfnisse, die sie in **St. Katharine** gefunden, eingeschifft hatten, ihre Segel

nach dem **Chagre**, welches der einzige ihnen offene Weg war, um zum Ziel ihrer Hoffnung zu gelangen.

An der Mündung dieses wichtigen Stroms war ein Fort auf einem schroffen Felsen hart an der See erbauet. Dies Bollwerk, das einen schweren Zugang hatte, ward durch einen Officier von seltner Unerschrockenheit und Fähigkeit, und durch eine ihres Haupts würdige Besatzung vertheidigt. Die Freybeuter erfuhren zum erstenmal einen ihrer Hartnäckigkeit gleichen Widerstand. Man konnte zweifeln, ob sie siegen, oder die Belagerung aufheben würden, als ein glücklicher Zufall ihrem Ruhm und ihrem Glück zu Hülfe kam. Der Kommandant ward erschossen, das Fort gerieth in Brand, und der stürmende Feind nutzte dies doppelte Unglück, um den Platz zu erobern.

Er ließ seine Schiffe mit den zu ihrer Bedeckung nöthigen Leuten vor Anker, und gieng auf seinen Schaluppen den Fluß drey und vierzig Meilen weit bis **Cruces** hinauf, wo er nicht weiter schiffbar war. Er setzte seinen Weg zu Lande bis Panama fort, welches nur fünf Meilen davon entfernt war. Auf einer weiten Wiese vor der Stadt stieß er auf zahlreiche Truppen, die er ohne viele Mühe zerstreute, und zog in den verlaßnen Platz ein.

Man fand in demselben unermeßliche Schätze, die in den Brunnen und Kellern versteckt waren. Man nahm reiche Effekten auf Fahrzeugen in Beschlag, die bey niedrigem Wasser aufs Trockne gerathen waren. Die benachbarten Wälder gaben die ihnen anvertrauten Kostbarkeiten zurück. Mit dieser Beute noch nicht zufrieden, gebrauchten die streifenden Partheyen der Flibüster die abscheulichsten Martern, um die Spanier, die Negern, die Indier,

die

die sie auftrieben, zum Geständniß des Orts zu zwingen, wo sie ihre und ihrer Herren Reichthümer verborgen hatten. Ein Bettler, den der Zufall nach einem aus Furcht verlaßnen Schlosse geführt hatte, fand daselbst Kleider, die er anzog. Kaum hatte er seinen Aufzug verändert, als diese Seeräuber ihn gewahr wurden, und ihn fragten, wo sein Gold wäre? Dieser Unglückliche wieß auf die Lumpen, die er eben abgelegt. Alsbald ward er auf die Tortur gelegt; und da man nichts aus ihm bringen konnte, überlieferte man ihn den Sklaven, die ihm das Garaus machten. Solchergestalt gaben die Spanier die Schätze der neuen Welt wieder von sich, wie sie sie zusammengescharrt hatten, unter Blut und Todesstrafen.

Mitten unter so vielen Abscheulichkeiten ward der grausame Morgan verliebt. Sein Karakter schickte sich nicht, zärtliche Begierden einzuflößen. Er wollte über die schöne Spanierin, die sein wildes Herz marterte, durch Gewaltthätigkeit triumphiren. **Halt**, schrie sie ihm zu, indem sie sich mit Heftigkeit aus seinen Armen losriß, **halt. Glaubst du, mir die Ehre zu nehmen, wie du mir Güter und Freyheit geraubt? Lerne, daß ich sterben, und mich rächen kann.** Bey diesen Worten zog sie einen Dolch unter ihrem Kleide hervor, den sie ihm würde ins Herz gestoßen haben, falls er nicht dem Streich ausgewichen wäre.

Da er indessen immer von einer Leidenschaft brannte, die dieser rasende Widerstand in Wuth verwandelt hatte, so ließ er nun auf die angewandten Bemühungen, diese Gefangene zu gewinnen, eine barbarische Begegnung folgen. Allein die unbewegliche Spanierin reizte und widerstand Morgans ganzer Wuth, als die Seeräuber ihren Unwillen bezeugten,

daß sie durch eine Grille, die ihnen ausschweifend vorkam, einen ganzen Monat in der Unthätigkeit zurück gehalten würden, und er ihrem Murren nachgeben mußte. Panama ward verbrannt. Man machte sich mit einer großen Anzahl Gefangenen auf den Weg, wofür man einige Tage nachher das Lösegeld bekam, und langte in der Mündung des Chagre mit unermeßlicher Beute an.

Vor Anbruch des zur Theilung angesetzten Tages, da noch Alles in tiefem Schlaf vergraben war, segelte Morgan mit den vornehmsten Flibüstern seiner Nation nach Jamaika, auf einem Schiff, das er mit der reichsten Beute einer Stadt beladen hatte, die dem Handel der alten und neuen Welt zur Niederlage diente. Diese Untreue, wovon kein Beyspiel vorhanden war, verursachte eine unausdrückliche Wuth. Die Engländer verfolgten den Räuber, in der Hoffnung, seinen Händen die Beute zu entreissen, um welche er ihre Rechte und ihre Habsucht getäuscht hatte. Die Franzosen, die an eben diesem Verlust Theil hatten, zogen sich nach der Schildkröteninsel, und thaten von dort verschiedene Kreuzzüge: allein dieselben waren mittelmäßig bis 1683, da sie einen von der größten Wichtigkeit unternahmen.

Der Entwurf dazu ward durch **Vand-Horn** gemacht, der aus Ostende gebürtig, aber in seinem ganzen Leben bey den Franzosen gedient hatte. Wegen seiner Unerschrockenheit konnte er niemals ein Merkmal von Schwachheit an denen ertragen, die sich zu ihm gesellten. In der Hitze des Gefechts lief er auf seinem Schiff umher, beobachtete seine Leute einen nach dem andern, und tödtete diejenigen auf der Stelle, die bey dem unversehenen Geräusch der Pistolen- Flinten- und Kanonenschüsse den Kopf bückten. Diese sonderbare Kriegszucht hatte ihn zum Schrecken

der

der Feigen, und zum Abgott der Tapfern gemacht. Uebrigens theilte er gern mit Leuten, die Herz hatten, seinen unermeßlichen Reichthum, die Frucht eines so sehr abgehärteten Muths. Gemeiniglich kreuzte er mit einer ihm zugehörigen Fregatte. Da seine neuen Entwürfe größere Macht erforderten, so berief er **Grammont, Godefroy, Jonque**, drey durch ihre Thaten berühmte Franzosen, und den noch berühmtern Holländer, **Lorenz de Graff**, zu sich. Zwölfhundert Flibüster schlugen sich zu diesen so berühmten Anführern, und man gieng auf sechs Fahrzeugen nach **Vera-Cruz**.

Die Landung geschah unter Begünstigung der Dunkelheit, drey Meilen von dem Platz, wo man, ohne entdeckt zu seyn, anlangte. Der Statthalter, das Fort, die Kasernen, die wichtigen Posten, alles, was einigen Widerstand thun konnte, wargenommen, als der Tag anbrach. Alle Bürger, Männer, Weiber, Kinder, wurden in die Kirchen, wohin sie geflüchtet, eingesperrt. Vor die Thür eines jeden Tempels hatte man Pulverfässer hingerollt, um das Gebäude zu sprengen. Ein Flibüster mit brennender Lunte sollte sie bey dem geringsten Zeichen von Aufruhr anstecken.

Die Stadt ward unterdeß, daß man sie solchergestalt in der Bestürzung erhielt, nach Lust geplündert; und nachdem man die reichsten Sachen aus derselben eingeschifft, that man den Bürgern, die man in ihrem Zufluchtsort, den Tempeln, gefangen hielt, den Antrag, ihr Leben und ihre Freyheit durch eine Steuer von zehn Millionen Livres zu lösen. Diese Unglücklichen, die seit drey Tagen weder getrunken, noch gegessen hatten, nahmen den Vorschlag mit Freuden an. Die Hälfte der Summe ward denselben Tag bezahlt. Man erwartete die andre

Hälfte aus dem Innern des Landes, als man auf den Höhen ein beträchtliches Korps Truppen, und beym Hafen eine aus Europa kommende Flotte von 17 Schiffen gewahr ward. Beym Anblick dieser Macht zogen sich die Flibüster, ohne zu erschrecken, mit 1500 Sklaven, die sie als eine schwache Entschädigung für den erwarteten Rest der Summe, dessen Berichtigung sie auf eine gelegnere Zeit verschoben, mit wegführten, ruhig zurück. Diese Räuber glaubten aufrichtig, daß alles, was sie auf den Küsten, wo sie gelandet, plünderten, oder mit gewaffneter Hand forderten, ihnen zugehöre; und daß Gott und ihr Degen ihnen ein erworbenes Recht, nicht nur auf die Kapitalien der Steuern, worauf sie sich Verschreibungen geben ließen, sondern auch sogar auf die Interessen dieser zu erlangenden Fonds, gäbe.

Ihr Rükzug war glänzend und kühn. Sie giengen stolz mitten durch die spanische Flotte, die keinen Kanonenschuß zu thun wagte. Sie fürchtete sogar, angegriffen und geschlagen zu werden. Es ist wahrscheinlich, daß man nicht mit der Furcht würde davon gekommen seyn, falls die Flibüsterschiffe nicht wären mit Geld beladen gewesen, oder die feindliche Flotte andre Reichthümer, als Waaren, woraus diese Korsaren wenig machten, an ihrem Bord gehabt hätte.

Es war kein Jahr, daß sie vom mexikanischen Meerbusen zurück gekommen, als die rasende Begierde, Peru zu plündern, sich aller Gemüther bemächtigte. Vermuthlich hatte man auf einem, so zu reden, unberührten und neuen Meer, mehr Schätze zu finden, als auf dem, welches seit so langer Zeit den Räubereyen ausgesetzt war. Zu verwundern ist es, daß die Engländer und Franzosen, auch selbst einzele Banden dieser beyden Nationen, zu gleicher

Zeit

Zeit einerley Absicht gehabt, ob sie gleich nicht nach Abrede handelten, und sich nichts mitgetheilt hatten. An 4000 Mann fanden sich in dieser Unternehmung verwickelt. Einige begaben sich über das veste Land, die andern durch Magellans Meerenge, nach dem Ziel ihrer Hoffnung. Wäre ihre unerschrockne Wildheit durch einen geschickten und angesehenen Mann zu einem einzigen Zweck gelenkt worden, so würde man Spanien ohne Zweifel diese wichtige Kolonie weggenommen haben. Ihr Karakter war einer so seltnen Einigkeit unüberwindlich zuwider. Sie machten stets verschiedne, zuweilen 10=12 abgesonderte Korps aus, die sich wegen der geringsten Grille trennten, und wieder zusammenstießen.

Grognier, Lecüver, Picard, le Sage, waren die angesehensten Anführer bey den Franzosen; und bey den Engländern, **David, Suams, Pitre, Wilner,** und **Toussee.**

Diejenigen von diesen Abentheurern, die durch Dariens Meerenge nach dem Südmeere gegangen, warfen sich bey ihrer Ankunft in die ersten Fahrzeuge, die sie auf der Küste fanden. Ihre Kamaraden, die auf ihren eignen Fahrzeugen gekommen, waren nicht besser ausgerüstet. In diesem schwachen Zustande schlugen sie verschiednemal alle gegen sie bewaffnete Geschwader. Diese Siege waren ihnen nachtheilig, weil sie die Schiffarth unterbrachen. Sobald keine Schiffe mehr zu nehmen waren, mußte man zu beständigen Landungen seine Zuflucht nehmen, um Lebensmittel zu bekommen: man mußte auf Plünderung der Städte ausgehen, worinn die Beute eingeschlossen war. **Seppa, Pueblo. Nuevo, Leon, Realeguo, Pueblo=Viego, Chiriquita, Lesparso, Granada, Villia, Nicoya, Tecoanteque, Nucmeluna, Chiloteca,** neu **Segovien,**

und **Guayaquil**, welches beträchtlicher war, als alle andern, wurden nach einander angegriffen.

Verschiedne dieser Plätze wurden überrumpelt, und die meisten von ihren Einwohnern verlassen, die bey der Annäherung des Feindes mit ihren reichsten Effekten die Flucht nahmen. Die Spanier ließen sich auf keine Gegenwehr ein, ohne wenigstens zwanzig gegen einen zu seyn, und wurden dennoch geschlagen. Sie waren so sehr ausgeartet, daß sie gar keinen Begriff von der Kriegskunst mehr hatten. Sie kannten sogar das Feuergewehr nicht. Man fand sie unwissender, feiger, als die Amerikaner, auf deren Asche sie traten. Diese Verzagtheit war noch durch das bey dem bloßen Namen der Flibüster gefühlte Schrecken vermehrt. Die Mönche hatten dieselben mit allen Farben geschildert, die sie den Teufeln leihen, als Menschenfresser, Geschöpfe, die nichts Menschliches hätten, Arten von Affen, die bösartiger wären, als Menschen. Dies Bild einer wilden Einbildung druckte den Gemüthern Haß und Schrecken zugleich ein. Die Spanier, vor diesen Ungeheuern stets flüchtigen Spanier, wußten sich nicht anders zu rächen, als daß sie einen Flibüster verbrennten, oder in Stücke zerhieben. Sobald diese Abentheurer von einem Ort abgezogen waren, den sie geplündert hatten, und etwa Jemand von ihnen beym Angriff umgekommen, so grub man seinen Leichnam auf, verstümmelte ihn, und ließ ihn alle Arten von Martern durchgehen, die man gern auf den Menschen, bey seinem Leben, hätte bringen mögen. Der Abscheu vor den Flibüstern erstreckte sich selbst auf die durch ihr Metzeln besudelten Oerter. Die Städte, die sie genommen, that man in den Bann, man verfluchte die Mauern und den Boden der verwüsteten Plätze, und die Einwohner verliessen sie auf immer.

Diese ohnmächtige und kindische Wuth konnte nichts, als ihrer Feinde ihre dreister machen. Wenn sie eine Stadt nahmen, ward dieselbe in Brand gesteckt, falls man ihnen nicht eine, gegen ihren ungefähren Werth verhältnißmäßige, Steuer bezahlte. Die Gefangnen, die sie machten, wurden ohne Barmherzigkeit niedergehauen. wenn die Regierung oder die Privatpersonen sie nicht loskauften. Zum Lösegeld nahmen sie nichts, als Gold, Perlen, oder Edelsteine, an. Das Silber, welches zu gemein, und für seinen Werth zu schwer ist, würde ihnen zur Last gewesen seyn. Kurz, das Schicksal, dessen Abwechslungen selten das Verbrechen ohne Strafe, und die Unglücksfälle ohne Entschädigung lassen, machte die Erobrung der neuen Welt wieder gut, und die Indier wurden völlig an den Spaniern gerächt.

Allein es ereignete sich, was sich fast immer zuträgt. Diejenigen, die das Uebel thaten, genossen desselben wenig. Viele kamen im Lauf dieser Räuberey, durch den Einfluß des Klima, durch Elend, oder durch Liederlichkeit, um. Einige litten in Magellans Meerenge und beym Kap' Horn Schiffbruch. Die Meisten von denen, die zu Lande das Nordmeer zu gewinnen suchten, verloren das Leben, oder die Beute, womit sie beladen waren, in den ihnen gelegten Nachstellungen. Die engländischen und französischen Kolonien wurden durch eine Unternehmung, die vier Jahr gedauret, sehr wenig bereichert, und fanden sich ihrer unerschrockensten Einwohner verlustig.

In der Zeit, da man das Südmeer verheerte, bedrohte **Grammont** auch das Nordmeer. Er war ein Pariser Edelmann, der in Europa mit einiger Unterscheidung gedient hatte, und durch seine rasende Neigung zum Wein, zum Spiel, zum Frauenzim-

mer

mer unter die Korsaren gerathen war. Er hatte vielleicht Tugenden genug, um so viele Laster wieder gut zu machen, einen guten Anstand, Höflichkeit, Edelmuth, Beredtsamkeit, einen sehr richtigen Verstand, ausnehmende Tapferkeit, die ihm bald das erste Ansehen unter den französischen Flibüstern erworben. Sobald man erfuhr, daß er rüsten wolle, stellten sich tausend Brave bey ihm ein. Der Statthalter von San-Domingo, der endlich den so klugen, so gerechten Entwurf, die Seeräuber ansäßig, und zu Anbauern zu machen, bey seinem Hofe durchgesetzt, wollte die vorhabende Unternehmung hindern, und verbot sie im Namen des Königs. Granmont, der mit mehr Verstand, als seines Gleichen, nicht gelehriger war, gab stolz zur Antwort: **Wie kann Ludwig einen Anschlag misbilligen, wovon er nichts weis, und der erst seit wenig Tagen beschlossen worden?** Diese Antwort gefiel allen Flibüstern, und sie giengen 1685 unverzüglich zu Schiffe, um Kampesche anzugreifen.

Die Landung geschah ohne Widerstand. Man ward in einiger Entfernung vom Ufer von 800 Spaniern angefallen, die man schlug, und bis nach der Stadt verfolgte. Man drang mit ihnen hinein. Die in derselben befindlichen Kanonen wurden gegen das Kastell gerichtet. Da sie nur sehr wenig Wirkung thaten, suchte man eine Kriegslist, um sich von dem Platz Meister zu machen, als man Nachricht erhielt, daß sie verlassen sey. Es war nur ein Kanonirer, ein Engländer, und ein Officier voll Ehre, darinn geblieben, der sich lieber Allem hätte aussetzen, als niederträchtig, wie die andern, davon laufen wollen. Der Flibüstergeneral empfieng ihn mit Unterscheidung, ließ ihn großmüthig gehen, ließ ihm alles Seinige wiedergeben, und machte ihm überdem sehr schöne Geschenke. So viel Ansehn behalten Ehre, Herzhaftigkeit,

tigkeit, und Treue selbst bey denen, die alle Rechte der Gesellschaft zu verletzen scheinen.

Die Sieger von Kampesche wandten zwey Monate an, alle umliegende Gegenden der Stadt auf 12 oder 15 Meilen durchzusuchen, wo sie alles wegnahmen, was die Flüchtlinge zu retten geglaubt hatten. Als man alle sowohl in- als außerhalb des Platzes gefundne Reichthümer eingeschifft hatte, that man dem Statthalter der Provinz, der mit 900 Mann das Feld hielt, den Antrag, seine Hauptstadt zu lösen. Durch seine abschlägige Antwort ward es entschieden, die Stadt zu verbrennen, und die Vestung zu zerstören. Die Franzosen wollten am St. Ludwigstage ihres Königs Namensfest feiern. In den Entzückungen der Vaterlandsliebe, der Völlerey, der Volksliebe gegen den Landsherrn, verbrannten sie für eine Million Kampescheholz, welches einen reichen Theil ihrer Beute ausmachte. Nach dieser großen, sonderbaren Thorheit, deren sich aber nur Franzosen rühmen können, nahmen sie ihren Rückweg nach San-Domingo.

Der wenige Nutzen, den die englischen und französischen Flibüster von ihren leztern Unternehmungen auf dem vesten Lande gezogen, hatte sie unvermerkt zu ihren gewöhnlichen Räubereyen zurück gebracht. Die einen und die andern beschäftigten sich nur mehr, die Seefahrer zu bekriegen, als die Franzosen durch die Umstände wieder in eine Laufbahn gezogen wurden, die ihnen, in allem Betracht, zuwider war. Man bewog sie durch die mächtigen Worte, **Ruhm, Vaterland, und Gold,** 1200 Mann an der Zahl, sieben Kriegsschiffen zu folgen, die 1697 unter **Pointis** Befehlen aus Europa gegangen, um die berühmte Stadt Karthagena anzugreifen. Dies war das schwerste Unternehmen, worauf man in der neuen

Welt

Welt nur fallen konnte. Die Lage des Hafens, die Stärke des Platzes, der Fehler des Klima, machten Hindernisse, die für andre Menschen, als die Flibüster, unübersteiglich schienen. Daher ward ihnen auch die Ehre des Erfolgs von allen Nationen zugesprochen; aber die Frucht desselben ward ihnen niederträchtig entzogen. Der habsüchtige General, der eine auf 40 Millionen geschäzte Beute eingeschifft hatte, scheute sich nicht, sobald man unter Segel gegangen, denen, die ihm so viele Reichthümer in die Hände gebracht, 40000 Thaler für ihren Antheil zu bieten.

Ueber diese Begegnung entrüstet, beschlossen die Flibüster auf der Stelle, den **Zepter**, worauf sich **Pointis** befand, und der in diesem Augenblick zu weit von den andern Schiffen entfernt war, als daß sie ihm zu rechter Zeit zu Hülfe kommen konnten, zu entern. Dieser geizige Befehlshaber sollte schon niedergemacht werden, als einer von den Mißvergnügten rief: **Brüder, warum wollen wir uns an diesen Hund halten? Er hat Nichts von dem Unsrigen mitgenommen. Unsern Antheil hat er zu Karthagena gelassen; dort müssen wir ihn suchen.** Dieser Vorschlag ward mit freudigem Zuruf angenommen. Eine wilde Frölichkeit folgte plözlich auf den schwarzen Kummer, der diese Räuber verzehrte; und ohne weiter zu berathschlagen, richteten alle ihre Fahrzeuge die Seegel nach der Stadt.

Das Erste, was sie thaten, nachdem sie ohne Widersetzung hineingezogen, war, daß sie alle Männer in die große Kirche einschlossen, und sie in folgenden Ausdrücken anredten: „Es ist uns nicht unbekannt, daß ihr uns als Leute ohne Glauben und ohne Religion, als Teufel, und nicht als Menschen, ansehr.

Die

Die beleidigenden Ausdrücke, deren ihr euch gefliſſentlich bedienet, wenn ihr von uns redet, und eure Weigerung, mit uns über die Uebergabe eures Platzes zu handeln, ſind offenbare Beweiſe eurer Geſinnungen. Hier ſind wir mit gewaffneter Hand im Stande, uns zu rächen. Die Bläße, die man auf ihren Geſichtern ſieht, beweiſt, daß ihr die grauſamſten Strafen erwartet, und euer Gewiſſen ſagt euch ohne Zweifel, daß ihr ſie verdient. Wir wollen euch aus dem Traum helfen, und euch zu erkennen geben, daß die gehäßigen Titel, womit ihr uns überhäuft, nicht uns, ſondern dem General zukommen, unter deſſen Befehlen ihr uns habt fechten geſehen. Der Treuloſe hat uns betrogen. Ob er gleich die Eroberung eurer Stadt nur unſrer Tapferkeit zu danken gehabt, hat er ſich doch geweigert, die Beute derſelben mit uns zu theilen, und hat uns durch dieſe Ungerechtigkeit genöthigt, euch zum zweytenmal heimzuſuchen. Wir ſehen uns nicht ohne Verdruß dazu gezwungen, und unſre Mäßigung wird euch davon überzeugen. Wir geben euch unſer Wort, daß wir uns in dem Augenblick entfernen wollen, da ihr uns werdet 5 Millionen Livres bezahlt haben; weiter verlangen wir Nichts. Schlagt ihr aber eine ſo billige Forderung ab, ſo giebts kein Unglück, das ihr nicht zu fürchten haben ſollt, ohne es Jemand anders, als euch ſelbſt und dem ehrloſen Pointis, den wir euch erlauben auf alle mögliche Art zu verfluchen, Schuld geben zu können.„

Nach dieſer Anrede ſtieg der angeſehenſte Geiſtliche der Stadt auf die Kanzel, und wandte die Beredſamkeit ſeiner Sitten, ſeines Anſehens, und der Sprache an, um ſeine Zuhörer von der Nothwendigkeit zu überzeugen, alles, was ſie an Gold, Silber, und Edelſteinen noch übrig hätten, ohne Zurückhaltung auszuliefern. Da die nach der Rede gehaltne Samm-

lung

lung nicht so viel gebracht hatte, als man forderte, ward die Plünderung befohlen. Sie breitete sich ohne großen Erfolg von den Häusern und Tempeln bis auf die Gräber aus, und endigte sich mit der Peinigung der vornehmsten Bürger. Man griff zwey der ansehnlichsten Bürger, und befragte einen jeden besonders, wo die Reichthümer der Schatzkammer und der Privatpersonen wären? Sie antworteten: Sie wüßten davon Nichts; aber mit so vieler Freymüthigkeit und Vestigkeit, daß man sie nicht mißhandeln wollte. Indessen stellte man sich, als ob man sie erschösse, indem man verschiedne Flintenschüsse that. Zwey andre Bürger wurden gerufen; da dieselben sich genau so betrugen, als die ersten, so machte man eben das Spiegelfechten. Es ward bekannt gemacht, alle viere wären erschossen, und ein gleiches Schicksal wartete aller derer, die eigensinnig bey ihrem Stillschweigen beharren würden. Diese Erklärung hatte die größte Wirkung. Man brachte an eben dem Tage mehr, als eine Million. Die folgenden Tage gaben noch etwas. Als endlich die Abentheurer keine Hoffnung sahen, noch mehr zusammen zu bringen, giengen sie wieder zu Schiffe. Das Unglück wollte, daß sie einer Flotte von Engländern und Holländern, welche mit den Spaniern in Bündniß waren, begegnen mußten. Verschiedne von den Raubschiffen wurden genommen, oder mit ihrer Beute in den Grund gebohrt: das Uebrige rettete sich nach San-Domingo.

Dies war die letzte denkwürdige Begebenheit der Flibüstergeschichte. Die Trennung der Engländer und Franzosen, als der Krieg des Prinzen von Oranien zwischen beyden Nationen Mißhelligkeiten erregte, das glückliche Bestreben der einen und der andern Regierung, den Anbau ihrer Kolonien durch die Arbeit

dieser

dieser unternehmenden Leute zu beschleunigen; die Klugheit, daß man den Angesehensten unter Ihnen bürgerliche oder Kriegsbedienungen anvertraute, um sie ansäßig zu machen; der Schutz, welchen sie genöthigt waren, nach und nach den spanischen bis dahin verheerten Besitzungen angedeihen zu lassen; die Unmöglichkeit, so viele Tagtäglich umkommende ausserordentliche Leute zu ersetzen: alle diese und hundert andre Ursachen vereinigten sich zur Vernichtung der sonderbarsten Gesellschaft, die jemals gewesen. Ohne System, ohne Gesetze, ohne Subordination, ohne Mittel, ward sie das Erstaunen ihres Jahrhunderts, wie sie es bey der Nachwelt seyn wird. Sie hätte ganz Amerika unterjocht, wenn sie den Eroberungsgeist, wie den Raubgeist, gehabt hätte.

England, Frankreich, Holland, ließen zu verschiednen malen zahlreiche Flotten nach der neuen Welt gehen. Das ungesunde Klima, der Mangel an Unterhalt, die Muthlosigkeit der Truppen, richteten die besten Entwürfe zu Grunde. Keine dieser Nationen erwarb dort Ruhm, keine machte daselbst beträchtliche Schritte. Auf dem Schauplatz ihrer Unehre, an den Orten selbst, wo sie schimpflich zurückgeschlagen wurden, gelangen einer kleinen Anzahl Abentheurer, die zum Kriegführen kein ander Hülfsmittel, als den Krieg selbst, hatten, die schwersten Unternehmungen. Was ihnen von Seiten der Anzahl und Macht abgieng, ersetzten sie durch ihre Thätigkeit, Wachsamkeit, und Kühnheit. Eine ausschweifende Leidenschaft für die Unabhängigkeit und Freyheit erzeugte und nährte in ihnen die Kraft, welche alles zu unternehmen und alles auszuführen fähig ist; die Stärke und Ueberlegenheit, die die beste Taktik, die stärksten Kombinationen, die aufs Beste geordnete Regierung, die ehrenvollesten Belohnungen, die her-

vorstechendsten Unterscheidungen niemals geben werden.

Das Triebwerk, welches diese ausserordentlichen und romanhaften Leute in Thätigkeit setzte, ist nicht leicht ausfindig zu machen. Man kann nicht sagen, daß es das Bedürfniß war: sie hatten ein Land unter ihren Füßen, das ihnen unermeßliche Reichthümer darbot, und diese wurden unter ihren Augen durch minder geschickte Leute, als sie, geerndtet. War es der Geitz? Sie würden die Beute eines Feldzuges nicht in einem Tage verschwendet haben. Da sie kein eigentliches Vaterland hatten, so konnten sie sich auch dessen Vertheidigung, Vergrößerung, und Rache nicht gewidmet haben. Die Ruhmliebe, falls sie die gekannt hätten, würde sie vor der Menge Grausamkeiten und Verbrechen bewahrt haben, die den Glanz ihrer größten Thaten verdunkelten. Die Hoffnung der Ruhe hat niemals in fortwährende Arbeiten, in unausdrückliche Gefahren gestürzt.

Welches waren denn die moralischen Ursachen, die den Flibüstern ein so sonderbares Daseyn gaben? Das Land, wo die Natur alle unruhige Leidenschaften zu einem immerwährenden Stillschweigen verdammt zu haben schien; wo sich die Menschen aus einer angewöhnten Schlafsucht durch die Trunkenheit und Unmäßigkeit der Feste aufwecken mußten; wo sie mit ihrer Ruhe und ihrer Langenweile zufrieden lebten: dies Land findet sich auf einmal durch ein brausendes und heftiges Volk bewohnt, welches mit der Luft eines brennenden Dunstkreises die Ausschweifung aller Empfindungen, die Raserey aller Leidenschaften einzuathmen scheint. Unterdessen daß ein Feuerhimmel die alten Erobrer der neuen Welt entkräftete; die in ihrem Vaterlande damals so unruhigen Spanier mit den überwundnen Amerikanern die beständige

Nieder=

Niedergeschlagenheit und Unempfindlichkeit theilten; kamen Leute aus den gemäßigtsten Klimaten Europens, und schöpften unter der Linie Kräfte, die der Natur unbekannt waren.

Will man zu den Quellen*) dieser Revolution hinauf gehen, so wird man finden, daß die Flibüster zu einer Zeit gelebt, da die europäischen Regierungen unter einander verwickelt waren. Die in den Gemüthern seit Jahrhunderten bedruckte Springfeder der Freyheit bekam eine unglaubliche Thätigkeit, und brachte die schrecklichsten Erscheinungen herfür, die man noch in der moralischen Welt gesehen. Die unruhigen und schwärmerischen Leute aller Nationen schlugen sich zu diesen Abentheurern auf das erste Ge-

 rücht

*) Die allgemeinen Kriege in Europa, die wilde Gährung, welche durch bürgerliche und Religionsunruhen in verschiedenen Reichen herrschte, die Verzweifelung und das Elend, darein viele Menschen durch die unmenschliche Wuth dieser Kriege geriethen, der brennende Haß gegen die grausamen Spanier, welche Europens Despoten seyn wollten, und der allgemein hingerichtete gierige Blick auf Westindiens unerschöpfliche Goldquellen haben auch wohl diese fortdaurende herrenlose Züge nach Amerika veranlaßt, und den Geist der Wuth, der Grausamkeit, und wilden Tapferkeit erzeugt und genährt, der unter den Flibüstern herrschend ward. Mit menschenfeindlichen und verhärteten Herzen kamen sie hin, und Noth und Mangel, und der allgemeine Haß, und die Furcht der Landesbewohner machte Menschen, die vom Raube leben mußten, und als Räuber behandelt wurden, natürlicher Weise noch menschenfeindlicher und härter. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts hat die Liebe zum Genuß einen Geist der Ruhe in die Europäer gebracht, wodurch sie menschlicher und minder wild in der Tapferkeit geworden sind.

rücht von ihrem Erfolg. Der Reiz der Neuheit, die Vorstellung und Begierde ferner Dinge, das Bedürfniß, eine andre Lage zu suchen, die Hoffnung eines bessern Glücks, der Naturtrieb, welcher die Einbildung zu großen Unternehmungen treibt, die Bewundrung, die schnell zur Nachahmung führt, die Nothwendigkeit, Hindernisse zu überwinden, worein man durch Unklugheit gerathen, die Aufmunterung des Beyspiels, die Gleichheit der Güter und Uebel unter freyen Kamaraden; mit einem Wort, die vorübergehende Gährung, die der Himmel, das Meer, die Erde, die Natur, und das Glück in Leuten erregt hatten, die wechselsweis mit Gold und Lumpen bedeckt, in Blut und Wollust versenkt waren, machte aus den Flibüstern ein in der Geschichte ganz allein stehendes Volk, aber ein tagwieriges Volk, das nur einen Augenblick glänzte.

Indessen ist man gewohnt, diese Räuber mit einer Art von Abscheu anzusehen. Er ist gerecht, weil die Treue, die Redlichkeit, die Uneigennützigkeit, selbst der Edelmuth, den sie unter sich ausübten, sie nicht abhielten, die Menschlichkeit täglich zu beleidigen. Wie kann man sich aber, mitten unter diesen abscheulichen Verbrechen, einer Menge heldenmüthiger Thaten, die den tugendhaftesten Völkern Ehre gemacht hätten, die Bewundrung versagen?

Die Flibüster hatten für eine gewisse Summe übernommen, ein sehr reich beladnes spanisches Schiff zu bedecken. Einer unter ihnen wagte es, seinen Kamaraden vorzuschlagen, sie wollten sich dieses Fahrzeuges bemächtigen, und auf einmal ihr Glück machen. Der berühmte **Montauban**, der den Haufen kommandirte, hatte nicht sobald diese Rede vernommen, als er seine Stelle niederlegen wollte, und an Land gesetzt zu werden verlangte. Wie? uns zu verlassen!

sagten diese unerschrocknen Leute zu ihm. Ist Jemand hier, der die Treulosigkeit billige, die ihnen Abscheu erweckt?

Man gieng auf der Stelle zu Rath. Man beschloß, der Schuldige sollte auf die erste vorkommende Küste geworfen werden. Man schwur, diesen Menschen ohne Treu und Glauben niemals bey irgend einer Rüstung mitzunehmen, woran ein einziger von den braven Leuten Theil haben würde, denen seine Gesellschaft Schande machte. Wenn das nicht Heldenmuth ist, soll man denn in einem Jahrhundert, wo alles Große unter dem Namen von Schwärmerey lächerlich gemacht wird, Helden suchen?

Warum die Engländer und Holländer im spanischen Erbfolgkrieg Nichts in Amerika erobern?

Amerika holte kaum Oden. Kaum fieng man an der Industrie der zu Bürgern und Bauern gewordnen Flibüster zu genießen, als die alte Welt das Schauspiel einer Revolution zeigte, wovon die neue erbebte. Karl II. König von Spanien, hatte eine unruhvolle Laufbahn geendigt. Ueberzeugt, daß ein Bourbon allein im Stande sey, die Monarchie unverstückt zu erhalten, hatten seine **Unterthanen** *) gegen das Ende seines Lebens in ihn gedrungen, den Herzog von Anjou zu seiner Erbfolge zu berufen. Der Gedanke, 22 Kronen auf ein Haus gebracht zu sehen, welches des seinigen Feind und Nebenbuhler war, hatte ihn in schwarzen Kummer versenkt. Gleichwohl hatte er sich nach unzähligem Streit und Unschlüßigkeit zu dieser gerechten und großmüthigen That entschlossen, die man natürlicher Weise von seinem schwachen Karakter nicht erwarten konnte.

*) Daß diese Vorstellung ziemlich Französisch gerathen sey, braucht wohl nur erwähnt zu werden. Gerechtigkeit und Großmuth haben wenigstens an Karls des Zweyten Entschliessung nicht viel Theil gehabt.

Europa, welches seit einem halben Jahrhundert des Hochmuths, der Ehrsucht, der Tiranney Ludwigs XIV müde war, vereinigte seine Kräfte, um den Zuwachs einer bereits zu furchtbaren Macht zu verhindern. Die Vernichtung, worinn Spanien durch die schlechtste Verwaltung versunken; der damals in Frankreich herrschende Geist der Andächteley, und folglich der Schwachheit, verschafften der Ligue einen Fortgang, wovon man in der Vereinigung verschiedner Mächte gegen eine einzige wenig Beyspiele sieht. Diese Ligue gewann eine Bedeutung, die in jedem Feldzug durch eben so rühmliche, als nützliche Siege zunahm. Bald hatten beyde Kronen weder Macht noch Ehre mehr übrig. Und, um das Unglück voll zu machen, waren ihre Widerwärtigkeiten der Gegenstand allgemeiner Freude: alle Herzen waren dem Mitleid verschlossen.

England und Holland, die ihr Blut und ihre Schätze für den Kaiser verschwendet, mußten sich endlich mit ihren Vortheilen beschäftigen, die ihnen nach Amerika riefen. Dieser Welttheil bot ihnen reiche und leichte Erobrungen dar. Spanien hatte, seit der Vernichtung seiner Gallionen, zu Vigo kein einzig Schiff; und Frankreich hatte, selbst, bevor es die schrecklichen Unfälle erfahren, wodurch es an den Rand des Abgrundes gerieth, sein Seewesen verfallen lassen. Diese fehlerhafte Aufführung hatte eine entfernte Ursach.

Ludwig XIV. der in seiner Jugend nach aller Art von Ruhm begierig war, dachte, es würde dem Glanz seiner Regierung etwas fehlen, wenn er keine Schiffe hätte. Man hat Grund, zu glauben, daß er sie nur als eins von den Mitteln ansah, deren er sich bedienen wollte, um die Bewundrung der Nationen auf sich zu ziehen, Genua und Algier zu züchtigen, und

das

das Schrecken seines Namens bis ans Ende der Welt auszubreiten. Hätte er in die Kombination der Macht, die er errichten wollte, auch die Seemacht gezogen, so würde er, wie Cromwell, die Schiffahrt begünstigt haben die durch den Handel die Seemacht nährt. Falsche Aussichten führten ihn irre. Nach dem Maaß, wie ihm seine Unruhe neue Feinde zuzog, ward er genöthigt, eine größere Anzahl Truppen auf den Beinen zu halten, die Gränzen der Monarchie sich ausbreiteten, und der Vestungen mehr wurden, sah man die Anzahl seiner Schiffe abnehmen. Ja, er wartete nicht einmal die Nothwendigkeit dieses Aufwands ab, um einen Theil der Fonds zu unterdrücken, die zur Bildung seiner Seemacht bestimmt seyn sollten. Die Reisen des Hofes, unnütze oder zu prächtige Gebäude, Gegenstände der Prahlerey, oder bloßer Annehmlichkeit, viele andre eben so läppische Dinge, verschlungen das Geld, welches der Unterhalt der Seemacht erfoderte. Von der Zeit an verlor dieser Zweig der französischen Macht seine Stärke. Er fiel unvermerkt, und verlor sich endlich ganz und gar in den Unglücksfällen des Krieges, wegen der spanischen Erbfolge.

Um diesen Zeitpunkt befanden sich die Besitzungen beyder Kronen in Westindien ohne Vertheidigung. Sie erwarteten jeden Augenblick, Großbritannien und den vereinigten Provinzen zum Raube zu werden, welche die einzigen neuen Völker sind, die ihre politische Macht auf den Handel gegründet haben. Es ist wahr, unermeßliche Entdeckungen hatten den Kastiliern und Portugiesen den ausschließenden Besitz von Schätzen und Produkten in die Hände geliefert, die ihnen die Herrschaft der ganzen Welt zu versprechen schienen, falls die Reichthümer sie geben könnten; aber diese von Gold und Blut trunknen Nationen

hatten nicht einmal gemuthmaaßt, daß eine neue Welt ihre Macht in der alten unterstützen müsse. Die Ausschweifung und der Mißbrauch eines Systems, das auf den Einfluß gegründet war, welchen Amerika in Europa geben konnte, rissen die Engländer und Holländer zu einer ganz entgegengesezten Uebertreibung fort.

Diese beyden Nationen, deren eine gar keine natürliche Vortheile, und die andre nur mittelmäßige besaß, hatten bey Zeiten die wahren Grundsätze des Handels gefaßt, und dieselben mit mehr Beharrlichkeit befolgt, als die verschiednen Lagen, worinn sie sich befunden hatten, ihnen zu erlauben schienen. Als anfangs die Industrie der ärmeren durch zufällige Umstände erweckt worden, hatte sie ihre Nebenbulerinn, mit einem feurigern Genie, und beträchtlichern Hülfsmitteln, ihr schnell gleich kommen gesehen. Der durch die Eifersucht erregte Industriekrieg artete bald in lebhafte, hartnäckige, und blutige Gefechte aus. Es waren nicht blos Feindseligkeiten zwischen Volk und Volk; es war ein Haß, es war eine Rache eines Privatmanns wider den andern. Die Nothwendigkeit einer Vereinigung, um Frankreich im Zaum zu halten, und ihm zu steuern, hob diese Feindseligkeiten auf. Ein vielleicht zu schneller, zu entscheidender Fortgang erweckte ihre Feindschaft wieder. Aus Furcht, sie möchten eine an der andern Vergrößerung arbeiten, entsagten sie allen Einbrüchen in Amerika. Endlich ergriff die Königinn Anne den günstigen Augenblick zu einem besondern Frieden, und ließ sich Vortheile einräumen, wodurch die Nation, welche der ihrigen Mitwerberinn war, weit zurück gesetzt ward. Von nun an war England Alles, und Holland war Nichts.

Die auf den Utrechter Frieden folgenden Jahre riefen das goldne Zeitalter in die Welt zurück, die

stets

stets ruhig gnug seyn würde, falls nicht die Europäer, die ihre Waffen und ihren Haß in den vier Welttheilen ausgebreitet, ihre Harmonie störten. Die Felder wurden nicht mehr mit Leichnamen bedeckt. Man verheerte die Saat des Landmannes nicht. Der Seefahrer fürchtete keine Seeräuber, und wagte, seine Flagge auf allen Meeren zu zeigen. Die Mütter sahen ihre Kinder nicht mehr aus ihren Häusern reißen, um ihr Blut für die Grillen eines blödsinnigen Königs, oder eines ehrsüchtigen Ministers, zu verschwenden. Die Nationen traten nicht mehr in Gesellschaft, um den Leidenschaften ihrer Herren zu dienen. Die Menschen lebten einige Zeit als Brüder, so weit es der Stolz der Monarchen, und der Geiz der Völker zulassen können.

Obgleich diese allgemeine Glückseligkeit das Werk derer war, die die Zügel der Reiche führten, so hatte doch der Fortgang der allgemeinen Vernunft einigen Theil daran. Die Philosophie fieng an, von der Menschlichkeit zu reden, die von der Betrügerey unaufhörlich ein aufrührig Geschrey wider die Religion genannt wird. Die Schriften *) einiger Weisen wa-

*) Der Verf. hat hier die Aufklärung der europäischen Nationen durch Handlung, Schifffarth, den davon abhängenden mehrern Umgang der Menschen mit Menschen, und die daraus fließende Mittheilung der Ideen und Denkungsarten, wodurch Vergleichung und Urtheil bey den Europäern erweckt und berichtiget worden ist, vergessen. Der angenehmere Genuß des Lebens, welchen die Verbesserung und Ausbreitung der Künste verschafft hat, hat auch viel dazu beygetragen, die europäischen Nationen ruhiger, menschlicher, und milder in ihren Sitten zu machen. Aber es ist mit ihnen noch nicht auf dem Punkt, da es seyn soll und kommen wird. Indessen, so

ren aus ihrem Kabinet dem Publikum in die Hände gerathen; sie hatten die Sitten sanfter gemacht. Dadurch hatten die Gemüther Liebe zu den nützlichen oder angenehmen Künsten gewonnen, und wenigstens viel von der Anreizung, sich zu erwürgen, verlohren, die die Menschen bis dahin gehabt hatten. Der Blutdurst schien gestillt, und alle Völker legten sich mit großer Hitze, mit neuen Kenntnissen auf ihre Bevölkerung, ihren Anbau, und ihre Industrie.

Diese Thätigkeit war besonders auf den Antillen zu merken. Die Staaten des vesten Landes können sich behaupten und sogar blühen, wenn das Kriegsfeuer in der Nachbarschaft und auf ihren Gränzen angezündet ist; weil sie den Ackerbau und die Manufakturen, den einländischen Unterhalt und Verbrauch, zum Hauptzweck haben. Es verhält sich nicht so mit den Pflanzörtern, die durch verschiedne Nationen in dem großen Archipelag von Amerika angelegt worden. Das Leben und die Reichthümer sind daselbst gleichmäßig erbettelt. Man erndtet dort nichts von dem, was zur Nahrung nothwendig ist. Die Kleidung und Ackergeräthe werden dort nicht verfertiget. Alle Produkte sind zur Ausfuhr bestimmt. Nur eine sichere und leichte Gemeinschaft mit Afrika, mit den nordlichen Küsten der neuen Welt, und besonders mit Europa, kann diesen Inseln den freyen Umlauf des Nothwendigen, welches sie empfangen, und des Ueberflüßigen, welches sie geben, verschaffen. Je mehr diese Kolonien von der langen und schrecklichen Feuersbrunst gelitten, die Alles verzehrt hatte, desto mehr eilten sie, die in ihrem Glück gemachten Risse wieder auszubessern. Selbst die aus der allgemeinen Erschöpfung

weit sie jezt sind, das hat man bisher mehr diesen Ursachen zu danken, als den Schriften der Weisen.

schöpfung gefaßte Hoffnung einer dauerhaften Ruhe machte die mißtrauischsten Handelsleute dreist genug, den Kolonisten Vorschüsse zu thun, ohne welche, so vieler Sorgfalt ungeachtet, der Fortschritt nothwendig sehr langsam gewesen wäre. Dieser Beystand sicherte und vermehrte den Flor der Inseln, als man 1739 ein Gewölk platzen sah, welches seit langer Zeit aufstieg, und die Ruhe der Erde störte.

Die amerikanischen Inseln veranlassen den Krieg von 1739.

Die englischen Kolonien, besonders Jamaika, hatten mit den spanischen Besitzungen der neuen Welt einen Schleichhandel eröffnet, den sie wegen der langen Uebung für erlaubt anzusehen gewohnt waren. Der Hof zu Madrid, der seine Vortheile besser kennen gelernt, ergriff Maaßregeln, um diese Gemeinschaft zu hemmen, wenigstens zu mindern. Der Entwurf konnte verständig seyn, allein die Ausführung desselben hätte gerecht seyn sollen. Hätten die zur Verhinderung des Schleichhandels bestimmten Schiffe bloß die Fahrzeuge angehalten, die ihn trieben, so würden sie Lob verdient haben. Der von allen gewaltsamen Mitteln unzertrennliche Mißbrauch, der Reiz des Gewinns, vielleicht auch der Rachgeist, machten, daß man unter dem Vorwand des verbotenen Handels, fern von den verdächtigen Küsten, Fahrzeuge anhielt, die eine rechtmäßige Bestimmung hatten.

Die englische Nation, die ihre Sicherheit, ihre Macht, und ihren Ruhm im Handel setzt, hatte mit Ungeduld gesehen, daß man ihren Anmaaßungen steuerte, und ward über die Bedrückungen aufgebracht, die die Schranken des Völkerrechts überschritten. Man hörte in London, im Parlement, Nichts als Klagen über den Ausländer, der sie verübte, und Schimpfreden wider das Ministerium, welches sie ertrug.

Robert Walpole, der seit langer Zeit Großbritannien mit einem Karakter und Talenten regierte, die sich besser für den Frieden, als den Krieg, schickten, und Spaniens Staatsrath, der so, wie das Ungewitter näher kam, minder Kraft zeigte, suchten gemeinschaftlich Wege zum Vergleich. Die im Pardo ausgedacht und unterzeichnet waren, schmeckten einem Volke nicht, das durch sein Interesse, durch seine Rache, durch den Partheygeist, und besonders durch schnell auf einander folgende politische Schriften, gleichmäßig erhitzt war.

In England werden alle Tage eine Menge Bücher ausgeheckt, worinn alles, was die Nation angeht, frey behandelt wird. Unter diesen Schriften giebt es gründliche, die von guten Köpfen, von wohl unterrichteten und eifrigen Bürgern verfaßt sind. Ihre Lehren dienen, das Publikum über seine Vortheile aufzuklären, und die Regierung in ihren Operationen zu leiten. Man kennt im Staat wenig nützliche Einrichtungen der innern Wirthschaft, die nicht durch irgend eine dieser Schriften angegeben, vorbereitet, oder vervollkommnet wären. Unglücklich ist jedes Volk, das sich dieses Vorzugs beraubt! Allein, gegen einen klugen Mann, der das Licht verbreitet, finden sich Schriftsteller ohne Zahl, die entweder aus Mißvergnügen über die Staatsbedienten, oder um dem Geschmack der Nation zu schmeicheln, oder aus persönlichen Ursachen, ein Vergnügen dran finden, die Gemüther aufzubringen. Das Mittel, welches sie gemeiniglich brauchen, ist, daß sie die Ansprüche ihres Landes ungerecht übertreiben, daß sie ihm die geringsten Verwahrmittel, die die andern Mächte zur Erhaltung ihrer Besitzungen ergreifen, als offenbare Anmaaßungen vorspiegeln. Diese so partheyischen, als unrichtigen Uebertreibungen breiten Meynungen aus,

bringen Vorurtheile auf, deren gewöhnliche Wirkung ist, daß sie die Nation in einem immerwährenden Krieg mit ihren Nachbarn unterhalten. Wenn sich die Regierung, welche gern ein gerechtes Gleichgewicht zwischen ihren Unterthanen und den Ausländern beobachten möchte, weigert, sich nach populären Irrthümern zu betragen, so sieht sie sich dazu gezwungen.

Der londner Pöbel *), der niedrigste Pöbel in der Welt, wie das englische Volk, politisch betrachtet, das erste Volk in der Welt ist, unterstützt von 20000 jungen Leuten von Familie, die für den Handel erzogen werden, belagert mit Schreyen und Drohen den Senat der Nation, und bestimmt seine Berathschlagungen. Oft wird dieses Geschrey durch eine Parthey des Parlements selbst erregt. Sind diese verächtlichen Leute einmal in Bewegung gesezt, so beschimpfen sie den besten Bürger, den man ihnen verdächtig gemacht, stecken sein Haus in Brand, und beleidigen auf eine ärgerliche Weise die geheiligtsten Häupter. Sie halten nicht inne, bis sie das Mini-

*) Die englische Regierung würde die schlechteste auf Erden seyn, wenn es wahr wäre, daß der Pöbel zu London solchen wirksamen Einfluß auf die Entschließungen des Nationalsenats hätte, als hier vorgegeben wird. Was ein oder ein paar mal in unruhigen Zeiten geschehen seyn kann, muß nicht so allgemein behauptet werden. Wirft der Pöbel auch einem braven Mann zu Zeiten die Fenster ein, so werden dadurch die Regierungsgrundsätze der Verständigen nicht umgekehrt. Was hat wohl das Geschrey und Lärmen des londonschen Pöbels gegen ein Ministerium vermocht, gegen dessen Schritte doch wohl nicht alle erhobene Klagen ganz ungegründet waren? Pöbel kann überhaupt nur in wohleingerichteten Staaten vorübergehende Gährungen, keine daurende Revolutionen verursachen.

Ministerium zur Annahme ihrer ganzen Raserey gebracht. Dieser uneigentliche, aber anhaltende Einfluß der Handlung auf die öffentlichen Entschließungen war vielleicht niemals so merklich, als um die Zeit, wovon wir reden.

England fieng den Krieg mit der größten Ueberlegenheit an. Es hatte eine große Anzahl Matrosen. Seine Zeughäuser waren mit Kriegsbedürfnissen überhäuft, und auf seinen Werften war lauter Leben. Seine sämmtlich ausgerüsteten, und von erfahrnen Officieren befehligten Geschwader warteten nur auf Befehle, um das Schrecken und den Ruhm seiner Flagge ans Ende der Welt zu bringen. Man tadle **Walpolen** nicht, daß er durch Versäumung so grosser Vorzüge sein Vaterland verrathen habe. Er muß über allen Argwohn erhaben seyn, weil er keiner Bestechung beschuldigt ward, in einem Lande, wo man dergleichen Beschuldigungen oft gemacht hat, ohne dran zu glauben. Gleichwohl war seine Aufführung nicht von Tadel frey. Die Furcht, sich in Verlegenheiten zu stürzen, wodurch seine Staatsverwaltung in Gefahr gerathen würde; die Verbindlichkeit, die Schätze, welche bis dahin bestimmt gewesen, ihm Anhänger zu erkaufen, auf Kriegsrüstungen zu wenden; die Nothwendigkeit, neue Taxen zu fordern, die den Abscheu gegen seine Person und Grundsätze auf den höchsten Punkt bringen mußten: alle diese und einige andre Betrachtungen stürzten ihn in verderbliche Unschlüßigkeiten. Er verlor eine stets kostbare, und besonders in Seeoperationen entscheidende Zeit.

Vernon's Flotte scheiterte, nachdem sie **Porto-Belo** zerstört, vor Karthagena, vielmehr wegen des ungesunden Klimats, durch Mißverständniß und Unfähigkeit der Befehlshaber, als durch die Tapferkeit der Besatzung.

Anson sah seine Rüstung beym Kap-Horn zu Grunde gehen, wo er einige Monate früher ohne Gefahr würde vorüber gesegelt seyn: nach dem, was er mit einem Schiffe that, zu urtheilen, was er mit einem Geschwader hätte thun können, kann man denken, er würde das spanische Reich in der Südsee wenigstens erschüttert haben.

Eine auf der Insel **Cuba** angefangene Niederlassung hatte einen unglücklichen Ausgang. Diejenigen, die dort eine Stadt stiften wollten, fanden nur ihren Kirchhof. Der General **Oglethorpe** war 38 Tage nach Eröffnung der Laufgraben genöthigt, die Belagerung des Forts **St. Augustin**, in Florida, aufzuheben, welches durch **Manuel Montiano**, dem man Zeit gelassen hatte, sich vorzubereiten, tapfer vertheidigt ward.

Obgleich der Engländer erste Unternehmungen gegen das spanische Amerika vergeblich gewesen, war man doch daselbst nicht ruhig. Sie hatten noch ihre Seemacht, ihren Karakter, ihre Regierung, drey große Mittel, die zittern machten. Vergeblich ließ der Hof von Versailles seine Seemacht zu derjenigen stoßen, die der Hof zu Madrid aufbringen konnte. Diese Verbindung minderte die Kühnheit des gemeinschaftlichen Feindes nicht, und konnte die von Furcht zu sehr niedergeschlagnen Gemüther nicht beruhigen. Zum Glück für beyde Nationen, und diesen Welttheil, hatte Kaisers Karls VI. Tod in Europa einen lebhaften Krieg erregt, der die britannische Macht dort wegen eines sehr zweydeutigen Interesse zurück hielt. Die in den fernen Klimaten mit so vielen großen Gepränge, Zurüstungen angefangnen Feindseligkeiten liefen auf beyden Seiten unvermerkt auf einige Seeräubereyen hinaus. Es fiel keine wichtige Begebenheit vor, als die Erobe-

rung von Isle-Roiale, wodurch Frankreichs Fischereyhandlung und Kolonien den größten Gefahren ausgesetzt wurden. Diese Macht bekam beym Frieden eine so kostbare Besitzung wieder; der Traktat aber, der ihr dieselbe wiedergab, ward nicht minder allgemein getadelt.

Die Franzosen, in denen stets der Ritterschaftsgeist steckt, der so lange Zeit die glänzende Narrheit des ganzen Europa gewesen, sehen ihr Blut für bezahlt an, wenn es die Gränzen ihres Vaterlands erweitert hat; das ist, wenn sie ihren Fürsten in die Nothwendigkeit gesezt, sie schlechter zu regieren; und sie halten ihre Ehre für verloren, wenn ihre Besitzungen geblieben sind, was sie waren. Diese Eroberungswuth, die man barbarischen Zeiten verzeihen muß, deren sich aber aufgeklärte Jahrhunderte nicht zu schämen haben sollten, machte, daß man den Aachner Traktat verwarf, welcher Oestreich alles, was ihm genommen worden, wieder zustellte. Die Nation, die zu läppisch, zu leichtsinnig ist, um politisch zu seyn, wollte nicht sehen, daß man dadurch, daß für den Infanten, Don Philip, ein Eigenthum, wie es auch seyn mochte, in Italien ausgemacht ward, sich des Bündnisses mit Spanien versicherte, welches nun großes Interesse mit dem Wiener Hofe auszumachen bekam; daß man durch die dem König von Preussen geleistete Gewähr für Schlesien in Deutschland zwey mitwerbende Mächte errichtete, eine kostbare Frucht von zweyhundertjährigem Nachdenken und Arbeiten; daß man sich durch die Rückgabe von Freyburg und der flandrischen Vestungen, die geschleift worden, leichte Eroberungen verschaffte, falls der Krieg wieder anfienge, zu wüten, und die Landtruppen zu allen Zeiten leicht um 50000 Mann vermindert werden könnten, eine Ersparung, die auf die Seemacht verwandt werden konnte und mußte.

Hätte also Frankreich auch nicht nöthig gehabt, sich mit seinem Innern zu beschäftigen, welches äusserst in Verfall war; wären sein Kredit und seine Handlung nicht zu Grunde gerichtet gewesen; hätten nicht einige seiner wichtigsten Provinzen Mangel an Brod leiden müssen; hätte es den Paß von Kanada nicht verlohren; wären seine Kolonien nicht mit einem unausbleiblichen und nahen Ueberfall bedrohet worden; wäre seine Seemacht nicht so weit zu Grunde gerichtet gewesen, daß es kein einzig Schiff nach der neuen Welt zu schicken gehabt; hätte Spanien nicht im Begriff gestanden, mit England einen besondern Vergleich zu treffen; so würde der Friedensschluß dennoch den Beyfall nachdenkender Köpfe verdient haben.

Die Leichtigkeit, womit der Marschall von Sachsen in die vereinigten Provinzen eindrang, fiel den Franzosen am meisten auf. Man wird gern zugeben, daß Ludwigs XV. siegreichen Waffen nichts ohnmöglich schien; würde es aber sonderbar seyn, zu sagen, daß die aufgeklärten Engländer nichts so sehr wünschten, als diese Begebenheit? Wäre die Republik, die sich in der Unmöglichkeit befand, sich von ihren Bundsgenossen loszumachen, erobert worden, würden dann ihre Einwohner, die gegen die Regierung, die Gesetze, die Sitten, die Religion ihres Ueberwinders alte und neue Vorurtheile hatten, unter seiner Herrschaft haben leben wollen? Würden sie nicht ihre Einwohner, ihre Kapitalien, ihre Industrie unausbleiblich nach Großbritannien gebracht haben? Und wer kann zweifeln, daß so große Vortheile den Engländern unendlich mehr werth gewesen wären, als Hollands Bündniß?

Wir wollen dieser Anmerkung noch eine andere beyzufügen wagen, die eben so neu, aber vielleicht nicht minder auffallend wahr scheinen wird.

Man hat den Wiener Hof für sehr glücklich oder sehr geschickt gehalten, daß er durch Unterhandlung den Franzosen dasjenige wieder aus den Händen gerissen, was er durch Kriegsunglück verlohren hatte. Würde er nicht geschickter oder glücklicher gewesen seyn, wenn er seinem Feinde einen Theil seiner Eroberung gelassen hätte? Sie ist vorbey, die Zeit, da das Haus Oesterreich dem Hause Bourbon an Macht gleich kam, und es vielleicht übertraf. Seine Politik erfordert also, die andern Mächte für sein Schicksal, selbst durch seinen Verlust, einzunehmen. Er konnte dies dadurch thun, daß er Frankreich zum Schein etwas aufopferte. Das über die Vergrößerung dieser Monarchie, die man zu hassen, zu beneiden, zu fürchten geneigt ist, beunruhigte Europa, würde wiederum den Haß gegen dieselbe gefaßt haben, den man gegen Ludwig XIV. hatte; und dann wurden fürchterlichere Bündnisse, als jemals, die nothwendige Folge dieser Gesinnungen. Diese allgemeine Neigung der Gemüther war geschickter, das Haus Oesterreich zu einer neuen Größe zu erheben, als die Wiedererlangung eines entfernten eingeschränkten und stets offenen Landes.

Man muß freylich eine so gute Meynung von dem französischen Gevollmächtigten, der die Unterhandlung führte, und von dem Minister haben, der sie regierte, daß man denke, sie würden die Falle bemerkt haben. Ja, wir wollen ohne Bedenken versichern, daß diese beyden Staatsmänner keine Vergrößerungsabsichten hatten. Würden sie aber eine eben so tiefe Politik bey dem Staatsrath gefunden haben, dem sie von ihren Operationen Rechenschaft schuldig waren? Dies wagen wir nicht zu entscheiden. Ueberhaupt sind alle Regierungen in der Welt geneigt, sich auszubreiten, und die französische hat die Eigenschaft, daß sie es sehr gern will.

Was auch an diesen Anmerkungen seyn mag, so muß man gestehen, daß die Hoffnung der beyden französischen Minister, die den Frieden entschieden hatten, betrogen ward. Der vornehmste Gegenstand ihrer Schritte war die Erhaltung der bedrohten Kolonien gewesen, und man verlohr diese Quelle eines unbeschränkten Reichthums aus dem Gesicht, sobald die Gefahr vorüber war. Frankreich behielt Truppen ohne Zahl, traf Bündnisse im Norden und Süden von Europa, hatte einen Theil Deutschlands im Sold, betrug sich, als wenn ein neuer Karl V. seine Gränzen bedroht, oder ein andrer Philipp II. das Innere seines Landes durch seine Intriguen hätte umstürzen können. Es sah nicht, daß es auf dem vesten Lande ein entschiedenes Uebergewicht hatte, daß es von keiner Macht allein angegriffen werden konnte; und daß die Begebenheiten des letztern Krieges, die Einrichtungen des letzten Friedens die Vereinigung verschiedener Mächte unmöglich gemacht hatten. Es mattete sich mit tausend kleinen läppischen Aengstlichkeiten ab. Es konnte vor seinen Vorurtheilen nicht merken, daß es nur einen einzigen, seiner Aufmerksamkeit wirklich würdigen Feind hatte, und daß dieser Feind nur durch zahlreiche Flotten konnte im Zaum gehalten werden.

Die Engländer, die geneigter sind, sich über andrer Wohlfahrt zu kränken, als der ihrigen zu geniessen, wollen nicht blos reich, sie wollen die einzigen Reichen seyn. Das Erwerben ist ihre Sucht, wie es Roms Ehrgeiz war, zu herrschen. Sie suchen nicht hurtig ihre Herrschaft, sondern ihre Kolonien auszubreiten. Der Zweck aller ihrer Kriege ist ihr Handel; und die Begierde, ihn ausschliessend zu machen, hat sie zu großen Dingen und großen Ungerechtigkeiten bewogen. Diese Leidenschaft ist so stark, daß sie sogar ihre Philosophen unterjocht hat. Der

berühmte **Boyle** sagte, es sey gut, den Wilden das Evangelium zu predigen: weil, wenn man sie auch nur so viel Christenthum lehren sollte, als sie haben müssen, um gekleidet zu gehen, es ein großer Vortheil für die englischen Manufakturen seyn würde.

Ein solches System, das die Nation nicht aus dem Gesichte verlohren hat, offenbarte sich 1755, unvorsichtiger, als es bis dahin gethan hatte. Der Anbau der französischen Kolonien, deren schneller Anwachs alle Aufmerksamen in Erstaunen setzte, weckte die englische Eifersucht wieder auf. Indessen hüllte sich diese Leidenschaft, die sich schämte, zu erscheinen, einige Zeit in die Dunkelheit des Geheimnisses; und ein Volk, welches stolz oder bescheiden genug ist, um die Unterhandlungen das Geschütz seiner Feinde zu nennen, hielt es nicht zu gering, alle Umwege und alle Griffe der hinterlistigsten Politik zu gebrauchen.

Frankreich, über die Unordnung seiner Finanzen erschrocken, durch die kleine Anzahl seiner Schiffe und seiner Admiräle Unerfahrenheit in Furcht gesetzt, durch die Liebe zum Müßiggang, zum Vergnügen, und Frieden verführt, kam selbst den Bemühungen, wodurch man es hinzuhalten suchte, zu Hülfe. Vergebens wiederholten einige aufgeklärte Männer ohne Aufhören, daß Großbritannien Krieg wolle, daß es ihn wollen müße, daß es gezwungen sey, ihn anzufangen, bevor die Kriegsflotte seiner Nebenbuhlerinn eben so mächtig geworden, als ihre Handelsflotte: diese Unruhe schien abgeschmackt in einem Lande, wo man bis dahin den Handel nur aus Nachahmung getrieben, wo man ihm alle Arten von Hindernissen in den Weg gelegt, wo man ihn beständig dem Finanzwesen aufgeopfert, wo man ihm niemals einen ernstlichen Schutz hatte angedeihen lassen, wo man vielleicht nicht wußte, daß man die reichste Handlung von der Welt hatte.

Die

Die Nation, die der Natur einen fürtrefflichen Boden; dem Zufall reiche Kolonien; ihrer lebhaften und biegsamen Empfindlichkeit den Geschmack an allen Künsten, die dem Genuß Abwechslung und Mannichfaltigkeit geben; ihren Eroberungen, ihrem gelehrten Ruhm, selbst der Vertreibung der Protestanten, die sie zu verlieren das Unglück gehabt, die herrschende Neigung, womit man ihr nachahmt, zu danken hatte: diese Nation, die zu glücklich seyn würde, wenn man es ihr zu seyn erlaubte, wollte nicht sehen, daß sie etwas von ihren Vortheilen verlieren könne, und ließ sich unüberlegt durch die Kunstgriffe fangen, die man gebrauchte, um sie einzuschläfern. Als England glaubte, es habe der Verstellung nicht mehr nöthig, fieng es die Feindseligkeiten an, ohne irgend eine von den Förmlichkeiten vorhergehen zu lassen, die bey den gesitteten Völkern üblich sind.

Wäre auch die Kriegserklärung nur eine leere Ceremonie unter Nationen, die sich vielleicht Nichts schuldig sind, sobald sie sich die Hälse brechen wollen; so kann man doch nicht umhin, zu bemerken, daß das britannische Ministerium den Fehler seiner Aufführung mehr als argwohnen ließ. Die Furchtsamkeit seiner Schritte, die Verlegenheit seiner Operationen, das Schwanken in seinen rechtfertigenden Vertheidigungen, sein angelegentlich aber vergebliches Bemühen, das Parlament zur Billigung eines so ärgerlichen Bruchs zu vermögen: hundert andre Dinge entdeckten ein schuldiges Gewissen. Hätten diese schwachen Verweser einer großen Macht eben so viel Kühnheit gehabt, Verbrechen zu begehen, als Abneigung gegen die Tugend, so würden sie den größten Plan entworfen haben. Als sie die französischen Schiffe auf den Küsten von Nordamerika ungesetzlich angreifen ließen, würden sie eben den Befehl für alle

Meere in der Welt gegeben haben. Die Zerstörung der einzigen Macht, die im Stande war, einigen Widerstand zu thun, war die nothwendige Folge einer so starken Kombination. Ihr Fall würde die andern Nationen erschreckt haben; und die englische Flagge hätte sich nur zu zeigen bedurft, um durch die ganze Welt Gesetze vorzuschreiben. Ein glänzender und entscheidender Erfolg würde der blinden Menge die Verletzung des Völkerrechts verborgen, würde sie in den Augen der Staatskunst gerechtfertigt haben; und das Geschrey der Unwissenheit und Ehrsucht hätten die Stimme der Weisen erstickt.

Der Anfang des Krieges ist unglücklich für die Engländer.

Eine schwache, aber allzeit ungerechte Aufführung brachte widrige Wirkungen herfür. Georgs II. Staatsrath ward von ganz Europa verachtet und gehaßt. Die Begebenheiten unterhielten diese Gesinnungen. Das zwar überfallene Frankreich siegte in Kanada, trug zur See einen beträchtlichen Vortheil davon, eroberte Minorka, bedrohte London selbst. Damals fühlte sein Feind, was die guten Köpfe seit langer Zeit selbst in England sagten, daß die Franzosen die Kunst gefunden hätten, die entferntesten Dinge zusammen zu bringen; daß sie Tugenden und Laster, stets für unverträglich gehaltne Züge von Schwachheit und Stärke, vereinigten; daß sie weibisch, aber brav; in das Vergnügen eben so verliebt wären, als in die Ehre; ernsthaft in Kleinigkeiten, und lustig in ernsthaften Sachen; allzeit zum Krieg bereit, und hurtig im Angriff: mit einem Wort, Kinder, wie die Athenienser, die sich, für wahres oder falsches Interesse, in Bewegung und Leidenschaft setzen ließen; gern unternähmen, und ins Feld giengen, ihre Führer möchten seyn, wie sie wollten, und sich durch den geringsten Erfolg über alle ihre Widerwärtigkeiten trösteten. Der engländische Geist,

der

der, nach Swifts so bekannten und nachdrücklichem Ausspruch: **immer im Keller, oder auf dem Boden ist**, und nie einen Mittelweg gekannt hat, fieng nun an, eine Nation, die er ungerechter Weise verachtet hatte, zu sehr zu fürchten. Die Muthlosigkeit trat an die Stelle des Dünkels.

Die Nation, die durch das auf ihren Reichthum gesezte zu große Vertrauen verderbt; durch die Einführung fremder Truppen, durch den moralischen Karakter, und die Unfähigkeit, derer die sie regierten, niedergeschlagen; selbst durch den Stoß der Partheyen geschwächt war, die bey einem freyen Volk im Frieden seine Kräfte üben, aber ihm dieselben in Kriegszeiten rauben: die Nation, die beschimpft, erstaunt, und ungewiß war, seufzte eben so sehr über die bereits erlittnen Unglücksfälle, als über die, welche sie noch voraus sah, ohne dafür zu sorgen, wie sie die einen rächen, oder die andern abwenden wollte. Der ganze Eifer für die gemeinschaftliche Vertheidigung lief auf unermeßliche Hülfsgelder hinaus. Man schien es nicht zu wissen, daß der Feige viel eher fertig ist, seinen Beutel aufzuthun, um die Gefahr zu entfernen, als der Tapfere; und daß es in den bedenklichen Umständen, worinn man war, nicht drauf ankam, wer bezahlen, sondern wer fechten sollte.

Die Franzosen wurden ihrerseits durch einigen Erfolg geblendet, der nichts entschied. Sie nahmen die Betäubung ihres Feindes für einen Beweis seiner Schwachheit, und ließen sich weiter, als ihre Lage ihnen erlaubte, in die Unruhen ein, welche in Deutschland ausbrachen.

Ein System, welches sie mit Schande überhäufen mußte, wenn es nicht einschlug, und ihre Macht zu Grunde richten, falls es gelang, verdrehte ihnen den Kopf.

Aus Leichtsinn vergaßen sie, daß sie einige Monate zuvor dem aufgeklärten und vesten Politiker Beyfall gegeben, der, um einen Landkrieg abzuwenden, welchen einige Minister anfangen wollten, weil sie verzweifelten, daß man den Seekrieg aushalten würde, mit dem Feuer und der Zuversicht des Genies gesagt hatte: Meine Herren! lassen sie uns, so viel wir unser im Staatsrath sind, gehen, und mit der Fackel in der Hand alle unsre Schiffe verbrennen; falls sie nur dienen, uns beleidigen zu lassen, und nicht, uns zu vertheidigen. Diese politische Verblendung stürzte sie in Abgründe. Zu den Irrthümern des Kabinets kamen noch militarische Fehler. Die Hofintriguen regierten die Führung der Kriegsheere. Eine beständige Abwechslung der Feldherren zog eine Folge von Widerwärtigkeiten nach sich. Dies leichtsinnige und überhin denkende Volk sah nicht, daß, indem es voraussezte, was unmöglich war, nemlich; daß alle die, denen es nach einander die Kriegsoperationen auftrug, Talent hätten, man nicht mit Vortheil gegen einen Mann von Genie fechten könnte, den ein Mann von erhabnen Eigenschaften aufgeklärt hatte. Seine Unglücksfälle änderten nichts in seinem Betragen. Die Veränderungen der Feldherren nahmen kein Ende.

Unterdeß, daß die Franzosen sich solchergestalt bethörten, ging das englische Volk von der Muthlosigkeit zur Wuth über, verbannte einen rechtmäßig beschrienen Minister, und stellte an die Spitze der Geschäfte einen Mann, der den schwachen Entschliessungen, den königlichen Vorzügen, und Frankreich gleichmäßig feind war. Ob gleich der Partheygeist, der in Großbritannien alles thut, diese Wahl getroffen, fand sie sich doch so, wie die Umstände sie erforderten. **William Pitt**, den man von seiner Jugend an we-

gen

gen seiner Redlichkeit, wegen seiner Uneigennützigkeit, wegen seines Eifers wider das Verderben, wegen seiner unverletzlichen Neigung zum gemeinen Besten, in den drey Königreichen ehrte, hatte eine Leidenschaft für große Dinge, eine Beredtsamkeit, die sicher war, die Gemüther hinzureissen, einen unternehmenden und vesten Karakter. Er hatte den Ehrgeiz, sein Vaterland über Alles, und sich mit ihm zu erheben. Sein Enthusiasmus sezte eine Nation in Feuer, die, wenn sie auch nicht unter ihrem Klima lebt, allzeit durch die Freyheit wird in Leidenschaft gesezt werden. Man nimmt einen Admiral beym Kopf, der die Insel Minorka hatte nehmen lassen; man wirft ihn in Fesseln, man klagt ihn an, man richtet ihn, man verdammt ihn. Weder sein Rang, noch seine Talente, noch seine Familie, noch seine Freunde, können ihn von der Strenge des Gesetzes retten. Der Mast seines Schiffs dient ihm zum Blutgerüst. Ganz Europa war bey der Nachricht von dieser tragischen Begebenheit, von einem mit Bewundrung und Schrecken vermischten Erstaunen betroffen. Man glaubte wieder in den Zeiten der alten Republiken zu seyn. Bings Tod, er sey schuldig, oder nicht, kündigte auf eine schreckliche Weise denen, die der Nation dienten, das Schicksal an, welches ihrer warlete, wo sie das auf sie gesezte Vertrauen hintergiengen. Es war Niemand, der im Augenblick des Gefechts nicht im Herzen zu sich sagte: **Lieber hier gestorben, als durch eine ehrlose Todesstrafe.** Solchergestalt ward das Blut eines der Feigheit beschuldigten Mannes ein Saame von Heldenmuth.

Zu diesem Triebwerk der Furcht, welches die Zaghaftigkeit überwinden sollte, kam noch eine Aufmunterung, die die Herstellung des Gemeingeistes verkündigte. In den meisten europäischen Staaten machen die Zerstreuung, das Vergnügen, der Müßiggang,

oft das Verbrechen und das sittliche Verderben, lebhafte und vielfältige Verbindungen. Die Engländer theilen sich weniger mit, leben nicht so viel beysammen, haben, wenn man will, minder Geschmack an Geselligkeit, als die andern Völker; aber der Gedanke von einem Entwurf zum Nutzen ihres Landes führt sie zusammen. Alsdenn haben sie nur eine Seele. Alle Stände, alle Partheien, alle Sekten, vereinigen sich, um seinen Erfolg zu befördern, mit einem Edelmuth, der in den Gegenden, wo man kein eignes Vaterland hat, ohne Beyspiel ist. Diese Hitze ist besonders merklich, wann die Nation ein völliges Vertrauen zu dem Minister hat, der an der Spitze der Geschäfte steht. Sobald sich Pitt der Regierung unterzogen, that sich eine Seegesellschaft zusammen, die, da sie nicht Eifer genug sah, um auf der Flotte zu dienen, und den Gebrauch mißbilligte, die Bürger dazu zu zwingen, von der dürftigen Klasse des Volks die Kinder aus den drey Königreichen einlud, Schiffjungen, zu werden, und die Väter, das Matrosenhandwerk zu ergreifen. Sie übernahm die Bezahlung ihrer Reise, ihre Verpflegung in Krankheiten, ihre Unterhaltung, Kleidung, und die Lieferung aller Nothwendigkeiten zu einer gesunden Seereise. Von diesem Zug von Vaterlandsliebe gerührt gab der König 22500 Pfund, der Prinz von Wallis 9000 Pfund, die Prinzeßin, seine Mutter, 4500 Pfund. Die Spieler der verschiednen Schauplätze, deren Talent diese philosophische Nation nicht grausam heruntergesetzt hat, spielten ihre besten Stücke zur Vermehrung dieser ehrwürdigen Fonds. Niemals hatte man einen so großen Zulauf im Schauplatz gesehen. Hundert dieser Schiffjungen, hundert dieser Matrosen, die aus wahrhaftig heiligem Eifer gekleidet waren, zierten den Umfang der Bühne; und diese Auszierung war wohl so gut, als Kronleuchter, Spitzen, und Demanten.

Diese

Diese öffentliche Weyhung zum Dienst des Vaterlandes erhitzte die Gemüther. Alle Engländer glaubten andre Leute zu seyn. Sie verheerten die Küsten ihres Feindes. Sie schlugen ihn auf allen Meeren. Sie brachten seine Schiffe auf. Sie hielten seine ganze Macht in Westphalen in Furcht. Sie vertrieben ihn aus Nordamerika, Afrika, und Großindien. Bis auf die Staatsverwaltung des Herrn Pitt hatten alle Unternehmungen seiner Nation in den entfernten Ländern einen unglücklichen Ausschlag gehabt und haben müssen, weil sie schlecht kombinirt gewesen.

Die Engländer erwachen aus ihrer Schlafsucht, und nehmen die französischen und spanischen Inseln.

Er entwarf so kluge und nützliche Anschläge, er machte seine Zurüstungen mit so vieler Vorsicht und Geschwindigkeit, er wußte Zweck und Mittel so richtig zu verbinden, er wählte seine Vertrauten so gut, er führte eine solche Uebereinstimmung zwischen den Land- und Seetruppen ein, er hob des Engländers Herz so hoch, daß seine Staatsverwaltung Nichts, als eine Kette von Eroberungen, war. Seine noch höhere Seele verachtete die eitlen Reden furchtsamer Gemüther, die seine Verschwendung tadelten. Er wiederholte, was Philipp, Alexanders Vater, gesagt! **man müsse den Sieg durchs Geld erkaufen, und nicht das Geld auf Kosten des Sieges sparen.**

Mit dieser Aufführung, und diesen Grundsätzen, hatte Herr Pitt stets und überall über die Franzosen triumphirt. Er verfolgte sie bis nach ihren liebsten Inseln, bis in ihre Zuckerkolonien. Diese Besitzungen, die zwar ihrer Reichthümer wegen mit Recht gerühmt worden, wurden darum nicht besser bewacht. Man sah dort nichts, als ohne Genie aufgeführte und einstürzende Vestungswerke. Diesen verfallenen Gebäuden fehlte es an Vertheidigern, Waffen, und Kriegsbedürfnissen. Seit dem Anfang der Feindseligkei-

ligkeiten war alle Gemeinschaft zwischen diesen grossen Pflanzörtern und ihrem Mutterlande unterbrochen. Sie konnten keine Lebensmittel daher bekommen, noch dasselbe mit ihren Produkten bereichern. Die zur Bearbeitung der Ländereyen erforderlichen Gebäude waren nur ein Haufen Trümmern. Die Herren und die Sklaven, gleichmäßig von Allem entblößt, opferten ihrem Unterhalt das zum Ackerbau bestimmte Vieh auf. Kamen einige habsüchtige Seefahrer zu ihnen hin, so waren sie so große Gefahren durchgegangen, daß man mit Gold aufwiegen mußte, was sie einführten, und ihnen gleichsam für nichts überlassen, was sie auszuführen gut fanden. Es war viel, daß der Kolonist nicht einem Befreyer rief. Man hatte Unrecht, so viel Tugend bey ihm zu vermuthen, daß er sich gegen einen Feind, der seinen Trübsalen ein Ende machen konnte, hartnäckig vertheidigen würde.

Unter diesen Umständen zeigten sich 10 Schiffe von der Linie, Bombardiergallioten, Fregatten, 5000 Mann Landungstruppen, die aus England gekommen, vor **Guadaloupe**. Sie erschienen den 22. Januar 1759; und am andern Tage zertrümmerten sie mit ihren Bomben die Stadt **Basseterre**. Hätten die Belagerer das gemachte Schrecken zu nutzen gewußt, so würde der Widerstand der Insel sehr kurz gewesen seyn. Ihre langsamen, furchtsamen, ungewissen Bewegungen gaben der Besatzung und den Einwohnern Zeit, sich in einem engen Wege zu bevestigen, der nur zwey Meilen von dem Platz entfernt ist. Von dort aus hielten sie ihren Feind in der Enge, der von dem heißen Klima und dem Mangel an Erfrischungen sehr litt. Die Engländer gaben die Hoffnung auf, die Kolonie von dieser Seite zu bezwingen, griffen sie also an der, unter dem Namen **Granderterre** bekannten, Seite an. Sie ward durch das Fort

Louis

Louis beschützt, welches noch weniger Widerstand that, als das bey Basseterre, welches sich nicht 24 Stunden gehalten. Die Eroberer fielen abermals in ihren ersten Fehler, und wurden auf gleiche Weise dafür gestraft. Der Erfolg ihrer Unternehmungen ward zweifelhaft, als Barington, der durch Hopson's Tod den Oberbefehl der Truppen erhalten, ein ander System annahm. Er ließ das Vorhaben, ins Land einzudringen fahren, gieng mit seinen Soldaten an Bord, und ließ sie die an den Küsten herum liegenden Wohnplätze und Flecken nach einander überfallen. Die Verwüstungen, die sie daselbst anrichteten, entwaffneten die Kolonisten. Die ganze Insel unterwarf sich, aber auf sehr rühmliche Bedingungen, und nach dreymonatlicher Gegenwehr. Es war den 21. April.

Die Macht, wodurch diese Eroberung ausgeführt worden, hatte dieselbe nicht eher angefangen, als nachdem sie Martinike vergeblich bedroht. Drey Jahre nachdem, nahm Großbritannien einen zu leichtsinnig verlassenen Anschlag wieder vor; es bestimmte aber größere Mittel und bessere Werkzeuge dazu. Den 16. Januar 1762. erschienen 18 Batallionen unter den Befehlen des Generals Monkton, und eben so viel Schiffe von der Linie unter dem Admiral Rodney, die einen aus Europa, und die andern aus Nordamerika, im Gesicht der Hauptstadt der Insel. Die Landung, die den folgenden Tag hurtig vor sich gieng, war weder blutig, noch schwer. Es schien nicht so leicht, sich der bevestigten und vertheidigten Anhöhen zu bemeistern, die Fort-roial bestrichen. Diese Hindernisse wurden nach einigen ziemlich lebhaften Gefechten überstiegen, und der Platz, der eben bombardiert werden sollte, kapitulirte den 9. Februar. Die ganze Kolonie folgte diesem Beyspiel am 13. Man muß vermuthen, daß Guadalupens Flor unter

der englischen Herrschaft vielen Einfluß auf eine Entschliessung gehabt, die langsamer seyn konnte und sollte. Granada, und die andern vor dem Winde liegenden, oder französischen Inseln, oder die zwar neutral, aber von Franzosen bevölkert waren, ließen ihre Unterwerfung nicht mit einem Kanonenschuß erkaufen.

San-Domingo selbst, die einzige Besitzung, die Frankreich in dem großen Archipelag von Amerika noch hatte, ward mit dem engländischen Joch bedroht. Ihr Verlust schien nicht fern zu seyn. Wäre es nicht bekannt gewesen, daß dies die erste Beute wäre, welche Großbritannien verschlingen wollte, konnte man denn vermuthen, daß sie seiner Habsucht entgehen müsse? Würde eine so ehrsüchtige Macht den Lauf ihres glücklichen Fortgangs von selbst so weit eingeschränkt haben, daß sie einer Eroberung entsagte, die denselben aufs höchste bringen mußte? Diese Begebenheit war kein Problem. Alle Welt wußte, daß die von innen und aussen wehrlose Kolonie nicht den geringsten Widerstand thun konnte. Sie selbst war von ihrer Ohnmacht so überzeugt, daß sie geneigt schien, sich auf die erste geschehene Aufforderung zu unterwerfen.

Der Hof zu Versailles war gleichmäßig erstaunt und bestürzt über den vielen Verlust, den er bereits erlitten, und noch voraus sah. Er hatte einen hartnäckigen, unüberwindlichen Widerstand erwartet. Er hielt die Nachkommen der braven Abentheurer, welche diese Kolonien gestiftet, für einen Wall, woran sich alle britannische Macht zerschlagen müßte. Es fehlte nicht viel, so hätte er eine heimliche Freude darüber gehabt, daß die Engländer ihren Angriff nach der Seite hin richteten. Das Ministerium hatte der Nation seine Zuversicht eingeflößt, und man war

ein

ein schlechter Bürger, wenn man einige Unruhe zu zeigen wagte.

Es muß heute erlaubt seyn, zu sagen, daß, was geschehen, stets zutreffen werde. Ein Volk, dessen ganzes Vermögen in Feldern und Viehweiden besteht, wird, falls es Ehre hat, seine Besitzungen herzhaft vertheidigen. Es setzt höchstens nur die Erndte von einem Jahr aufs Spiel; und kann durch einen Unglücksfall, er bestehe, worinn er wolle, noch nicht zu Grunde gehen. Mit den Anbauern jener reichen Kolonien verhält es sich nicht so. Wenn diese zu den Waffen greifen, laufen sie Gefahr, die Arbeiten ihres ganzen Lebens zerstört, ihre Sklaven entführt, und die Hoffnung ihrer Nachkommen selbst, durch Feuer oder Verwüstung, vernichtet zu sehen, daher werden sie sich allzeit dem Feinde unterwerfen. Wären sie auch mit der Regierung, worunter sie leben, zufrieden, so machen sie sich aus deren Ruhm nicht so viel, als aus ihren Reichthümern.

Das Beyspiel der ersten Kolonisten, deren Standhaftigkeit durch die lebhaftesten Angriffe niemals erschüttert ward, benimmt dieser Anmerkung nichts. Damals war die Absicht des Krieges, sich des Landes zu bemächtigen, und die Einwohner draus zu verjagen: heute ist der Krieg gegen eine Kolonie nur ein Krieg gegen ihren Souverän.

Pitt war es, der den Entwurf gemacht, Martinike wegzunehmen; allein, um die Zeit, da sie erobert ward, führte er die Geschäfte nicht mehr. Die Abdankung dieses berühmten Mannes machte Europa aufmerksam, und sie verdient, daß sich Jedermann darum bekümmere, wer die Ursachen und Wirkungen politischer Revolutionen aufsucht. Ohne Zweifel hat ein Geschichtschreiber, der die Begebenheiten seines Jahrhunderts zu schreiben wagt, selten sicheres

Licht.

Licht. Der Staatsrath der Könige ist ein Heiligthum, dessen Vorhang die Zeit allein mit langsamer Hand eröffnet. Ihre Minister, die dem Geheimniß getreu, oder es um ihres Vortheils willen verbergen, reden nur, um die Neugier dessen, der sie zu ergründen sucht, in ihren Untersuchungen irre zu führen. Was für Scharfsichtigkeit er auch haben mag, um den Ursprung und die Verbindung der Begebenheiten zu entdecken, so muß er doch beym Rathen stehen bleiben. Selbst wenn er es trifft, geschieht es ohne sein Wissen, oder ohne daß ers zu versichern wagt; und diese Ungewißheit thut nicht bessere Gnüge, als eine gänzliche Unwissenheit. Man muß also warten, bis die Klugheit und das Interesse, des Stillschweigens überhoben, die Wahrheit ausbrechen lassen; bis der Tod denen, die sie gefangen hielten, ihre Gewalt nimmt, und ihr, so zu reden, Leben und Stimme wieder giebt; und bis kostbare und Originalnachrichten bekannt werden, und endlich das Spiel der Springfedern enthüllen, die das Schicksal der Nationen gemacht haben.

Diese Betrachtungen müssen dem Einhalt thun, wer nur den Faden der politischen Intriguen verfolgen wollte. Wir aber suchen, in der Seele einer der wichtigsten Personen dieses Jahrhunderts zu lesen, und gegenwärtig ist vielleicht der wahre Augenblick dazu. Die Nachwelt, die nur die großen Züge überkömmt, wird tausend simpler und naiven kleinen Umstände entbehren müssen, die dem Verstande eines gleichzeitigen Beobachters Licht geben.

Nachdem Herr Pitt England aus der Art von Schmach gezogen, worinn es durch den Anfang des Krieges versunken, gelangte er zu solchem Erfolg, daß die ganze Welt drüber in Erstaunen gerieth. Er mochte denselben vorausgesehen haben, oder nicht, so schien er nicht verlegen darüber, und beschloß, ihn so

weit

weit zu treiben, als er gehen könnte. Die Mäßigung, womit sich so viele Politiker vor ihm geziert, schien ihm nichts als ein zur Verbergung der Schwachheit oder Unempfindlichkeit erfundnes Wort zu seyn. Er glaubte, die Reichen müßten alles wollen, was sie könnten, und es sey ohne Beyspiel, daß ein Staat die Ueberlegenheit über einen andern hätte gewinnen können, und es nicht gethan. Die Vergleichung Englands mit Frankreich bevestigte ihn in seinen Grundsätzen. Er sah mit Schmerzen, daß die englische Macht, auf einen Handel gegründet, den sie verlieren konnte und mußte, im Vergleich der Macht ihrer Nebenbuhlerinn wenig bedeutete, die durch Natur, Kunst, und Begebenheiten zu einem Grad der Stärke erhoben worden, wofür, unter glücklichen Verwaltungen, ganz Europa gezittert. Er fühlt's. Alsbald beschloß er, den Franzosen ihre Kolonien zu nehmen, sie auf das veste Land einzuschränken, und zu einem gewöhnlichen Volk zu machen.

Die Mittel zur Vollführung eines so weit geförderten Unternehmens hielt er für gesichert. Sah die Einbildung furchtsamer Seelen große Schatten für Berge an, so wurden vor ihm Gebirge klein. Obgleich die Nation, deren Abgott er war, zuweilen über die ungeheure Größe ihrer Schulden erschrocken schien, so war er darüber nicht verlegen; weil der Geist der Menge in seinen Augen nur ein Strom war, dessen Lauf er nach seinem Belieben würde zu lenken wissen.

War er wegen des Geldes ohne Unruhe, so war er um die Gewalt noch minder besorgt. Seine Verwaltung war durch seinen Erfolg absolut geworden. Republikaner gegen das Volk, war er gegen die Großen und den Monarchen, Despot. Es hies der gemeinen Sache feind seyn, wenn man andre Gesinnungen, als er, zu zeigen wagte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Er bediente sich dieses hohen Ansehns mit Nutzen, um die Gemüther zu erhitzen. Wenig gerührt von der Philosophie, die sich über die Vorurtheile von Nationalruhm erhebt, ihre Absichten auf die Wohlfarth des Menschengeschlechts erstreckt, und alles auf die Grundsätze der allgemeinen Vernunft zurückbringt, nährte er eine feurige und wilde Schwärmerey, die er Vaterlandsliebe nannte, vielleicht auch dafür hielt, und die im Grunde nichts, als ein gewaltiger Haß gegen die Nation, war, die er unterdrücken wollte.

Diese war vielleicht durch die Hitze, wovon man kein Ende sah, eben so sehr muthlos gemacht, als durch die Unfälle, die ihr begegnet. Die Verminderung, die Erschöpfung, oder besser zu sagen, die Vernichtung ihrer Seemacht, ließen sie nichts als eine traurige Zukunft erblicken. Die Hoffnungen, die man auf dem Lande haben kann, die Lage der Sachen durch eine glückliche Schlacht zu verändern, würden Hirngespinste gewesen seyn. Hätte eins ihrer Geschwader ein oder mehrere Geschwader zu Grunde gerichtet, so würde England nichts von seinen Ansprüchen nachgelassen haben. Eine allgemeine Regel. Eine Macht, die zur See eine recht entschiedne Ueberlegenheit erworben, kann dieselbe während des Krieges, der sie ihr gegeben, niemals verlieren; und dies noch viel weniger, wenn die Ueberlegenheit weiter herkommt, und besonders, wenn sie zum Theil im Genie der Nationen liegt. Eine andre allgemeine Regel. Das Uebergewicht auf einem vesten Lande hängt gänzlich von dem Talent eines einzigen Mannes ab: es kann in einem Augenblick verschwinden. Die Macht zu Wasser hingegen, die sich auf das stets thätige Interesse eines jeden Unterthans des Staats gründet, muß unaufhörlich zunehmen, vornehmlich, wann sie durch die Nationalverfassung begünstigt

günstigt wird; sie kann nicht anders als durch einen plötzlichen Einbruch verlohren gehen.

Nichts als eine allgemeine Verbindung konnte das Gleichgewicht wieder herstellen; aber Pitt fühlte ihre Unmöglichkeit. Er kannte Hollands Fesseln, Schwedens und Dännemarks Armuth, die Unerfahrenheit der Russen, die Gleichgültigkeit verschiedner dieser Mächte gegen Frankreichs Interesse, das Schrecken, welches Englands Macht allein einflößt, das Mißtrauen derselben gegen einander, und die Furcht, die eine jede insbesondre haben mußte, unterdrückt zu werden, bevor sie Beystand erhielte.

Spanien war in einer besondern Lage. Das Feuer, welches die französischen Kolonien verzehrte, und sich alle Tage ausbreitete, konnte leicht die seinigen ergreifen. Diese Krone mochte entweder die ihr drohende Gefahr nicht sehen, oder nicht sehen wollen: sie bewies bey diesen großen Begebenheiten ihre gewöhnliche Schläfrigkeit. Endlich bekam sie einen andern Herrn; und mit diesem auch ein ander System. **Don Carlos** wollte die Feuersbrunst löschen; er kam zu spät. Seine Schritte wurden mit verächtlichem Stolz aufgenommen. Pitt, der reiflich erwogen, was er vermochte, antwortete auf alle Vorschläge, die man ihm that: **ich will sie hören, wenn sie den Tower zu Londen werden mit dem Degen in der Faust erobert haben.** Dieser Ton konnte aufbringen; er machte aber scheu.

So war die Lage der Sachen, als der französische Hof für nöthig fand, dem englischen Friedenseröffnungen zu thun. An beyden Höfen fürchtete man Pitts Widerstreben, und man betrog sich nicht. Er willigte drein, eine Unterhandlung zu eröffnen; aber der Ausgang bewies, wie es die wahren Politiker

vorausgesehen, daß es ohne Absicht war, sie fortzusetzen. Sein Zweck war, sich hinlängliche Beweise von den Verbindungen der beyden Zweige des Hauses Bourbon wider Großbritannien zu verschaffen, um seine Nation davon zu überzeugen. Sobald er die Entdeckungen gemacht, die er nöthig zu haben glaubte, brach er die Conferenzen ab, und schlug vor, Spanien den Krieg zu erklären. Diese Zuversicht hatte er daher, weil Englands Seemacht der beyden Kronen ihrer überlegen, und er gewiß war, daß sie unendlich besser würde regiert werden.

Pitt's System schien großen Politikern das einzige erhabne, ja das einzige vernünftige zu seyn. Seine Nation hatte eine so erstaunliche Schuldenmasse gemacht, daß sie sich auf keine andre Art weder davon befreyen, noch selbst ihr Gewicht tragen konnte, als wenn sie sich neue Quellen von Reichthum eröffnete. Europa, der Bedrückungen müde, die Großbritannien ihm anthat, erwartete mit Ungeduld eine Gelegenheit, ihre Fortsetzung seinem Unterdrücker unmöglich zu machen. Das Haus Bourbon mußte nothwendig einen lebhaften Haß, wegen der ihm angethanen Beleidigungen, und des erlittnen Verlusts, behalten, und eine Rache heimlich bereiten, und ruhig reifen lassen, deren es sich durch eine gute Kombination seiner Kräfte versichern könnte. Alle diese Ursachen zwangen England, sich, seines Handels ungeachtet, unaufhörlich zu vergrößern, um sich zu behaupten. Diese grausame Nothwendigkeit fühlte Georgs III. Staatsrath nicht so lebhaft, als Pitt es wünschte. Der Geist der Mäßigung schien ihm Schwachheit oder Verblendung, vielleicht Verrätherey; und er legte die Besorgung der Geschäfte nieder, weil es ihm nicht erlaubt war, Spaniens Feind zu seyn.

Werden wir eine Muthmaaßung wagen dürfen? Englands Minister sahen alle die Unmöglichkeit, einen neuen Krieg zu vermeiden; allein, der Regierung des Herrn Pitt eben so müde, als durch dieselbe erniedrigt, suchten sie jenen Geist der Gleichheit wieder herzustellen, der die Seele der republikanischen Regierung ist. Die Verzweiflung, sich bis zu der Höhe eines so sehr angeschriebnen Mannes zu erheben, oder ihn bis zu sich herabsteigen zu machen, vereinigte sie zu seinem Untergang. Die geraden Wege würden wider sie ausgeschlagen seyn; sie legten sich auf schlauere Mittel. Man suchte ihn zu erbittern; sein feuriger Karakter konnte in dieser Falle gefangen werden: er fiel hinein. Verließ Pitt seinen Posten aus Laune, so ist er zu tadeln, daß er sie nicht erstickt oder beherrscht hat. That er es, in der Hoffnung, seine Feinde zu seinen Füßen zu legen, so zeigte er, daß er mehr Kenntniß von Geschäften, als von Menschen, hatte. Dankte er, wie er gesagt hat, darum ab, weil er Operationen, von deren Regierung er nicht Herr war, nicht verantworten wollte; so darf man glauben, daß es ihm mehr um seinen persönlichen Ruhm, als um seines Landes Interesse, zu thun gewesen. Was aber auch die Ursach seiner Abdankung seyn mag, so hat Nichts, als der blindeste, der ungerechteste, der gewaltsamste Haß, den Ausspruch thun können, daß das Glück bey ihm die Stelle der Tugend und Talente vertreten habe.

Dem sey, wie ihm wolle, so war der erste Schritt des neuen Ministeriums, nach Pitt's Grundsätzen, und eine Art von Huldigung, die man ihm zu leisten gezwungen war. Man mußte Spanien den Krieg ankündigen; und Westindien ward der Schauplatz dieser neuen Feindseligkeiten. Die Erfahrung des Vergangnen hatte einen Widerwillen gegen das veste Land von Amerika gemacht, und alle Blicke wa-

ren nach Cuba gerichtet. Eine aufgeklärte Vernunft machte begreiflich, daß, wenn man diese Insel nähme, man die Rache der andern Kolonien nicht zu fürchten haben; sich der Herrschaft über den merikanischen Meerbusen versichern; dem Feinde, der vornemlich durch seine Zolleinkünfte reich war, alle Hülfsmittel abschneiden; vom vesten Lande, dessen Einwohner ihr Gold lieber dem Ueberwinder ihres Vaterlandes liefern, als den Bequemlichkeiten entsagen würden, die sie gewonht waren, aus Europa kommen zu sehen, alle Handlung an sich reißen; und endlich die Macht, welche einen so großen Verlust erlitten, so weit bringen würde, daß sie das Gesetz, welches man ihr auflegen wollte, annehmen müßte.

Dieser Betrachtung zufolge, ward ein aus 19 Schiffen von der Linie, 18 Fregatten, ungefähr 150 Transportschiffen bestehende Flotte, die 10000 Soldaten an Bord hatte, zu welchen noch 4000 Mann aus Nordamerika stoßen sollten, nach Havana abgeschickt. Um sich diesem furchtbaren Platz zu nähern, wählte man den alten Kanal von Bahama, der nicht so lang, aber gefährlicher ist, als der neue. Die Hindernisse, die sich bey dieser wenig bekannten und zu sehr versäumten Fahrt zeigten, wurden mit einem Erfolg überwunden, der des Namens des Admirals Pokok würdig war. Er langte den 6 Julius 1726 bey seiner Bestimmung an; und die Landung geschah ohne Widersetzung 6 Meilen ostwärts von den schrecklichen Werken, die man bezwingen mußte.

Die Landoperationen wurden nicht so gut geführt, als die zur See. Hätte **Albemarle**, der das Kriegsheer befehligte, die Talente gehabt, die sein Auftrag erforderte, so würde er mit dem Angriff der Stadt den Anfang gemacht haben. Die bloße trockne Mauer, die dieselbe deckte, konnte nicht 24 Stunden wider-

widerstehen. Man kann muthmaaßen, daß die Generale, die Rathskollegien, die Regierung, die ihm durch diesen leichten Erfolg in die Hände fielen, die Kapitulation des **Moro** würden entschieden haben. Auf alle Fälle schnitt er diesem Kastell alle Hülfe, alle Erfrischungen ab, die es während der Belagerung aus der Stadt erhielt; und er versicherte sich der größten Mittel, um sie in sehr kurzer Zeit zu bezwingen.

Die Parthey, die er nahm, den Anfang mit dem Angriff des Moro zu machen, sezte ihn großen Unglücksfällen aus. Das Wasser, welches er in der Nähe hatte, war ungesund, und er sah sich genöthigt, 3 Meilen von seinem Lager welches holen zu lassen. Da die mit diesem Vorrath beladnen Schaluppen beunruhigt werden konnten, so mußte man, um sie zu unterstützen, ein Korps von 1500 Mann auf die Höhe von **Arostigny**, eine viertel Meile von der Stadt, verlegen. Diese schlechterdings von dem Heer abgesonderten Truppen, die man nicht anders, als zur See, weder zurückziehen, noch unterstützen konnte, waren beständig in Gefahr, aufgerieben zu werden. **Albemarle**, der den Karakter des Feindes nach der Ruhe beurtheilen konnte, deren man das zu **Arostigny** stehende Korps genießen ließ, hätte ein ander Korps auf die Landstraße der Stadt stellen sollen. Durch dies Mittel würde er dieselbe gleichsam eingeschlossen, ganz gewiß ausgehungert, alle Fortschaffung der Effekten ins Land hinein verhindert, und die Gemeinschaft mit **Arostigny** mit minder Gefahr unterhalten haben, als durch die Detaschementer, die er zur Unterstützung des vorgerückten Korps beständig zu machen genöthigt war.

Die Belagerung des **Moro** ward ohne Laufgraben veranstaltet. Der Soldat rückte an den Graben, ohne andre Bedeckung, als Fässer mit Kieselsteinen,

an deren Stelle man zulezt Baumwollsäcke nahm, die man von einigen aus Jamaika kommenden Kauffartheyschiffen zog. Dieser Mangel an Vorsicht kostete einer großen Anzahl Menschen das Leben, die überall kostbar, und in einem Klima, wo die Krankheiten und Ermüdungen eine erstaunliche Menge wegraffen, unschätzbar sind.

Als der englische Feldherr den größten Theil seines Heers verlohren, und sich, weil es ihm an Kraft fehlte, in wenig Tagen wieder einzuschiffen genöthigt sah, beschloß er, den Sturm zu wagen; allein man mußte durch einen breiten und tiefen, in den Felsen gehauenen Graben: und er hatte nichts in Bereitschaft, um ihn auszufüllen.

Waren die Fehler der Engländer ungeheuer, so waren es der Spanier ihre noch mehr. Seit mehr als einem Monat hatten sie Nachricht, daß der Krieg zwischen den beyden Nationen angefangen; und waren nicht aus ihrer Schlafsucht erwacht. Der Feind erschien an der Küste, und man hatte keine Kalibermäßige Kugel, keine Patronen fertig, keine Kanone, noch selbst Flinte, im Stande.

Die große Anzahl Generalspersonen vom Land- und Seewesen, die sich zu Havana befand, verursachte in den ersten Tagen der Belagerung eine Ungewißheit in den Berathschlagungen, die den Belagerern nicht anders als günstig seyn konnte.

Drey Kriegsschiffe wurden versenkt, um den Eingang des Hafens zu sperren, wogegen der Feind keine Gewalt brauchen konnte. Hierdurch verderbte man das Fahrwasser, und verlohr ohne Nutzen drey große Schiffe.

Es war den Regeln der gemeinsten Klugheit gemäß, 12 zu Havana befindliche Kriegsschiffe, die zur Vertheidigung des Platzes unnütz, aber wichtig genug waren, um gerettet zu werden, segelfertig ma-

chen

chen zu lassen. Man that es nicht. Man brauchte sogar nicht einmal die Vorsicht, sie zu verbrennen, als man nur dies Mittel mehr übrig hatte, zu verhindern, daß sie nicht in des Feindes Hände fielen.

Das englische, zu Arostigny stehende Korps, dem man nicht zu Hülfe kommen konnte, war sehr leicht aufzureiben. Dieser Erfolg würde den Belagerern beym Wasserholen beschwerlich gewesen seyn, ihnen Volk gekostet, sie in Furcht gesetzt, ihre Operation aufgehalten, und endlich den spanischen Truppen Zuversicht eingeflößt haben. Weit entfernt, eine so leichte Sache zu versuchen, griff man selbst in der Ebene nicht ein einziges von ihren Detaschementern an, die alle aus Fußvolk bestanden; ob man ihnen gleich ein Dragonerregiment und viele Miliz zu Pferde entgegen zu stellen hatte.

Die Gemeinschaft der Stadt mit dem Innern des Landes war fast immer frey; und gleichwohl kam es keinem Einzigen von denen, die an der Regierung Theil hatten, in den Sinn, den herrschaftlichen Schatz ins Land gehen zu lassen, damit er dem Feinde nicht zu Theil würde.

Die letzte Nachläßigkeit brachte alle die andern aufs höchste. Man hatte mitten im Graben ein spitziges und allein stehendes Felsenstück gelassen. Die Engländer legten schwankende Breter drauf, die sich mit dem einen Ende am Wallloch, und mit dem andern auf der Kontrescarpe stützten. Ein Sergeant, und 15 Mann, giengen um 1 Uhr Nachmittags drüber. Sie setzten sich in ausgefallenen Steinen. Eine Grenadierkompagnie und einige andre Soldaten folgten ihnen. Als sie nach einer Stunde ungefehr 100 stark waren, stiegen sie, sicher, daß sie nicht entdeckt worden, das Wallloch hinan, und fanden dort Niemand

mand zu seiner Vertheidigung. Es ist wahr, Valasko eilte, als er erfahren, was daselbst vorgieng, herbey, um die Vestung zu retten; allein er ward bey seiner Ankunft getödtet; und da sein Tod die ihm folgenden Truppen verwirrt machte, so ergaben sie sich an eine Handvoll Leute. Diese große Begebenheit ward dadurch entschieden, daß man vergessen hatte, eine Schildwache zu stellen, um die Bewegungen eines am Graben stehenden Feindes zu beobachten. Einige Tage nachher kapitulirte man für die Stadt, für alle Plätze der Kolonie, und für die ganze Insel. Die Wichtigkeit dieser Eroberung an sich selbst ungerechnet, fand der Sieger in Havana für ungefähr 45 Millionen Silber oder andre Effekten von Werth, die ihn wegen der Kosten seiner Unternehmung reichlich entschädigten.

Vortheile, die England auf den Inseln durch den Frieden erhält.

Der Verlust von Cuba, dieser Stütze der spanischen Größe in der neuen Welt, machte dem Hof zu Madrid den Frieden eben so nothwendig, als er es dem französischen seyn konnte, dessen Unglücksfälle auf den höchsten Gipfel gestiegen. Die Minister, die damals England regierten, waren bereit, ihn zu bewilligen; allein die Bedingungen schienen schwer auszumachen. Großbritannien hatte ganz erstaunlichen Erfolg im Norden und Süden von Amerika gehabt. So groß auch seine Ehrsucht seyn mochte, so konnte es sich doch nicht schmeicheln, Alles zu behalten. Man vermuthete mit Grund, es würde seine nordlichen Eroberungen, die ihm nur entfernte, mittelmäßige, ungewisse Hoffnungen gaben, fahren lassen; und sich an den reichen Kolonien, die ihm eben in die Hände gefallen waren, an die Zuckerkolonien halten, wie die Lage seiner Finanzen es zu erfordern schien. Die Vermehrung seiner Zölle, eine nothwendige Folge dieses Systems, ward die beste Tilgungskasse, die man ausdenken konnte; und sie mußte für die Nation

um

um desto angenehmer seyn, da sie wäre auf Frankreichs Kosten errichtet worden. Drey andre beträchtliche Vortheile würden auf diesen gefolgt seyn. Der erste, eine mitwerbende, und, ihrer Fehler ungeachtet, furchtbare Macht um ihren reichsten Handelszweig zu bringen. Der zweyte, sie durch die Vertheidigung von Kanada abzumatten; denn diese Kolonie kann vermöge ihrer Lage eine Nation zu Grunde richten, die ihre Seemacht zu versäumen gewohnt ist. Der dritte, Neuengland, welches wider einen unruhigen, thätigen, und kriegerischen Nachbar stets einer Stütze bedurft hätte, in einer engern und sicherern Abhängigkeit vom Hauptlande zu erhalten.

Allein, hätte auch Georgs III. Staatsrath geglaubt, er müsse seinen Feinden ein schlechtes Stück vom vesten Lande wiedergeben, und reiche Inseln behalten; so hätte er vielleicht einem so verständigen Plan nicht folgen dürfen. In den andern Regierungen sind die Fehler der Minister nur ihre, oder der Könige Fehler, die dieselben dafür bestrafen. In England sind die Fehler der Regierung fast allzeit der Nation ihre, die ihren Willen befolgt wissen will, sollte er auch in nichts als ihren eigensinnigen Grillen bestehen.

Das englische Volk, welches sich über die Bedingungen des lezten Friedens beklagt hat, als man ihm das Leere der Vortheile gezeigt, die es davon gezogen zu haben glaubte, hatte sie auf gewisse Weise durch sein Murren, sowohl vor, als während des Krieges, vorgeschrieben. Die Kanadier hatten einige Verheerungen, und die Wilden viele Grausamkeiten in den englischen Kolonien verübt. Die ruhigen Anbauer, die dieselben bewohnen, hatten, in der Bestürzung über die Uebel, die sie litten, und noch mehr über die, welche sie fürchteten, ihr Geschrey bis nach

Europa

Europa erschallen lassen. Ihre Korrespondenten, denen daran gelegen war, ihnen schleunige und ansehnliche Hülfe zu verschaffen, hatten ihre Klagen vergrössert. Die Schriftsteller, die alles, was die Franzosen verhaßt machen kann, begierig ergreifen, hatten nicht aufgehört, Schimpfreden wider sie auszustoßen. Das Volk, welches durch den Lerm der schrecklichen Schauspiele, die man seiner Einbildung unaufhörlich vorstellte, erhizt war, verlangte, diese Barbareyen geendigt zu sehen.

Auf der andern Seite waren die Einwohner der Zuckerkolonien, zufrieden, ihren und einen Theil des feindlichen Handels zu führen, sehr ruhig. Weit entfernt, die Eroberung der Pflanzörter ihrer Nachbarn zu wünschen, fürchteten sie sich dafür, weil sie dieselbe, so vortheilhaft sie für die Nation seyn mochte, als das Verderben ihrer eignen Angelegenheiten ansahen. Die Ländereyen der Franzosen übertreffen der Engländer ihre an Güte so weit, daß es unmöglich war, die Mitwerbung auszuhalten. Ihre Handelsgenossen dachten, wie sie, und ahmten ihrer Mäßigung nach.

Aus einer so entgegengesezten Aufführung folgte, daß die Nation, gleichgültig gegen die Zuckerkolonien, den Erwerb dessen, was ihr in Nordamerika fehlte, lebhaft wünschte. Die Minister, die sich in England nicht gegen das Volk behaupten können, oder wenigstens nicht lange Zeit mit Erfolg gegen seinen Haß kämpfen, richteten alle ihre Blicke nach der Seite, und fanden Frankreich und Spanien zur Annahme dieses Systems geneigt. Die Höfe zu Madrit und Versailles traten dem Londner alles ab, was sie vom St. Lorenzstrom bis an den Mißißipi besessen hatten. Frankreich ließ noch überdem Granada und Tabago fahren; es willigte auch ein, daß die Engländer die

für

für neutral angesehenen Inseln, St. Vinzent und Domingo, behalten möchten, wenn es sich nur seiner Seits St. Luzie zueignen könnte. Unter diesen Bedingungen gab der Sieger den beyden verbundnen Kronen alle Erobrungen wieder zurück, die er in ihren amerikanischen Besitzungen gemacht hatte.

Von dem Augenblick an verlor er eine Gelegenheit, die vielleicht niemals wiederkommen wird, sich der Thüren und Quellen aller Reichthümer der neuen Welt zu bemeistern. Er hatte Mexiko durch den Meerbusen in der Gewalt, dessen Eingang ihm allein gehörte. Ein so schönes Land fiel von selbst in seine Hände. Man konnte es entweder durch das Anerbieten einer sanftern Abhängigkeit, oder durch das Bild und die Hoffnung der Freyheit reitzen; die Spanier einladen, das Joch eines Mutterlandes abzuschütteln, welches nur zur Unterdrückung seiner Kolonien, und nicht zu ihrer Vertheidigung, Waffen hatte, oder die Indier in die Versuchung bringen, die Fesseln einer tirannischen Nation zu zerbrechen. Vielleicht hätte ganz Amerika eine andre Gestalt bekommen; und die Engländer, die freyer und gerechter sind, als die andern monarchistischen Völker, konnten nicht anders, als dabey gewinnen, daß sie das Menschengeschlecht wegen der Unterdrückung der neuen Welt rächten, und dem Nachtheil ein Ende machten, den dieselbe Europa insbesondre verursachte.

Alle Unterthanen *) die das Opfer unsrer harten, erpressenden, gewaltthätigen, und betrügerischen Regierun-

*) Wenn die Finanz-Grundsätze, alle wohlthätige Quellen des Landes in einen Abgrund zu leiten, der unersättlich oder durchlöchert ist, nicht aus der Mode kommen; wenn man fortfährt, unbekümmert darum zu seyn, arbeitsame Hände zu beschäftigen, und jedes Glied seinen

Theil

gierungen sind; alle, durch die Aushebung der Soldaten, durch den Schaden, den die Kriegsheere anrichten, durch das Leihen im Kriege, durch die Untreue im Frieden, zu Grunde gerichtete Familien; alle die Menschen, die gebohren sind, um als Menschen zu leben und zu denken, und nicht, wie das unvernünftige Vieh, zu gehorchen und zu dienen; eine Menge Werkleute ohne Arbeit; Anbauer ohne Land; aufgeklärte Leute ohne Amt, Tausende von Unglücklichen, würden nach jenen Ländern geflogen seyn, die nur gerechte und gesittete Einwohner verlangen, um sie glücklich zu machen. Man würde besonders von jenen nordischen Bauern dahin gerufen haben, die des Adels Sklaven sind, der sie nur mit Füßen tritt; von den Russen, die man, wie das Eisen, zur Verstümmelung des Menschengeschlechts braucht, anstatt zum Graben und die Erde fruchtbar zu machen. Ohne Zweifel wären durch diese Wanderungen über weite Meere nach neuen Klimaten eine große Anzahl von ihnen umgekommen; allein dies würde ohne Vergleich minder geschadet haben, als die Geissel einer langsamen und verfeinerten Tyranney, die so wenigen Menschen so viele

Theil am allgemeinen Wohl genießen zu lassen; wenn alle noch lange nur für Einen, oder für Einige, nicht auch für sich leben sollen; wenn Ueppigkeit und Schwelgerey mit solchen Schritten fortgehen, die wesentliche Kraft der Staaten zu verzehren: so wird Noth und Elend, und eine allgemeiner verbreitete Hülflosigkeit bey irgend einer wichtigen Erschütterung in Europa eine solche Wanderung, als der Verf. wünscht und hofft, veranlassen; und die fortschreitende Aufklärung der klüger werdenden Menschen, die keine Macht auf Erden verhindern kann, sie da Hülfe, und Genuß, und Freyheit suchen lassen, wo sie sie gewiß finden werden.

viele Völker aufopfert. Endlich würden die Engländer sich weit rühmlicher beschäftigen, wenn sie eine so glückliche Revolution unterstützten und begünstigten, als wenn sie sich selbst um eine Freyheit quälen, die ihnen alle Könige mißgönnen, und von innen und aussen zu untergraben suchen.

O vergeblich gerechter und menschlicher Wunsch, der der Seele, die ihn gebar, nur Kummer hinterläßt! Müssen die Seufzer des tugendhaften Mannes für die Wohlfahrt der Welt verlohren gehen: unterdessen daß das unvermeidliche Geschick des Ehrsüchtigen, des Unverständigen seine so oft erhört und befördert!

Hat der Krieg so viel Uebels gethan, warum durchläuft er nicht die ganze Bahn der Trübsale, um endlich an die Grenzen des Guten zu gelangen?

Allein, was hat die lezte Flamme, eine von denen, wodurch das Menschengeschlecht am meisten gekränkt worden, herfürgebracht? Sie hat die vier Welttheile verheert; sie hat Europa allein mehr als eine Million seiner Einwohner gekostet. Die Menschen, die nicht ihr Opfer wurden, seufzen, unter dem Gewicht der ungeheuren Auflagen, deren Quellen sie war, und ihre Nachkommen werden lange Zeit darunter seufzen. Die Nation, welcher der Sieg überall folgte, sieht noch die Wunden bluten, womit sie ihre Triumpfe erkaufte. Ihre öffentliche Schuld, die sich im Anfange der Unruhen nicht über 1617087060 Livres belief, stieg beym Friedenschluß 3330000000 Livres, wofür sie 111577490 Livres Interessen bezahlen mußte.

Jedoch genug vom Krieg gesprochen. Es ist Zeit, zu sehen, durch welche Mittel es den Nationen, die den großen Archipelag von Amerika, die Quelle so vieler Händel, Unterhandlungen, und Betrachtungen, unter sich getheilt haben, gelungen, denselben zu einem Grad von Reichthum zu erheben, welchen man ohne Uebertreibung als das erste Triebwerk der großen Begebenheiten ansehen kann, die heute den Erdkreis beunruhigen.

Ende des zehnten Buchs.

Philosophische und politische

Geschichte

der

europäischen Handlung und Pflanzörter

in beyden Indien.

Eilftes Buch.

Die Europäer gehen nach Afrika, um Anbauer für die Antillen zu kaufen. Die Art, diesen Handel zu treiben. Produkte, die man der Arbeit der Sklaven zu danken hat. Beschreibung der östlichen und nordlichen Küsten von Afrika. Klima der westlichen, unter dem Namen Guinea bekannten, Küste. Boden von Guinea. Seine Regierung, Politik, Kriege, Religion, Sitten. Sein alter Handel. Der neue, oder Sklavenhandel. An welchen Orten, und auf welche Art dieser Handel getrieben wird? Gebraucht man Forts, um Sklaven zu bekommen? Kleine Schiffe sind zum Sklavenhandel besser, als große. Nicht alle Jahrszeiten schicken sich gleich gut dazu. Art, die Sklaven in Amerika zu verkaufen. Elende Umstände der Sklaven. Wie man dieselben erträglicher machen könnte. Die Sklaverey ist der Menschlichkeit, Vernunft, und Gerechtigkeit zuwider. Arbeiten der Sklaven. Karakter der Europäer auf den Inseln. Krankheiten, denen sie unterworfen. Vortheile der Nationen, die die Inseln besitzen.

Einige unruhige Landstreicher, die meistens durch die Gesetze ehrlos gemacht, oder durch ihre Liederlichkeiten zu Grunde gerichtet worden, gerathen in ihrer Verzweiflung auf den Einfall, mit

der Beute der neuen Welt reichbeladne spanische oder portugiesische Schiffe anzugreifen. Wilde Inseln, die durch ihre Lage den Erfolg dieser Seeräubereyen sichern, dienen diesen Räubern zum Aufenthalt, und werden bald ihr Vaterland. Zum Morden gewöhnt, gehen sie mit der Ausrottung des simplen, ihnen trauenden Volkes um, welches sie leutselig aufgenommen hatte; und die gesitteten Nationen, deren Ausrourf die Flibüster waren, nehmen diesen abscheulichen Entwurf ohne Anstand an: er wird ausgeführt. Allein es kam darauf an, so viele Verbrechen nützlich zu machen. Das Gold und Silber, welches man noch immer als die einzigen kostbaren Produkte ansah, die man aus Amerika ziehen könnte, war in verschiedenen dieser Erwerbungen niemals vorhanden gewesen, oder befanden sich daselbst nicht mehr in so grossem Ueberfluß, daß Vortheil dabey hätte seyn können, es heraus zu ziehen. Einige Grübler, die nicht so, sehr, als der Haufe, durch Vorurtheile geblendet waren, dachten, ein von dem unsrigen so sehr verschiedner Boden und Klima könnten uns Eßwaaren liefern, die unsrer Glückseligkeit fehlten, oder die wir zu theuer bezahlen müßten; und sie schlugen vor, den Anbau derselben dort einzuführen. Dem Anschein nach unüberwindliche Hindernisse widersezten sich der Ausführung dieses Plans. Die alten Einwohner des Landes waren nicht mehr; und wenn sie auch nicht ausgerottet gewesen, so würden sie wegen der Schwachheit ihres Temperaments, der Gewohnheit, immer zu ruhen, eines unüberwindlichen Abscheues gegen die Arbeit, keine geschickte Werkzeuge zum Dienst der Habsucht ihrer Unterdrücker geworden seyn. Diese Barbaren selbst, die in einem gemäßigten Klima geboren waren, konnten unter einem brennenden und ungesunden Himmel die beschwerlichen Arbeiten des Feldbaues nicht aushalten. Der Eigennutz, fruchtbar

bar an Mitteln, gerieth auf den Einfall, von Afrika, welches stets die niedrige und unmenschliche Gewohnheit gehabt, seine Einwohner zu verkaufen, Anbauer zu verlangen.

Die Europäer holen Anbauer aus Afrika.

Afrika ist ein unermeßliches Land, welches mit Asien nur durch eine Landzunge von 20 Meilen zusammenhängt, die man die Erdenge von Suez nennt; ein physisches Band und eine politische Vormauer, die das Meer, vermöge seines Hanges, im Osten Meerbusen und Meerengen zu machen, früh oder spät durchbrechen muß. Diese durch die Linie in zwey ungleiche Theile geschnittene Halbinsel bildet ein unregelmäßiges Dreyeck, dessen eine Seite nach Osten, die andre nach Norden, und die dritte nach Westen sieht.

Die östliche Küste von Afrika.

An die östliche Seite, die sich von Suez bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung erstreckt, spühlt das Rothmehr und der Ocean. Das Innere des Landes ist wenig bekannt; und was man davon weis, ist weder für die Habsucht des Handelsmanns, noch für die Neugier des Reisenden, noch für die Menschlichkeit des Philosophen von Bedeutung. Die Mißionarien selbst, die in diesen Gegenden, besonders in Abißinien, einigen Fortgang gemacht hatten, haben diese Völker, aus Verdruß über die Begegnung, die ihnen wiederfuhr, ihrem Leichtsinn und ihrer Treulosigkeit überlassen. Die Küsten sind meistens nur scheußliche Felsen, ein Haufe brennenden und dürren Sandes. Die zu einigem Anbau taugen, sind unter den Eingebornen des Landes, den Arabern, den Portugiesen, und Holländern getheilt. Ihr Handel, der nur in ein wenig Helfenbein, oder Gold, und einigen Sklaven besteht, ist mit dem ostindischen verbunden.

Die Nordküste.

Die Nordseite, die von der Erdenge von Suez bis an die Meerenge von Gibraltar geht, hat das mittelländische Meer zur Grenze. Sie hat 900 Meilen Küste, welche Egypten, und das seit verschiednen Jahrhunderten unter dem Namen der Barbarey bekannte Land einnehmen.

Egypten, die Wiege der Künste, der Wissenschaften, der Handlung, der Regierung, hat Nichts behalten, welches die Gelehrten an seine vormalige Größe erinnerte. Unter das Joch des Despotismus gekrümmt, welches ihm der Türken Unwissenheit und Aberglaube aufgelegt, scheint es durch die Häfen von Damiette und Alexandrien mit fremden Nationen nur darum einige Gemeinschaft zu haben, damit sie von seinem gänzlichen Verfall Zeugen seyn.

Das Schicksal des alten Lybiens, welches heute durch die Barbaresken bewohnt wird, ist nicht minder seltsam. Nichts ist finstrer, als die ersten Zeitalter dieses unermeßlichen Landes. Bey der Karthaginenser Ankunft fängt das Chaos an sich zu entwickeln. Diese Kaufleute von Phönizischer Abkunft legen 137 Jahr vor Erbauung der Stadt Rom eine Stadt an, deren anfangs sehr eingeschränktes Gebiet sich mit der Zeit auf das ganze, in unsern Zeiten unter dem Namen des Königreichs Tunis bekannte, Land, und in der Folge noch weiter erstreckt. Spanien und die meisten Inseln des mittländischen Meers fallen unter ihre Bothmäßigkeit. Viele andre Staaten schienen noch die Masse dieser ungeheuern Macht vergrössern zu müssen, als sich ihr Ehrgeitz mit der Römer ihrem stieß. Um die Zeit dieses schrecklichen Stoßes entstand zwischen den beyden Nationen ein so hitziger und wütender Krieg, daß man leicht sah, er würde sich nicht anders, als mit der einen oder der andern ihrem Untergang, endigen. Diejenige, die sich

in

in der Stärke ihrer republikanischen und patriotischen Sitten befand, gewann nach den gelehrtesten und hartnäckigsten Gefechten eine entschiedne Ueberlegenheit über die andre, die durch ihre Reichthümer verderbt war. Das handelnde Volk ward der Sklave des kriegerischen Volks.

Der Sieger blieb in dem Besitz seiner Eroberung bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts. Die Wenden, die ihre erste Heftigkeit noch jenseits Spanien, dessen sie sich bemächtigt, forttrieb, giengen über Herkules Säulen nach Lybien, und breiteten sich daselbst wie ein Strom aus. Diese Barbarn würden dort ohne Zweifel die Vortheile ihres Einbruchs behauptet haben, wenn sie den militarischen Geist behalten hätten, den ihnen ihr König Genserich gegeben. Allein dieser Geist verschwand mit diesem Barbarn, der Genie hatte; die Kriegszucht erschlaffte, und nun stürzte die Regierung ein, die nur auf dieser Grundlage beruhte. Belisar überfiel diese Völker in dieser Verwirrung, rottete sie aus, und setzte das Reich wieder in seine alten Rechte ein; allein dies war nur auf einen Augenblick. Die großen Männer, die eine angehende Nation bilden und zur Reife bringen können, sind nicht vermögend, eine veraltete und verfallene Nation wieder jung zu machen.

Die Saracenen, furchtbar durch ihre Verfassungen und ihren Erfolg, mit dem Schwerdt und Koran bewaffnet, nöthigten im VII. Jahrhundert, die durch ihre Zwistigkeiten geschwächten Römer, über das Meer zurück zu gehen, und vergrößerten durch Nordafrika das von Muhammed mit so vielem Ruhm gestiftete weite Reich. Die Statthalter des Chalifen entrissen in der Folge ihrem Herrn diese reiche Beute: sie machten die ihrer Wachsamkeit anvertrauten Provinzen zu unabhängigen Staaten.

In dieser Ordnung befanden sich die Sachen im Anfang des XVI. Jahrhunderts, als die algierischen Muhammedaner, aus Furcht, unter Spaniens Joch zu fallen, die Türken zu Hülfe riefen. Die Pforte schickte ihnen Barbarussa, der sie anfangs vertheidigte, und zuletzt in die Knechtschaft warf. Die auf ihn folgenden Pascha's, diejenigen, die Tunis und Tripoli, gleichfalls unterjochte und unterdrückte Städte, beherrschten, übten eine Tiranney aus, die zum Glück grausam genug war, daß sie in ihren Ausschweifungen selbst zu Grunde gehen mußte. Man entledigte sich derselben durch die Gewalt, die ihre Stütze war; und, welches vielleicht angemerkt zu werden verdient, die drey Staaten nahmen einerley Regierungsform an, Es ist eine Art von Aristokratie. Das Oberhaupt, welches unter dem Namen des Dey die Republik regiert, wird durch die Miliz erwählt, die allzeit türkisch ist, und allein den Landesadel ausmacht. Selten werden diese Wahlen unter den Soldaten ohne Blutvergießen angestellt; und gemeiniglich wird ein solcher unter Gemetzel erwählter Mann nachher durch unruhige Leute niedergemacht, die sich seiner Stelle bemächtigen oder dieselbe verkaufen wollen, um selbst zu steigen. Das Kaiserthum Marokko, welches die Königreiche Fez, Tafilet, und Suz nach einander verschlungen, weil es in einer Nationalfamilie erblich ist, ist gleichwohl eben diesen Revolutionen unterworfen. Der grausame Geist der Regenten und der Völker ist die Quelle dieser Unstätigkeit.

Das Innere der Barbarey ist mit Arabern angefüllt, die das sind, was die Menschen der ersten Zeitalter seyn mußten, irrende Hirten ohne Wohnsitz. Gebräuche, die unsrer weibischen Zärtlichkeit anstößig sind, sind für sie edel und simpel, wie die Natur, die ihnen dieselben eingiebt. Wenn die ansehnlichsten

unter

unter diesen Arabern einen Fremden vorzüglich aufnehmen wollen, so holen sie selbst das beste Lamm ihrer Schäferey, erwürgen es mit ihren eignen Händen, und schneiden es, wie Mosis Patriarchen, oder die Helden Homer's, in Stücke, unterdeß, daß ihre Weiber sich mit den übrigen Zurüstungen des Gastmals beschäftigen. Die Kinder der vornehmsten Personen, selbst der Scheikhs und Emirs ihre, hüten die Heerden ihrer Familie: die Knaben und Mädchen haben in ihrer Jugend keine andre Beschäftigung.

Diese glücklichen Sitten findet man nicht bey den Völkern, die die Küsten und Städte bewohnen. Aus gleichem Abscheu gegen Feldarbeiten und die sitzenden Künste sind sie Seeräuber geworden. Anfangs begnügten sie sich damit, Spaniens weite und fruchtbare Ebnen zu verheeren. Sie überfielen die faulen Einwohner der reichen Felder von Valenza, Granada, Andalusien, in ihren Betten, und führten sie, als Sklaven, weg. In der Folge war ihnen die Beute zu schlecht, die sie auf dem Lande machten, welches sie vormals angebaut hatten; sie erbauten große Schiffe, und beleidigten die Flagge aller Nationen. Diese Seemacht, die allmählig so hoch gestiegen, daß sie aus kleinen Geschwadern besteht, erhält alle Jahr einen Zuwachs durch die Habsucht einer großen Menge Christen, die den Barbaresken die Materialien ihrer Rüstungen liefern, selbst an ihrem Kreutzen Theil nehmen, ja zuweilen ihre Operationen zu regieren wagen. Diese Seeräuber haben die größten Mächte von Europa zu der Schande gebracht, daß sie ihnen jährliche Geschenke machen, die, unter was für einem Namen man sie auch verkleide, ein wahrer Tribut sind. Man hat sie zuweilen gestraft und gedemüthigt, aber ihre Räubereyen nicht gehemmt.

Karl V. der, stets geschäftig, das Zeitalter zu beunruhigen, worinn er lebte, gleichwohl zuweilen mit der Vorsicht, die die Fehler eines unruhigen Kopfes wieder gut macht, in die Zukunft zu dringen wußte, sah voraus, was die Barbaresken einst werden könnten. Er hielt es zu klein, sich in irgend eine Art von Unterhandlung mit ihnen einzulassen, und machte den edelmüthigen Entwurf, sie auszurotten. Er scheiterte, weil Franz I. sein Nebenbuhler war; und die Geschichte kann seitdem von keinem Fürsten rühmen, daß er den Plan eines so ruhmvollen Unternehmens wieder vorgenommen habe. Gleichwohl würde er leicht auszuführen seyn.

Die in der Barbarey wohnenden Völker sind ungeduldig, das Joch zu zerbrechen, worunter sie seufzen. Der Tirann von Marokko spielt muthwillig mit der Freyheit und dem Leben seiner Unterthanen. Dieser Despot, ein Henker in der ganzen Strenge des Ausdrucks, zeigt alle Tage auf den Mauern seines Pallasts, oder seiner Hauptstadt, unschuldige oder schuldige Köpfe, die er mit seiner eignen Hand abgeschlagen. Algier, Tunis, Tripoli, sind zwar vor einer ähnlichen Grausamkeit sicher, schleppen aber sehr schwere Ketten. Als Sklaven von 15 oder 20 Tausend im Koth des othmannischen Reichs zusammengerafften Türken sind sie auf hundert verschiedne Arten die Schlachtopfer dieser verwegnen Soldaten. Eine Gewalt, die auf einem so beweglichen Grunde besteht, kann nicht sehr tiefe Wurzeln geschlagen haben; und nichts würde leichter seyn, als sie umzustürzen.

Kein fremder Beystand würde ihren Fall um einen Augenblick verzögern. Die einzige Macht, von der man argwohnen könnte, daß sie ihre Erhaltung wünsche, das othmannische Reich, ist mit dem leeren Titel eines Beschützers, den man ihm giebt, nicht

gnug

gnug zufrieden, um einen lebhaften Antheil dran zu nehmen. Diese Räuber würden es auch vergebens durch Ehrerbietung dazu zu bewegen suchen, die die Umstände ihnen wahrscheinlich abnöthigen könnten. Denn die Neigung würde keine Kräfte geben. Seit 2 Jahrhunderten hat die Pforte keine Seemacht, und ihre Miliz eilt eben der Vernichtung zu.

Welchem Volk aber ist es vorbehalten, die Fesseln zu zerbrechen, die Afrika uns langsam schmiedet, und die Schreckbilder auszurotten, wofür unsre Seefahrer starren? Keine Nation kann es allein versuchen; und wenn sie es wagte, so würde vielleicht die Eifersucht aller andern heimliche Hindernisse in den Weg legen. Es muß also das Werk eines allgemeinen Bündnisses seyn. Alle Seemächte müssen sich zur Ausführung eines Anschlages vereinigen, woran ihnen allen gleich viel gelegen. Diese Staaten, denen alles zuruft, sich zu verbinden, sich zu lieben, sich zu vertheidigen, müssen des Unglücks müde seyn, welches sie sich wechselsweis verursachen, daß sie doch, nachdem sie sich oft zu ihrem gegenseitigen Untergang vereinigt, die Waffen zu ihrer Erhaltung ergriffen. Dann wird der Krieg wenigstens einmal nützlich und gerecht gewesen seyn.

Man wagt, zu vermuthen, er würde nicht lang währen, wenn er mit der gehörigen Verständigkeit und Einigkeit geführt würde. Wenn jedes Glied der Verbindung den Feind, den es zu bezwingen hätte, zu gleicher Zeit angriffe, so würde es nur einen schwachen Widerstand erfahren. Ja wer weis, ob es im geringsten einen finden würde. Die plötzlich außer Vertheidigung gesezten Barbaresken würden Herren und Regierungen, von denen sie noch nichts als Unterdrückung gefühlt, ohne Zweifel ihrem unglücklichen Schicksal überlassen. Vielleicht würde

das edelste, das größte Unternehmen Europa minder Blut und Schätze kosten, als die geringste von den Streitigkeiten, wodurch es beständig zerrissen wird.

Man will die Politiker, die diesen Plan entwerfen würden, nicht durch den Verdacht beleidigen, als wenn sie ihren Ehrgeiz darauf einschränken würden, Rheden zu verschütten, Forts zu schleifen, und Küsten zu verheeren. So enge Begriffe würden zu sehr unter dem Fortgang der menschlichen Vernunft seyn. Die unterjochten Länder müßten den Erobrern verbleiben, und ein jeder der Bundsgenossen, nach dem Verhältniß der zur gemeinschaftlichen Sache hergegebnen Mittel, Besitzungen bekommen. Diese Eroberungen würden desto sicherer werden, da die Glückseligkeit der Ueberwundnen die Folge davon seyn müßte. Dies Volk von Seeräubern, diese Seeungeheuer, müßten durch gute Gesetze und Beyspiele von Menschlichkeit in Menschen verwandelt werden. Durch die Mittheilung unsrer Kenntnisse unvermerkt bis zu uns erhoben, würden sie mit der Zeit eine Schwärmerey abschwören, die durch Unwissenheit und Elend in ihren Seelen genährt worden; stets würden sie sich mit Zärtlichkeit des denkwürdigen Zeitpunkts erinnern, der uns nach ihren Ufern geführt.

Sie würden ein vormals so fruchtbares Land nicht mehr unbearbeitet liegen lassen. Mancherley Korn und Früchte würden diese unermeßliche Gegend bedecken. Diese Produkte würden gegen unsre Industrie- und Manufakturwaaren vertauscht werden. Die in Afrika ansäßigen europäischen Kaufleute würden die Agenten dieses beyden Ländern gegenseitig nützlichen Handels werden. Eine so natürliche Gemeinschaft zwischen Küsten, die einander im Gesicht liegen, zwischen Völkern, die sich nothwendig begegnen, würde, so zu reden, die Vormauern der Welt

erwei-

erweitern. Diese neue Art von Erobrung, die sich unsern ersten Blicken zeigt, würde eine kostbare Entschädigung für diejenigen werden, die seit so vielen Jahrhunderten das Unglück der Menschheit machen.

Das größte Hinderniß für eine so interessante Revolution war stets die Eifersucht der großen Seemächte, die sich der Mittel, auf unsren Meeren die Ruhe herzustellen, hartnäckig weigerten. Sie haben, in der Hoffnung, der Industrie einer jeden Nation, die keine Macht hat, zu wehren, die Unternehmungen der Barbaresken beständig gewünscht, ja begünstigt. Sie würden sich die Schmach dieser Grausamkeit erspart haben, falls ihre Kenntnisse so groß gewesen, als ihre Habsucht. Ohne Zweifel würden alle Nationen von dieser glücklichen Verändrung Vortheil ziehen; ihre meisten Früchte aber würden untrüglich für die Seestaaten seyn, und zwar nach dem Verhältniß ihrer Macht. Ihre Lage, die Sicherheit ihrer Schifffahrt, ihr Ueberfluß an Kapitalien, hundert andre Mittel, würden ihnen diese Ueberlegenheit sichern. Sie beklagen sich alle Tage über die Hindernisse, welche der Nationalneid, die Sucht des Verbietens, die kleinen Spekulationen eines ausschließenden Handels, ihrer Thätigkeit unaufhörlich in den Weg legen. Die Völker werden stufenweise eins dem andern eben so fremd, als sie es in den barbarischen Zeiten waren. Das Leere, welches dieser Mangel an Mittheilung nothwendig verursacht, würde ausgefüllt werden, wenn man Afrika dahin brächte, daß es Bedürfnisse bekäme, und Hülfsmittel, dieselben zu befriedigen. Der Handel würde alsdenn seiner Ehrsucht eine neue Bahn offen sehn.

Soll aber die Bezwingung und Entwaffnung der Barbaresken nicht eine Quelle von Glückseligkeit für sie und für uns werden; wollen wir sie nicht als Brü-

der

der behandeln; streben wir nicht darnach, sie zu unsern Freunden zu machen; müssen wir bey ihnen Sklaverey und Armuth unterhalten; kann die Schwärmerey nochmals jene verhaßten Kreuzzüge erneuern, denen die Philosophie den Unwillen aller Jahrhunderte zu spät zugezogen; sollte Afrika endlich der Schauplatz unsrer Barbarey werden, wie es Asien und Amerika gewesen, und noch sind; so falle der Entwurf, den uns die Menschlichkeit für das Wohl unsrer Nebenmenschen hier eingab, in eine ewige Vergessenheit! Wir wollen in unsern Häfen bleiben. Es ist gleichgültig, ob es die Christen, oder die Muselmänner sind, welche leiden. Nur der Mensch ist werth, daß der Mensch sich um ihn bekümmere.

Hofft man, die Afrikaner, durch die langsamen und sanften Wege der Traktaten, zum Handel zu gewöhnen, die man oft erneuern muß, wenn man jedesmal genöthigt ist, sie zu erkaufen? Um vom Gegentheil versichert zu werden, darf man nur einen Blick auf die gegenwärtige Lage werfen, worinn sich die Europäer in Absicht dieser Völker befinden.

Die Franzosen haben niemals mit **Marocko**, womit sie beständig in Krieg gewesen, Unterhandlung gepflogen; und die Engländer, die Holländer, die Schweden, die über ihren vielfältigen Verlust verdrieslich geworden, zeigen sich daselbst nur von Zeit zu Zeit. Fast alle Geschäfte sind in Dännemarks Händen, welches dieselben einer Gesellschaft übergeben, die aus 500 Aktien, jede zu 500 Rthl. besteht. Ihre Errichtung ist von 1750, und sie soll 40 Jahr dauern. Sie bringt **englische Tücher, Silber- und Seidenstoffe, etwas Leinwand, Bretter, Eisen, Theer, Schwefel**, u. s. w. und zieht **Kupfer, Gummi, Wolle, Wachs, und Leder.** Diese Umsätze geschehen zu **Salee, zu Tetuan, zu Mogador,**

dor, zu Saffi, zu St. Cruz. Man kann den Umfang dieses Handels aus den Zolleinkünften beurtheilen, die zu 255000 Livres verpachtet sind.

Der algierische ist nicht so beträchtlich. Die Engländer, die Franzosen, und die Juden von Livorno treiben ihn um die Wette. Die beyden ersten Nationen schicken mit ihren Schiffen, und die leztere unter einer neutralen Flagge, Tücher, Gewürze, Papier, Klempnerwaare, Kaffe, Zucker, Leinwand, Alaun, Indigo, Cochenille; und empfangen in Bezahlung Wolle, Wachs, Federn, Leder, Oele, und verschiedne Waaren von den gemachten Prisen. Die Rückfrachten, die zwar um ein Vierthel stärker sind, als die Versendungen, belaufen sich jährlich nicht über eine Million Livres. Die Hälfte ist für Frankreich; und seine Mitwerber theilen sich ungefähr in das Uebrige.

Ausser diesem Handel, der ganz der Hauptstadt gehört, werden noch einige Geschäfte zu **Calle**, zu **Bonne**, und **Collu**, drey andern Häfen der Republik, getrieben. Dieser Handel würde sich ausgebreitet und gebessert haben, falls er nicht dem Alleinhandel, und einem ausländischen Alleinhandel, unterworfen gewesen. Alte Verträge, die gemeiniglich beobachtet worden, haben diese weite Küste einer zu Marseille errichteten ausschließenden Gesellschaft in die Hände geliefert. Ihr Fond besteht aus 1200000 Franken; und ihr jährlicher Handel, der sich auf 8 oder 900000 belaufen kann, beschäftigt 30 oder 40 Fahrzeuge. Sie macht ihren Einkauf, von **Korn**, **Wolle**, **Korallen**, und **Leder**, mit Gelde.

Tunis kann für 2 Millionen ausländische Waaren empfangen, und von den seinigen für 2500000 Livres verkaufen. Die Franzosen interessiren in diese Operationen für zwey Drittheil, und die Toskaner

für

für das Uebrige. Sie haben ungefähr eben die Grundlage, als alle Kombinationen, die in allen übrigen Staaten der Barbarey geschehen.

Die Geschäfte, die zu **Tripoli** getrieben werden, sind die geringsten. Das Land ist so elend, daß man nur etwas Klempnerwaare von geringem Werth dahin bringen kann. Was man an **Wolle, Sennesblättern, Asche, Wachs,** und **Gemüse** daher zieht, ist von keiner Bedeutung. Allein, ist diese Küste für den Handel nicht vortheilhaft, weil sie so wenig dazu liefert, und schadet sie ihm durch die Seeräubereyen, womit sie ihn anfeindet; so hält die westliche Küste von Afrika für diesen Verlust durch den Nutzen schadlos, den sie den amerikanischen Kolonien bringt.

Klima, der unter dem Namen Guinea bekannten Westküste von Afrika.

Die Küste dieser unermeßlichen Gegend erstreckt sich von der Meerenge von Gibraltar bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung. Alle ihre Einwohner sind schwarz. Man hat die Ursache dieser Farbe gesucht, und diese Untersuchung hat viele Systeme hervorgebracht. Die **Theologie** *), die sich des Menschen-

*) Leider! ist das nur allzuwahr gewesen, und ist es zum Theil noch. Dieser Despotismus über den Verstand und die Kenntnisse der Menschen ist eben mit Schuld daran, daß das Joch von vielen abgeschüttelt worden ist; und wer es abgeschüttelt hat, hat auch fast immer einen solchen brennenden Haß gegen alles, was Theologie und theologisch heist, gefaßt, daß seine Denkungsart, Grundsätze, und Empfindungen gleichsam davon durchdrungen sind. Er ist immer bitter, sobald er nur etwas theologisches in der Ferne erblickt; er sieht alles, was damit verwandt ist, mit feindseligen Augen an; alles ist ihm erschrecklich, ausschweifend, abgeschmackt, unvernünftig, verächtlich, sobald es von Theologen gesagt

Menschenverstandes durch die Meynung bemeistert hat; die die ersten Schrecken der Kindheit genuzt, um der Vernunft ewige einzuflößen; die alles, Erdbeschreibung, Sternkunde, Naturlehre, Geschichte, heruntergesezt; die alles hat zu Wundern und Geheimnissen machen wollen, um das Recht zu haben, alles zu erklären: die Theologie macht erst ein Menschengeschlecht, das durch Adams Fehler schuldig und unglücklich ist, und dann ein Geschlecht von schwarzen Menschen, um den Brudermord seines Sohnes zu strafen. Von Kain sind die Negern hergekommen. War ihr Vater ein Mörder, so muß man zugestehn, daß sein Verbrechen durch seine Kinder grausam versöhnt worden; und daß die Nachkommen des friedlichen Abel das unschuldige Blut ihres Vaters gut gerächt haben.

Großer Gott! was für grausame Ausschweifungen legen Wesen dir bey, die nur durch eine anhaltende Wohlthat deiner Macht reden und handeln, und die dich nach den lächerlichen Grillen ihrer eingebildeten Unwissenheit handeln und reden lassen! Sind es die Teufel, die dir lästern, oder die Menschen, die sich deine Diener nennen? Falls jedoch, in Ansehung deiner, die Reden dieser schwachen Geschöpfe Lästrung genannt werden können, deren Daseyn so fern von dir ist, und deren Stimme dich beleidigt, ohne vernommen zu werden, wie das Insekt im Grase unter den Füssen des Menschen murrt, der drüber geht, und es nicht hört.

Haben aber die Negern ihre Farbe von dem Klima, unter welchem sie wohnen? Berühmte Philoso-

phen

sagt oder unternommen ist: und die gute Religion, die an allem dem theologischen Unwesen nicht Schuld ist, bekömmt ihr Theil auch, sie mag es verdienen, oder nicht.

phen und Naturkündiger denken es. Man sagt, es giebt keine Negern, als in den heißesten Ländern. Ihre Farbe wird dunkler, je näher sie der Linie kommen. Am Rande des brennenden Erdgürtels wird sie sanfter oder heller. Das ganze Menschengeschlecht überhaupt wird weiß im Schnee, und braun an der Sonne. Man sieht die Schattirungen von weiß zu schwarz, und von schwarz zu weiß, durch die Parallelgrade, die die Erde von der Linie nach den beyden Polen zu durchschneiden, so zu reden, bezeichnet. Wären die von den Erfindern der Sphäre ausgedachten Zonen durch Gürtel vorgestellt, so würde man die Ebenholzschwärze, rechts und links, bis an die beyden Wendezirkel allmählig abgestuft; und von dort das Braune bis an die Polarzirkel, durch stets hellere Schattirungen von Weiße, blaß und hell werden sehen. Allein es ist sonderbar, daß die Natur, die auf das Haar und die Federn der Thiere, auf die Pflanzen und Metalle, den Schmelz der schönsten Farben verbreitet, den Menschen eigentlich ohne Farbe gelassen; denn das Schwarze und Weiße sind Nichts, als, jenes die Erzeugung, und dieses die Auslöschung der Farben.

Was auch die erste und ursprüngliche Ursach der mannichfaltigen Tünche bey dem Menschengeschlecht seyn mag, so giebt man zu, daß diese Tünche von einer klebrichten Substanz herkommt, die sich zwischen der obern und untern Haut befindet. Diese Substanz ist bey den Negern schwärzlich, braun bey den Olivenfarbnen oder gelben Völkern, weiß bey den Europäern, und bey den höchstweißen oder röthlichen Völkern mit rothen Flecken besäet.

Die Zergliederungskunst hat entdeckt, daß die Hirnsubstanz bey den Negern schwärzlich ist; die Zirbeldrüse fast ganz schwarz, und das Blut dunklerroth,

als

als bey den Weisen. Ihre Haut ist allzeit heißer, und ihr Puls lebhafter. Daher gehen auch bey diesem Volk die Furcht und die Liebe bis zur Ausschweifung; und davon ist es weibischer, träger, schwächer, und unglücklicher Weise geschickter zur Sklaverey. Da übrigens seine Verstandeskräfte durch die Ausschweifungen in der physischen Liebe fast erschöpft sind, so hat es weder Gedächtniß, noch Verständigkeit, um die ihm fehlende Stärke durch List zu ersetzen. Man sagt, ihr Haar sey kraus, weil es durch ein Netz von zäherer und dickerer Substanz gehen muß, sich dann kräuselt, und nicht lang werden kann. Der Schweiß der Negern giebt einen starken und unangenehmen Geruch, weil er aus dem dicken und ranzigen Fett kommt, welches lange Zeit zwischen der obern und untern Haut sitzt, und langsam durchschlägt. Diese Substanz ist so merklich, daß man mit dem Vergrösserungsglase in derselben einen Bodensatz von kleinen schwärzlichen Körnern unterscheidet. Daher macht auch die Ausdünstung eines Negern, wenn sie häufig ist, die weiße Leinwand, womit er sich abwischt, schwarz. Eine von den Unbequemlichkeiten dieser schwarzen Farbe, die ein Bild der Nacht ist, welche alle Gegenstände unter einander mischt, besteht darinn, daß die Negern, um von ferne erkannt zu werden, genöthigt gewesen sind, sich Schnitte in die Haut zu machen, und sie mit verschiednen Farben zu bezeichnen. Dieser Gebrauch ist gemein, besonders bey den herumirrenden Stämmen dieses Geschlechts. Jedoch, da man ihn bey den wilden Völkern der Tartarey und in Kanada eingeführt findet, so kann man zweifeln, ob er nicht vielmehr von ihrer herumirrenden und zerstreuten Lebensart herkomme, als, um der Haut eine Farbe zu geben.

Endlich hat die Zergliederungskunst den Ursprung der Schwärze der Negern im Keim der Zeugung *) gefunden. Mehr scheint nicht nöthig zu seyn, um zu beweisen, daß die Negern eine besondre Art Menschen sind. Denn, wenn etwas die Arten oder die Klassen in jeder Art verschieden macht, so ist es sicher der Unterscheid des Saamens. Es ist also ohne Grund, wenn man die Farbe der Negern dem Klima zuschreibt, weil in Afrika, unter gleichen Parallelen, die östliche Küste keine Negern hat, oder sogar Weiße herfür bringt; weil in ganz Amerika **) die Sonne und der Boden keine Negern ausgebrütet haben.

Gäbe man zu, daß die westliche Küste von Afrika das heißeste Land auf dem ganzen Erdboden sey, so würde

*) Kurz zuvar hat es ja der Verf. erst ausführlich bewiesen, daß die schwarze Farbe der Negern vom Klima herrühre; und nun soll sie doch bereits im Keim der Zeugung liegen, und ein unwidersprechlicher Beweiß seyn, daß die Negern ein ganz besonderes Menschengeschlecht ausmachen? Welche Anatomie, und welche zuverläßige Beobachtungen haben denn diesen Ursprung ihrer Schwärze gefunden? Könnten weiße Menschen nicht in den heißen Klimaten durch eine lange Reihe von Zeugungen schwarze hervorbringen? Und schwarze hingegen weiße in gemäßigten Erdstrichen? Und führt nicht die wirkliche Abänderung der Farbe an den Nachkommen der Weißen, die in heißen Gegenden gebohren werden, zu dieser natürlichen Auflösung?

**) In Amerika ist es auch wirklich unter gleichen Graden lange so heiß nicht, als auf unsrer entgegengesetzten Oberfläche; die Hitze ist so brennend und austrocknend nicht, als in Afrika. Die große Verschiedenheit des Bodens rührt vielleicht eben daher, der in Amerika selbst unter dem heißen Erdstrich sehr fruchtbar, und in Afrika entweder ganz dürre und kraftlos, oder lange so ergiebig nicht ist.

würde daraus lediglich folgen, daß es Klimate gebe, die nur für gewisse Arten taugen, oder Arten, die nur gewisse Klimate lieben; aber nicht, daß die Verschiedenheit der Klimaten eine und dieselbe Art aus Weiß in Schwarz verwandle. Die Wirkung der Sonne geht nicht so weit, daß sie den Saamen der Fortpflanzung bilden oder verändern sollte. Die Weißen werden in Afrika keine Negern, und die Negern werden nicht weiß in Amerika. Aus der Vermischung dieser beyden Arten kommen Mestizen, die von der Farbe, den Gesichtszügen, dem Karakter der einen und der andern gleich viel an sich haben. Wäre der Mensch ursprünglich weiß, so müßte man annehmen, er sey näher bey dem kalten, als dem brennenden Erdgürtel geschaffen, und habe die Erde nach und nach von den Polen gegen die Linie zu bevölkert; da hingegen die Fruchtbarkeit der Erdkugel zwischen den Wendezirkeln vermuthen läßt, sie sey von der Linie gegen die Pole zu bevölkert worden.

Das von den Negern bewohnte Klima zeigt keine andre merkliche Abwechslungen, als die durch Sand oder Moräste verursacht werden können. Auf die fast unerträgliche Hitze des Tages folgen sehr kühle Nächte; mit dem Unterscheid, daß sie es in der regnichten Jahrszeit minder sind, als zur Zeit der Dürre. Der Thau, der unter einem neblichten Himmel nicht so häufig ist, als in einem heitern Horizont, verursacht ohne Zweifel diese Besonderheit.

Boden von Guinea.

Von den Gränzen des Kaiserthums Marokko bis an den **Senegal** ist die Erde gänzlich unfruchtbar. Einige von den Eroberern der Barbarey abstammende Araber; einige Mauren, alte Einwohner des Landes, irren elend in dem brennenden und dürren Sande umher, der sich in den weiten Einöden von Sahara verliert.

Die Ufer des **Niger, Gambia, Sierra-Leona** haben, wie die Ufer der minder beträchtlichen Flüße, die in dem zwischen diesen Hauptströmen befindlichen langen Raum laufen, einen ungemeinen Ueberfluß. Der Mays wächst daselbst ohne viel Wartung, so, wie alle in Amerika einheimische Früchte; und die Viehzucht ist fast die einzige Beschäftigung der Einwohner. Sie nähren sich aus Geschmack von Pferdemilch, und reisen wenig, weil kein Bedürfniß sie aus ihrem Vaterlande treibt.

Die Einwohner vom **Rap Monte**, die von allen Seiten mit Sand umgeben sind, machen eine vom übrigen Afrika ganz abgesonderte Nation aus. Ihre ganze Nahrung und ihr einziger Reichthum bestehen in dem Reis ihrer Moräste. Sie verkaufen einen geringen Vorrath davon an die Europäer, die ihn mit Brandtwein und klingender Waare bezahlen.

Vom **Palmenvorgebürge** bis an den **Voltestrom** sind die Einwohner Kaufleute und Anbauer. Sie bauen das Feld, weil ihr Land zwar steinigt ist, aber die Mühe und nöthigen Vorschüsse zu seiner Bearbeitung reichlich bezahlt. Sie sind Kaufleute; weil sie hinter sich Nationen haben, die ihnen **Gold, Kupfer, Helfenbein, Sklaven** liefern, und einer anhaltenden Gemeinschaft zwischen den mitten im Lande und an der Küste wohnenden Völkern Nichts im Wege steht. Dies ist die einzige Gegend von Afrika, wo man in einer langen Strecke weder durch weite Wüsten, noch durch tiefe Ströme aufgehalten wird, und wo man Wasser und Unterhalt findet.

Zwischen dem **Volte-** und **Kalbarystrom** ist die Küste flach, fruchtbar, wohl bevölkert, und wohl angebaut. Nicht so verhält es sich mit dem Lande, welches sich vom Kalbary bis an den Gabon erstreckt. Es ist fast ganz mit dicken Wäldern besetzt, bringt

wenig Früchte, kein Korn herfür, und ist mehr von wilden Thieren, als Menschen, bewohnt. Obgleich der Regen dort häufig ist, wie er es unter der Linie seyn muß, so ist doch das Land so sandig, daß einen Augenblick, nachdem er gefallen, keine Spur von Feuchtigkeit übrig ist.

Auf der Südseite der Linie und bis an den **Zaire** stellt die Küste einen lachenden Anblick dar. Sie ist vorn niedrig, hebt sich allmählig, und zeigt gebaute Felder, mit stets grünem Gehölze und Wiesen untermischt, die mit Palmbäumen besetzt sind.

Vom Zaire bis an den **Coanza**, und noch weiter, ist die Küste meistens hoch und schrof. Man findet landwärts eine erhöhte Ebene, deren Boden aus einem groben fruchtbaren Sande besteht.

Ein wenig jenseit des Coanza fängt sich ein fruchtbares Land an, welches mehr als 200 Meilen weit geht, und sich bey den Hottentotten endigt. In dieser langen Strecke kennt man keine andre Einwohner, als die **Cimbebas**, mit denen man gar keine Gemeinschaft hat.

Die Ufer von Westafrika haben alle, ungeachtet ihrer verschiednen Beschaffenheit, einen sehr seltnen, vielleicht einzigen, Vorzug. Man sieht nirgend auf dieser unermeßlichen Küste solche scheußliche Felsen, deren Anblick den Seefahrer zurück treibt. Ueberall ist das Meer ruhig, der Wind regelmäßig, das Ankern sicher. Ueberall findet man fürtreffliche Häfen, wo man sich ruhig der Arbeit überlassen kann, die zum Kalfatern der größten Schiffe erfordert wird.

Die Winde und Ströme haben sechs Monate des Jahrs, vom April bis November, ungefähr gleiche Richtung. Südwärts von der Linie ist der Wind südost, und die Richtung der Ströme ist gegen Nor-

den: auf der Nordseite der Linie wehet der Wind gegen Osten, und die Richtung der Ströme ist nach Nordosten. In den 6 andern Monaten verändern die Gewitter von Zeit zu Zeit die Richtung des Windes; allein er weht nicht mehr mit gleicher Stärke: die Springfeder der Luft scheint erschlafft zu seyn. Die Ursach dieser Veränderung hat dem Ansehen nach einen Einfluß auf die Richtung der Ströme: auf der Nordseite der Linie gehen sie nach Südwesten; jenseit der Linie gehen sie nach Süden.

Regierung, Politik, Kriege, Religion, Sitten von Guinea.

Ueber alles, was das Innere von Afrika betrifft, kann man nur schwankende Muthmaaßungen anstellen; allein es ist bewährt, daß die Regierung auf der ganzen Küste willkührlich ist. Der Despot mag durch seine Geburtsrechte, oder durch die Wahl zum Thron berufen seyn, so haben die Völker kein ander Gesetz, als seinen Willen.

Was man aber in Europa, wo sich die große Anzahl der Erbmonarchien der Ruhe der Wahlreiche und dem Flor aller Freystaaten widersetzt, sonderbar finden kann, ist, daß in Afrika in den Ländern die wenigsten Revolutionen vorfallen, die das Recht, ihre Häupter zu wählen, behauptet haben. Gemeiniglich ist es ein Greis, dessen Klugheit man allgemein kennt. Die Art, wie diese Wahl geschieht, ist simpel, kann sich aber nur für sehr kleine Staaten passen. Das Volk begiebt sich nach Belieben an drey Tagen zu dem Bürger, der ihm zur Regierung der geschickteste scheint. Finden sich die Stimmen getheilt, so ernennt derjenige, der eine größere Anzahl bekommen, am vierten Tage einen von denen, die weniger Stimmen gehabt haben, als er. Jeder freye Mann hat das Stimmrecht. Es giebt selbst einige Stämme, wo die Weiber dies Privilegium genießen.

So

So sind, die Erbkönigreiche **Benin** und **Juda** ausgenommen, die auf der Nordseite der Linie befindlichen vielen kleinen Staaten eingerichtet. Im Süden findet man **Majombe** und **Quilingo**, deren Häupter aus den Priestern genommen werden; die Kaiserthümer **Loango** und **Congo**, wo die Krone auf die männliche Linie von Seiten der Weiber forterbt, das ist, der erste Sohn der ältesten Schwester des Königs den erledigten Thron besteigt. Diese Völker glauben, ein Kind sey weit sicherer der Sohn seiner Mutter, als des Mannes, den sie geheyrathet hat: sie halten sich desfalls mehr an den Augenblick der Geburt, die sie sehen, als der Empfängniß, die sie nicht sehen.

Diese Nationen leben in einer gänzlichen Unwissenheit der bey uns, unter dem Namen der Politik so geehrten, Kunst. Gleichwohl beobachten sie ihre Förmlichkeiten und eine gewisse Wohlanständigkeit. Die Gesandtschaften sind bey ihnen sehr gebräuchlich, entweder, um Hülfe gegen einen mächtigen Feind zu bitten, oder eine Vermittelung in Streitigkeiten zu verlangen, oder wegen glücklichen Erfolgs, wegen einer Geburt, wegen eines Regens nach großer Dürre, Glückwünsche abzustatten. Der Gesandte muß sich niemals länger als einen Tag an dem Ort seiner Sendung aufhalten, noch in den Staaten eines fremden Fürsten bey der Nacht reisen. Er geht, mit einem Trommelschläger voraus, welcher seinen Karakter von weitem ankündigt, und von fünf oder sechs Freunden begleitet. An den Orten, wo er Halt macht, um auszuruhen, wird er mit Ehrfurcht empfangen; er kann aber nicht vor Sonnenaufgang, und, ohne daß sein Wirth einige Personen versammelt habe, die bezeugen können, daß ihm kein Zufall begegnet, von dort abgehen. Uebrigens kennt man gar keine von den Unterhandlungen, die einen etwas verwickelten Gegen-

stand hätten. Niemals macht man Verträge, die das Vergangne, oder die Zukunft betreffen; alles ist fürs Gegenwärtige. Hieraus kann man schließen, daß bey diesen Nationen kein anhaltendes Verhältniß mit den übrigen Theilen des Erdbodens statt habe.

Der Krieg ist bey ihnen nicht mehr kombiniert, als die Politik. Keine Regierung hat Truppen in ihrem Sold. Das Kriegshandwerk ist der Stand jedes freyen Mannes. Alle ergreifen die Waffen, um ihre Grenzen zu decken, oder um Beute zu suchen. Die Feldherren werden durch die Soldaten erwählt, und der Landesherr bestätigt die Wahl. Das Heer bricht auf, und die am Morgen angefangenen Feindseligkeiten sind meistens am Abend geendigt. Wenigstens ist der Einbruch nie von langer Dauer; denn da sie keine Magazine haben, so nöthigt sie der Mangel an Unterhalt, sich zurück zu ziehen. Es würde ein großes Unglück für diese Völker seyn, wenn man sie die Kunst lehrte, 14 Tage nach einander das Feld zu halten.

Die in diesen Ländern ziemlich oft vorfallenden Unruhen entstehen nicht aus der Begierde, sich zu vergrößern. Eine bey einer Ceremonie angethane Beleidigung, ein heimlicher oder gewaltsamer Diebstahl, ein Mädchenraub; das sind die gewöhnlichen Ursachen des Krieges. Den Tag nach einer Schlacht werden alsbald die Gefangenen von beyden Seiten ausgelößt. Man vertauscht sie gegen Waaren oder Sklaven. Niemals tritt man irgend einen Theil eines Gebietes ab; es gehört ganz der Gemeine, deren Haupt die Strecke anweist, die ein jeder bauen soll, um die Früchte davon zu erndten.

Diese Art, die Streitigkeiten zu endigen, ist nicht blos der kleinen Staaten ihre, deren Häupter zu klug sind, als daß sie suchen sollten, sich zu vergrößern, und

zu

zu alt, um nicht den Frieden zu lieben. Die großen Reiche sind genöthigt, sich mit schwächern Nachbarn, als sie sind, nach derselben zu bequemen. Der Despot hat niemals Miliz auf den Beinen; und ob er gleich mit dem Leben der Statthalter seiner Provinzen nach seinem Belieben schaltet, so schreibt er ihnen dennoch gar keine Verwaltungsregel vor. Diese sind kleine Souveräns, die, aus Furcht, in den Verdacht des Ehrgeitzes zu fallen, und mit dem Tode bestraft zu werden, mit den sie umgebenden Wahlvölkerschaften in gutem Verständniß leben. Die Eintracht zwischen den bedeutenden Mächten und den andern Staaten besteht zugleich durch die unermeßliche Gewalt, die der Fürst über seine Unterthanen hat, und durch die Unmöglichkeit, worinn er sich befindet, sich ihrer zu bedienen, wie er wohl wollte. Sein Wille ist nur ein Pfeil, der nur einmal, und nur einen Kopf auf einmal, treffen kann. Er kann wohl den Tod seines Statthalters befehlen, und die ganze Provinz wird ihn, auf seinen Befehl, erwürgen; allein wollte er den Tod aller Einwohner der Provinz befehlen, so würde Niemand diesen Befehl ausrichten wollen: und sein Wille würde nicht hinreichend seyn, um eine andre Provinz gegen diese zu bewaffnen. Er vermag Alles gegen einen jeden insbesondre; aber gegen alle zusammen vermag er Nichts.

Eine andre Ursach, warum die kleinen Staaten nicht durch die großen in Knechtschaft geworfen werden können, ist, daß diese Völker gar keinen Begriff mit dem Eroberungsruhm verbinden. Der einzige Mann, der davon gerührt zu seyn geschienen, war ein Sklavenmäkler, der von seiner Kindheit an mit den europäischen Schiffen zu thun gehabt, und in reifern Jahren eine Reise nach Portugall machte. Was er sah, was er reden hörte, entflammte seine Einbil-

dung, und lehrte ihn, daß man sich oft durch Veranlassung großen Unglücks einen großen Namen machte. Als er wieder in sein Vaterland zurück gekommen, fühlte er sich dadurch erniedrigt, daß er minder aufgeklärten Leuten, als er selbst war, gehorchen sollte. Seine Intriguen erhoben ihn zur Würde eines Haupts der **Akanis**, und er brachte es dahin, daß sie wider ihre Nachbarn das Gewehr ergriffen. Nichts konnte seiner Tapferkeit widerstehen, und seine Herrschaft verbreitete sich über mehr, als 100 Meilen, Küste, wovon **Anamabou** der Mittelpunkt war. Er starb; Niemand unterstand sich, ihm nachzufolgen: alle Springfedern seiner Gewalt ließen auf einmal nach, und jedes Ding kam wieder an seine Stelle.

Die christliche und die muhammedanische Religion scheinen den von den Europäern besuchten Theil von Westafrika auf beyden Enden inne zu haben. Die Muselmänner der Barbarey haben ihre Lehren den Völkern des grünen Vorgebürges gebracht, welche selbst sie weiter ausgebreitet haben. Nach dem Maas, wie sich diese Lehren von ihrer Quelle entfernt, haben sie sich so sehr verändert, daß jedes Königreich, jedes Dorf, jede Familie darinn von andern abgeht. Ohne die allgemein übliche Beschneidung sollte man kaum vermuthen, daß diese Völker sich zu einerley Gottesdienst bekennen. Er hat nur bey dem Kap Monte, dessen Einwohner keine Gemeinschaft mit ihren Nachbarn haben, gänzlich Halt gemacht.

Was die Araber auf der Nordseite der Linie für den Koran gethan, thaten die Portugiesen nachher auf der Südseite für das Evangelium. Sie errichteten gegen das Ende des XV. Jahrhunderts seine Herrschaft von Benguela bis an den Zaire. Ein Gottesdienst, welcher sichere und leichte Mittel zur Aussöhnung aller Verbrechen darbot, fand sich nach dem

Geschmack

Geschmack der Nationen, die eine minder tröstliche Religion hatten. Ward er nachmals in verschiednen Staaten verboten, so waren es die Gewaltthätigkeiten seiner Beförderer, die ihm diese Verdrieslichkeit zuzogen. In den Ländern, wo er sich behauptet hat, ist er ganz entstellt worden. Einige nichtsbedeutende Uebungen sind alles, was davon übrig ist.

Die im Mittelpunkt gelegnen Küsten haben Lokalaberglauben behalten, dessen Ursprung sehr alt seyn muß. Er besteht in der Verehrung jener unzähligen Menge Gottheiten oder Fetische, die sich ein jeder nach seiner Weise und zu seinem Gebrauch macht; in dem Glauben an Vorbedeutungen, an Proben mit Feuer und kochendem Wasser, an die Kraft des Grigri *). Es giebt gefährliche Arten von Aberglauben: nemlich das blinde Zutrauen zu den Priestern, die seine Diener und Fortpflanzer sind; sie haben die Nationalüberlieferungen in Verwahrung; sie geben sich mit Wahrsagen ab. Wegen des Umgangs, den sie, wie man glaubt, mit dem bösen Geist haben, werden sie als Herren der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Felder angesehen. Unter diesem Titel bringt man ihnen stets die ersten Früchte. Alle die übrigen Irrthümer führen den Menschen zu einem geselligen Zweck, und zielen darauf ab, ihn sanfter und ruhiger zu machen.

Die verschiednen in Afrika verbreiteten Religionen haben daselbst keine Aendrung in der Lebensart gewirkt; denn der Einfluß des Klima ist dort so stark, daß die Meynungen nur wenig Herrschaft über die Sitten behalten. Die Häuser werden daselbst allzeit

von

*) Grigri ist eine Art Palmbaum, der traubenweis kleine Nüsse trägt, aus deren Kern ein Oel gezogen wird.

von Palmzweigen, höchstens von Erde, gebaut, und mit Stroh, Rohr, oder Schilf gedeckt. Man hat keinen andern Hausrath, als Körbe, irdne Töpfe, Matten, die zu Betten dienen, und Kalebassen, woraus alles Geschirr verfertigt wird. Ein Gürtel, der das Kreuz bedeckt, dient statt aller Kleidung. Man nährt sich von Wildpret, Fischen, Früchten, Reis, oder schlecht gebacknem Maysbrod. Das Getränk ist Palmwein. Die Künste sind unbekannt. Alle Arbeiten laufen auf einige ländliche Beschäftigungen hinaus. Nur der hundertste Theil des Landes ist gebaut, und noch dazu schlecht, entweder durch arme Leute, oder durch Sklaven, die aus Faulheit, und ihres Standes wegen, einen Abscheu vor der Arbeit haben.

In den Sitten giebt es minder Gleichförmigkeit, als in den Bedürfnissen. Auf den Ufern des Niger sind die Weiber fast alle schön; falls nicht die Farbe, sondern die Richtigkeit des Ebenmaaßes, die Schönheit macht. Sie sind bescheiden, zärtlich, und getreu; in ihren Blicken herrscht ein unschuldiges Ansehen, und ihre Sprache hat etwas von ihrer Furchtsamkeit an sich. Die Namen **Zilia**, **Calipso**, **Fanni**, **Zame**, die Wollustnamen zu seyn scheinen, werden mit einer Stimmbeugung ausgesprochen, deren Weichlichkeit und Süßigkeit unsre Organen nicht ausdrücken können. Die Männer sind vortheilhaft gebaut; ihre Haut ist so schwarz, als Ebenholz; ihre Züge und Gesichtsbildung sind angenehm. Ihre Gewohnheit, die Pferde zu bändigen, und die wilden Thiere zu bekriegen, giebt ihnen einen edlen Anstand. Sie ertragen schwerlich eine Beleidigung; aber das Beyspiel der Thiere, die sie aufgezogen haben, flößt ihnen eine unbegränzte Erkenntlichkeit gegen einen Herrn ein, der ihnen gut begegnet. Man kennt keine aufmerksamere, mäßigere Bedienten, die bis zur Leidenschaft zu-

thätig

thätig sind; allein sie sind keine guten Feldarbeiter. Ihr Leib ist nicht gewöhnt, sich zu krümmen, und sich zur Erde zu beugen, um sie zu bearbeiten.

Gegen Osten artet die Hautfarbe der Afrikaner aus. Die Völker haben daselbst meistens einen starken, aber gedrungnen Körper; ein durch steife Muskeln ausgedrucktes Ansehn von Kraft; zerstreute Gesichtszüge ohne Ausdruck. Die Figuren, die sie sich auf der Stirn, auf den Backen eindrucken, vermehren noch diese natürliche Häßlichkeit. Ein undankbarer Boden, der sich sogar nicht will bearbeiten lassen, hat ihnen die Fischerey nothwendig gemacht, obgleich das Meer, welches, wegen einer längs der Küste liegenden Bank, fast nicht zu befahren ist, sie davon abzuhalten schien. Durch diese beyden Elemente auf gewisse Weise ermüdet, haben sie bey benachbarten, von der Natur mehr begünstigten, Nationen Hülfe gesucht; sie haben denselben Salz verkauft, und dadurch ihren Unterhalt von ihnen gezogen. Ihr Handelsgeist hat sich, seit der Europäer Ankunft, ausgebreitet, weil sich bey allen Menschen die Begriffe im Verhältniß der Sachen entwickeln, und mehr Kombinationen zu machen sind, um einen Sklaven gegen verschiedne Arten Waaren zu vertauschen, als ein Maas Salz zu verkaufen. Uebrigens sind sie zu allen Arbeiten geschickt, wozu blos Kräfte erfordert werden, und ungeschickt zum Dienst im innern Hauswesen. Dieser Stand ist den Gewohnheiten ihrer Erziehung zuwider, vermöge deren sie für eine jede ihrer Arbeiten insbesondre bezahlt werden. Das Gegenseitige einer täglichen Arbeit und Bezahlung ist vielleicht bey allen Menschen eins von den besten Nahrungsmitteln der Industrie. Die Weiber dieser handelnden Negern nehmen, die Fischerey ausgenommen, an allen ihren Arbeiten Theil. Sie haben

weder

weder die Lieblichkeit, noch die Zurückhaltung, noch die Bescheidenheit, noch die Schönheit der Weiber am Niger; und sie scheinen weniger Empfindung zu haben. Wenn man beyde Nationen vergleicht, möchte man fast glauben, die eine sey der Pöbel einer gesitteten Stadt, und die andre habe eine vorzügliche Erziehung bekommen. Man nimmt in ihrer Sprache den Ausdruck ihres Karakters wahr. Die Töne der einen sind ausnehmend sanft; der andern ihre sind hart und trocken, wie ihr Erdreich. Die Lebhaftigkeit ist dort, bey dem Vergnügen selbst, dem Zorne ähnlich.

Jenseits des Voltestroms, in Benin, und den andern, unter dem allgemeinen Namen der Goldküste bekannten, Ländern, haben die Völker eine glatte und dunkelschwarze Haut, schöne Zähne, eine mittlere, aber hübsche Leibesgestalt, und einen furchtsamen Anstand. Ihre zwar ziemlich angenehme Gesichtsbildung würde es weit mehr seyn, wenn die Weiber nicht die Gewohnheit hätten, sich das Gesicht zu zersetzen, und die Männer, ihre Stirn zu brennen. Eine ihnen besonders eigne Seelenwandrung ist die Grundlage ihres Glaubens: sie denken, sie mögen an einen Ort, welcher es sey, gehen, oder gebracht werden, so müssen sie nach ihrem Tode, sie mögen sich ihn anthun, oder erwarten, wieder nach Hause kommen. Diese Ueberzeugung macht ihre Glückseligkeit aus, weil sie ihr Vaterland als den reitzendsten Aufenthalt in der Welt ansehen. Ein so süßer Irrthum macht sie menschlich. Den Fremden, die sich in diesem Klima niederlassen, wird mit einer bis zur Ehrfurcht getriebnen Achtung begegnet, weil man vest glaubt, daß sie dahin kommen, um die Belohnung ihres guten Verhaltens zu empfangen. Dies Volk hat eine Anlage zur Munterkeit, die man an den benachbarten Nationen nicht bemerkt; Geschmack

an

an der Arbeit, einen leichten Begriff, ein sichres Urtheil, eine selten durch Umstände gestörte Billigkeit, und eine große Leichtigkeit, sich nach fremden Manieren zu bilden. Desto vester hält es über seine Handelsgewohnheiten, selbst alsdenn, wenn sie ihm nicht günstig sind. Die Art und Weise, mit ihm zu handeln, war lange Zeit, was sie anfangs gewesen. Das erste Schiff, welches ankam, vollendete seinen Sklavenhandel, bevor ein anders den seinigen anfangen durfte. Jedes hatte seine Reihe. Der dem einen gesezte Preis war der Preis für alle. Erst seit kurzem hat diese Nation sich entschlossen, die Vortheile zu nutzen, die es von der Mitwerbung der seine Rheden besuchenden europäischen Nationen ziehen konnte.

Die zwischen der Linie und dem Zaire wohnenden Völker haben alle eine große Aehnlichkeit. Sie sind wohl gemacht. Ihre Leibesbeschaffenheit ist nicht so stark, als deren ihre, die auf der Nordseite der Linie wohnen; und ob sie gleich einige Zeichen auf ihrem Gesichte haben, so sieht man doch niemals die beym ersten Anblick anstößigen Narben darin. Ihre Nahrung ist simpel, und ihr Leben mäßig. Sie lieben die Ruhe, arbeiten niemals über ihre Kräfte. Ihre Feste sind mit militarischen Spielen begleitet, die an unsre alten Turniere erinnern; nur mit dem Unterscheid, daß sie in Europa die Uebungen kriegrischer Nationen waren, in Afrika aber die Ergötzung eines furchtsamen Volks sind. Die Weiber nehmen an diesen öffentlichen Vergnügungen keinen Theil. Sie versammeln sich in etlichen Häusern, und bringen geheimnisvoll den Tag zu, ohne daß irgend ein Mann in ihre Gesellschaft kommen darf. Die Rangeifersucht ist die stärkste Leidenschaft dieser von Natur friedsamen Völker. Alles ist Etiquette, sowohl am Hofe der Fürsten, als in den Privatständen. Bey

der

der geringsten Begebenheit fliegt man zu seinen Freunden, entweder um ihnen Glück zu wünschen, oder sich mit ihnen zu betrüben. Eine Heyrath ist der Gegenstand von dreymonatlichen Besuchen. Das Leichbegängniß eines Mannes von Ansehen dauert zuweilen zwey Jahre. Die Leute, die durch irgend ein Band mit ihm verbunden gewesen, schleppen seine traurigen Ueberbleibsel in verschiednen Provinzen umher. Die Gesellschaft wird unterwegs größer, und Niemand entfernt sich, bis der Leichnam mit Bezeichnung des lebhaftesten Schmerzes ins Grab gelegt worden. Ein so entschiedner Geschmack an Ceremonien war dem Aberglauben günstig, und der Aberglaube begünstigte die Unthätigkeit. Die Erde, die in diesen Gegenden fruchtbar genug ist, um keiner großen Bearbeitung zu bedürfen, wird nur durch Weiber gebaut, die durch die Sklaverey oder Dürftigkeit zu diesem Feldbau verdammt sind. Die männlichen Sklaven, oder die freyen, aber armen Mannspersonen, beschäftigen sich mit der Jagd und Fischerey, oder werden zum Gefolge der Vornehmen gebraucht. Es giebt überhaupt bey dieser Nation weniger Gleichheit zwischen beyden Geschlechtern, als man bey ihren Nachbarn findet. Die Geburt und der Rang geben dort einigen Weibern das Recht, sich einen Mann zu wählen, den sie in der äußersten Unterwürfigkeit halten. Sie haben sogar das Recht, ihn, wenn sie unzufrieden über ihn sind, zum Sklaven zu machen; und man muß sich vorstellen, daß sie dies Privilegium gern gebrauchen, ob es gleich für beyde Geschlechter erniedrigend ist. Denn was ist ein Mann, woraus eine Frau ihren Sklaven machen kann? Er ist weder gut für sie, noch für sich.

Vom Zaire bis an den **Coanzastrom** findet man wohl die alten Sitten wieder, allein man bemerkt in

denselben

denselben eine verwirrte Mischung von europäischen Gebräuchen, die man anderswo nicht sieht. Es ist natürlich, zu denken, daß die Portugiesen, die in diesem Lande große Pflanzörter besitzen, und das Christenthum dort haben einführen wollen, sich mehr mitgetheilt, als die andern Nationen, die bloße Handelshäuser auf der Nordseite der Linie haben, und nur mit ihrem Handel beschäftigt gewesen.

Man bedarf den Leser nicht zu erinnern, daß alles, was wir von den guineischen Völkern gesagt, nur von derjenigen Klasse von Menschen streng zu verstehen sey, die in allen Ländern den Karakter einer Nation entscheidet. Die niedern Stände, die Sklaven, entfernen sich von dieser Aehnlichkeit, nach dem Maas, wie sie durch ihre Beschäftigungen oder durch ihren Stand erniedrigt oder herabgesezt werden. Indessen haben die scharfsinnigsten Beobachter zu sehen geglaubt, daß der Unterschied der Stände bey diesem Volk nicht so deutliche Verschiedenheiten herfürbringe, als wir in den zwischen der Elbe und Tiber gelegnen Staaten finden, die ungefähr eine eben so große Küstenstrecke ausmachen, als der Niger und Coanza. Je mehr sich die Menschen von der Natur entfernen, desto weniger müssen sie sich ähnlich sehen. Die vielfältigen bürgerlichen und politischen Einrichtungen werfen nothwendig in den moralischen Karakter und in die physischen Gewohnheiten gewisse Schattirungen, die in minder verwickelten Gesellschaften unbekannt sind. Uebrigens läßt die Natur, die unter dem heißen Erdgürtel herrischer ist, als unter den gemäßigten Erdgürteln, den moralischen Einflüssen weniger Spiel: die Menschen sind sich daselbst ähnlicher, weil sie Alles von ihr, und von der Kunst fast Nichts haben. In Europa macht ein ausgebreiteter und vielfacher Handel den Genuß, die Glücks-

güter, und die Stände verschieden und vielfältig, und macht den durch das Klima, die Gesetze, und die Vorurtheile bey thätigen und arbeitsamen Völkern eingeführten Unterschied noch größer.

Der alte guineische Handel.

In Guinea hat der Handel niemals eine große Revolution in den Sitten machen können. Er bestand vormals blos in einigem Umsatz von **Salz** und **gedörrten Fischen**, welche die von der Küste entfernten Nationen verbrauchten. Sie gaben dafür Stücke Stoff, der von einem Faden gemacht war, welcher nichts anders, als eine dicht unter der Rinde eines diesen Klimaten eignen Baumes liegende holzige Substanz, ist. An der Luft wird sie hart, und zu aller Art von Weberey geschickt. Man macht Mützen, Arten von Scherfen, Gürtelschürze daraus, die nach der bey jeder Nation angenommenen Mode von verschiedner Gestalt sind. Die natürliche Farbe des Fadens ist hellgrau. Der Thau, der unsre Leinwand weiß macht, giebt ihm eine Zitronfarbe, die von reichen Leuten vorgezogen wird. Die schwarze Farbe, die das Volk gebraucht, kommt von der blos mit Wasser begossenen Rinde dieses Fadens selbst. Weil man es so leicht gefunden, ihm alle Farben zu geben, so hat man verschiedne Figuren von Menschen, Vögeln, und vierfüßigen Thieren draus gemacht. Die so gearbeiteten Stoffe werden zum Bezug der Gemächer, Stühle, und zu anderm Geräthe, gebraucht.

Die ersten Europäer, die die westlichen Küsten von Afrika besuchten, gaben dem **Wachs**, dem **Helfenbein**, dem **Gummi**, einen Werth, welchen sie bis dahin nicht hatten. Sie gaben dem Gold, wovon sie jährlich höchstens 3000 Mark zogen, einen Preis. Ihr unruhiger Geitz, der niemals mit dieser Ausfuhr zufrieden gewesen, hat sie zu verschiednen malen auf unzählige Mittel gebracht, dieselbe zu vermehren.

mehren. Sie glauben nahe dran zu seyn, es durchzusetzen, und zwar auf folgende Art.

Im Innern von Afrika, unter dem 12 und 13 Grad Norderbreite, liegt, sagt ein neuer Reisender, ein ziemlich weites Land, das unter dem Namen **Bambouc** bekannt ist. Es steht nicht unter einem besondern König; sondern es wird durch Dorfherren regiert, die **Farim** heißen. Diese erblichen und von einander unabhängigen Häupter sind alle verpflichtet, mit zu den Staatsausgaben beyzutragen, wenn derselbe ganz, oder nur an einem seiner Glieder angegriffen wird.

Das Gebiet dieser aristokratischen Republik ist trocken und dürr. Es wächst weder Mays, noch Reis, noch Gemüse darinn. Die unerträgliche Hitze, die man dort empfindet, kommt zum Theil daher, daß es mit hohen Bergen umgeben ist, die die Winde verhindern, die Luft abzukühlen. Das Klima ist eben so wenig gesund, als angenehm. Dünste, die aus dem Eingeweide eines Bodens voll Mineralien beständig aufsteigen, machen den Auffenthalt daselbst, besonders für Fremde, gefährlich.

Was einem so schlechten Lande einige Aufmerksamkeit zugezogen, ist sein Gold; das Gold, welches in den Augen des habsüchtigen Menschen alle Uebel der Natur loszukaufen scheint, ob es gleich dieselben alle vermehrt. Es ist in diesem Lande so gemein, daß man es fast überall ohne Unterscheid findet. Zuweilen darf man nur, um welches zu bekommen, ein wenig in der Oberfläche einer leichten, und mit Sand gemischten Thonerde kratzen. Ist die Mine sehr reich, so wird sie einige Fuß tief, und niemals weiter, gegraben; sollte man sie auch, so, wie man tiefer grub, ergiebiger gefunden haben. Die Bergleute sind zu faul, um eine Arbeit zu verfolgen, die immer

beschwerlicher wird, und zu unwissend, um den Unbequemlichkeiten, die sie gewiß nach sich ziehen würde, abzuhelfen. Ihre Nachläßigkeit und ihre Thorheit gehen so weit, daß sie, wenn sie das Gold waschen, um es von der Erde zu säubern, nur die größten Stücke davon behalten: die kleinsten gehen mit dem Wasser fort, welches über eine abhängige Fläche abläuft.

Die Einwohner von Bambouc bearbeiten die Bergwerke nicht zu allen Zeiten, noch, wenn es ihnen gefällt. Sie sind verbunden, zu warten, bis die Farims, durch persönliche oder öffentliche Bedürfnisse bewogen, Erlaubniß dazu ertheilen. Ist dieselbe angekündigt, so begeben sich alle, denen es zusteht, sich ihrer zu bedienen, an den angewiesnen Ort. Wenn die Arbeit geschehen, macht man die Theilung. Die Hälfte des Goldes bekommt der Herr, und das Uebrige wird zu gleichen Theilen unter die Arbeiter ausgetheilt. Wer zu einer andern Zeit, als wenn allgemein gegraben wird, Gold haben will, sucht es in dem Bette der Flüsse, wo es gemein ist.

Die Franzosen und Engländer haben nach einander habsüchtige Blicke auf diese wirklichen oder eingebildeten Reichthümer geworfen. Jene hofften durch den Niger dahin zu gelangen, und diese durch den Saslum. Weit entfernt, daß man sich derselben sollte bemeistert haben, hat man ihr Daseyn noch nicht einmal ausgemacht. Durch die Fruchtlosigkeit der Bemühungen ward die Thätigkeit feuriger Köpfe verdoppelt: die vernünftigen Kaufleute haben die Parthei ergriffen, bey einem weit wichtigern Handel, nemlich dem Sklavenhandel, zu bleiben.

Der neue guineische Handel,

Das Eigenthum, welches in Guinea einige Menschen über andre erworben, ist von sehr altem Ursprung. Es ist daselbst allgemein eingeführt, wenn man

man einige kleine Kantons ausnimmt, wo sich die Freyheit hingezogen und verborgen hat. Indessen hat kein Eigner das Recht, einen im Stande der Dienstbarkeit gebornen Menschen zu verkaufen. Er kann nur über die, entweder im Kriege, wo jeder Gefangene, der nicht ausgewechselt wird, Sklave ist, oder über die, als zur Strafe für ein erlittnes Unrecht, erworbnen Sklaven, oder endlich, wenn er sie als einen Beweis der Erkenntlichkeit bekommen, Verfügung treffen. Dies Gesetz, welches zum Besten des gebohrnen Sklaven gemacht zu seyn scheint, damit er in seiner Familie und in seinem Lande bleiben könne, ist nicht zureichend, seitdem die Europäer auf den Küsten von Afrika den Luxus eingeführt. Man weicht ihm alle Tage durch abgeredete Streitigkeiten aus, die zwey Eigner mit einander anfangen, um wechselsweis einer gegen den andern zu einer Strafe verurtheilt zu werden, die man in gebornen Sklaven bezahlt, worüber man durch eben dasselbe Gesetz freye Verfügung zu treffen berechtigt wird.

oder der Sklavenhandel.

Das Verderben ist, wider seinen gewöhnlichen Lauf, von den Privatpersonen zu den Souveräns fortgegangen. Sie haben häufiger Krieg geführt, um Sklaven zu bekommen; wie man sie in Europa anfängt, um Soldaten zu bekommen. Sie haben den Gebrauch eingeführt, mit der Sklaverey nicht nur diejenigen zu bestrafen, die das Leben oder das Eigenthum der Bürger angegriffen; sondern auch, die sich außer Stand befanden, ihre Schulden zu bezahlen, oder die eheliche Treue verlezt hatten. Mit der Zeit ist diese, anfangs den größten Verbrechen vorbehaltne, Strafe auf die geringsten Fehler gesezt worden. Man hat nicht aufgehört, die Verbote, selbst gleichgültiger Sachen, zu häufen, um mit den Uebertretungen zugleich die Einkünfte der Strafen zu vermehren. Die Ungerechtigkeit hat keine Schranken noch Vor-

mauern mehr gehabt. In einer großen Entfernung von den Küsten finden sich Herren, die um die Dörfer herum alles, was man daselbst antrift, entführen lassen. Man wirft die Kinder in Säcke; den Männern und Weibern legt man einen Knebel an, um ihr Geschrey zu ersticken. Werden die Räuber durch eine überlegne Gewalt angehalten, so bringt man sie zum Landsherrn, der den gegebnen Auftrag stets läugnet, und, unter dem Vorwand, Gerechtigkeit auszuüben, seine Agenten alsbald an die Schiffe verkauft, mit welchen er gehandelt hat.

Dieser gehäßigen Kunstgriffe ungeachtet haben sich die Völker der Küste auser Stande befunden, so viel zu liefern, als die Kaufleute von ihnen verlangten. Es ist ihnen begegnet, was eine jede Nation erfahren muß, die nur mit ihrer klingenden Münze handeln kann. Die Sklaven sind für den Handel der Europäer in Afrika, was das Gold in unserm Handel mit der neuen Welt ist. Die Negerköpfe stellen die klingende Münze der guineischen Staaten vor. Diese Münze wird ihnen jeden Tag abgehohlt; und man läßt ihnen nur Sachen, die verbraucht werden. Ihr Kapital verschwindet allmählig, weil es nicht im Verhältniß der Hurtigkeit des Verbrauchs wieder neu hervorkommen kann. Daher würde auch der Schwarzenhandel schon gefallen seyn, falls die Einwohner der Küsten nicht ihren Luxus den weiter im Lande wohnenden Völkern mitgetheilt hätten, von welchen sie heute die meisten Sklaven ziehen, die sie uns liefern. Auf diese Weise hat der Handel der Europäer die handelbaren Reichthümer dieser Nation von einem Ort zum andern fast erschöpft.

Durch diese Erschöpfung ist der Preis der Sklaven seit 20 Jahren fast vierfach gestiegen; und zwar auf folgende Art. Man bezahlt sie größtentheils mit ostin-

dischen

dischen Waaren, deren Werth in Europa verdoppelt ist. Man muß in Afrika das Gedoppelte von diesen Waaren geben. Solchergestalt sind die amerikanischen Kolonien, wo der letzte Kauf der Schwarzen geschlossen wird, genöthigt, diese verschiedenen Erhöhungen zu tragen, und folglich viermal so viel zu bezahlen, als sie vormals bezahlten.

Indessen empfängt der entfernte Eigner, der seinen Sklaven verkauft, weniger Waaren, als vor 50 Jahren derjenige bekam, der den seinigen in der Nachbarschaft der Küste verkaufte. Der Profit der Zwischenhände; die Reisekosten; die Abgaben, zuweilen von 3 pro Cent, die man den Souveräns bezahlen muß, durch deren Land man geht; verschlingen die Differenz der Summen, die der erste Eigner bekömmt, und die der europäische Kaufmann bezahlt. Diese Kosten steigen, wegen der Entfernung der Oerter, wo noch Sklaven zu verkaufen sind, alle Tage höher. Je weiter sich dieser erste Markt entfernen wird, desto größer werden die Schwierigkeiten der Reise seyn. Sie werden so groß werden, daß von dem, was der europäische Kaufmann wird geben können, dem ersten Verkäufer so wenig zu bieten übrig bleiben wird, daß er seinen Sklaven lieber wird behalten wollen. Alsdann wird der Handel aufhören. Will man ihn schlechterdings behaupten, so werden unsre Kaufleute ausnehmend theuer kaufen, und an die Kolonien verhältnißmäßig verkaufen müssen: diese werden dann ihrer Seits ihre Produkte nicht anders, als für einen ungeheuren Preis, liefern können, und keine Verbraucher mehr finden. Allein, sie werden bis auf diesen Zeitpunkt, der vielleicht näher ist, als die Kolonisten denken, ruhig von dem Blut und Schweiß der Negern leben. Sie werden Seefahrer finden, die welche holen, und diese Tirannen, die welche verkaufen werden.

Die Menschenhändler thun sich in Gesellschaft zusammen, machen Arten von Karwanen, und führen in einer Strecke von 2 oder 300 Meilen viele Reihen von 30 oder 40 Sklaven, die alle mit dem zum Unterhalt in den dürren Wüsten, die man durchreist, nöthigen Wasser und Korn beladen sind. Die Art, sich ihrer zu versichern, ohne ihnen das Gehen zu beschwerlich zu machen, ist sinnreich ausgedacht. Man steckt den Hals eines jeden Sklaven in eine hölzerne Gabel von 8 bis 9 Schuh lang. Die Gabel wird mit einem umgeschlagenen eisernen Nagel hinterwärts zugemacht, so, daß der Kopf nicht durchkann. Der Stiel der Gabel, die von sehr schwerem Holz ist, hängt vorn herunter, und behindert den, der daran bevestigt ist, dermaaßen, daß er, ob ihm gleich Arme und Beine frey sind, weder gehen, noch die Gabel aufheben kann. Wenn man sich in Marsch setzen will, werden die Sklaven auf eine Linie gestellt; man stützt und bevestigt das Ende jeder Gabel auf des Vormanns Schulter, und so von einem zum andern, bis an den ersten, dessen Gabelstiel von einem der Führer getragen wird. Man legt Andern keine Kette an, ohne daß man selbst die Last davon fühle. Um aber ruhig schlafen zu können, bevestigen diese Kaufleute die Arme eines jeden Sklaven auf dem Stiel der Gabel, die er trägt. In diesem Zustande kann er weder fliehen, noch das Geringste für seine Freyheit unternehmen. Diese Vorsicht hat unvermeidlich geschienen, weil der Sklave frey wird, wenn er seine Fesseln zerreissen kann. Die öffentliche Treu und Glaube, die dem Eigner den Besitz seines Sklaven sichert, und ihm denselben zu allen Zeiten wieder in die Hände liefert, hat nicht zwischen dem Sklaven und seinem Käufer Statt, der die allerverachtetste Handthierung treibt.

Die Sklaven langen stets in großer Anzahl an, besonders, wenn sie aus entfernten Gegenden kommen. Diese Einrichtung ist nothwendig, um die zu ihrer Führung erforderlichen Kosten zu verringern. Die Zwischenzeit von einer Reise zur andern, die schon aus diesem Spargrunde lang ist, kann durch besondre Umstände noch verlängert werden. Der gewöhnlichste kommt vom Regen her, wovon die Flüsse austreten, und der Handel ermattet. Die günstige Jahrszeit, im Innern von Afrika zu reisen, ist vom Februar bis zum September; und vom September bis März, da die Sklavenhändler zurück kommen, wird das meiste von dieser Waare auf der Küste feil geboten.

Wo und wie der Sklavenhandel getrieben wird?

Der Sklavenhandel der Europäer wird auf der Süd- und Nordseite der Linie getrieben. Die erste unter dem Namen Angola bekannte Küste hat nur 3 Häfen, die allen Nationen ohne Unterscheid offen sind, **Cabinde, Loango, Malymbe,** und 2, wovon die Portugiesen allein Herren sind, **St. Paul de Loando** und **St. Philipp de Benguela.** Diese Höhen liefern ungefähr ein Drittheil der Schwarzen, die nach Amerika gebracht werden. Dies sind weder die verständigsten, noch die arbeitsamsten, noch die stärksten. Die zweyte, die mit dem allgemeinen Namen Goldküste bezeichnet wird, ist reicher an Rheden; allein sie sind dem Handel nicht alle gleich günstig. Der Zwang, den die europäischen Forts an verschiedenen Orten gemacht haben, hält die Sklavenhändler ab, dahin zu kommen. Man sieht sie in weit größerer Anzahl zu Anamabou und Kalbary, wo die Geschäfte mit völliger Freyheit getrieben werden.

Im Jahr 1768 sind aus Afrika 104100 Sklaven gegangen. Die Engländer haben davon für ihre Inseln 53100 genommen; ihre Kolonisten vom nordlichen vesten Lande 6300; die Franzosen 23500; die

Holländer 11300; die Portugiesen 8700; die Dänen 1200. Diese Unglücklichen sind nicht alle an den Ort ihrer Bestimmung gelangt. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Sachen muß der achte davon auf der Fahrt gestorben seyn. Jede Nation hat die Anbauer, die sie gekauft hatte, in ihren Kolonien gebraucht. Nur Großbritannien hat 4000 davon an die Spanier überlassen, und ungefähr 3000 heimlich in die französischen Pflanzörter eingeführt.

Es würde ein Irrthum, und ein großer Irrthum seyn, zu denken, daß Amerika regelmäßig eine gleiche Anzahl Schwarze bekomme. Ausser, daß der Krieg der Reisen nach Guinea viel weniger macht, haben die Kombinationen des letztern Friedens neuen Anbau veranlaßt, welcher ausserordentliche Hülfen erfordert. Man muß die Menge Menschen, die die afrikanischen Küsten jedes Jahr abgeben, auf 60000 setzen. Wenn man annimmt, daß ein jeder zur Stelle 300 Livres koste, so bekommen diese barbarischen Länder für ein so abscheuliches Opfer 18 Millionen.

Der französische Kaufmann wird schreyen, wir zweifeln daran nicht, nach dem Preise, wozu man hier die Sklaven anschlägt. Jedermann weiß, daß er sie viel theurer kauft; allein es ist auch bekannt, daß die Engländer und Holländer sie wohlfeiler haben, weil sie nicht durch die Schwäche ihres asiatischen Handels, und durch die Unvollkommenheit einiger zum afrikanischen Sklavenhandel tauglicher Manufakturen genöthigt werden, wie er, eine Kommißion, eine Fracht, Versicherungen zu bezahlen, um aus fremden Häfen einige unentbehrliche Waaren zu ziehen. Die Portugiesen haben noch Vortheile vor diesen Nationen voraus. Sie machen ihre Reisen von Brasilien aus; ihren Umsatz machen sie vornehmlich mit

Tabak

Tabak und Brandtwein von ihrem eignen Boden; und treiben einen ausschliessenden Handel auf Küsten, die 200 Meilen lang, und 30 bis 40 tief sind.

Die Portugiesen ausgenommen, bezahlen alle Völker die Sklaven mit einerley Waaren. Es sind **Säbel, Flinten, Schiespulver, Eisen, Brandtwein, Klempnerwaare, Wollstoffe**, besonders ostindische **Kattune**, oder solche, die Europa verfertigt, und nach ihrem Muster mahlt. Die Völker auf der Nordseite der Linie haben eine kleine weiße Muschel zur Münze angenommen, die wir ihnen von den Maldiven bringen. Auf der Südseite der Linie fehlt dem europäischen Handel diese Tauschsache. Man verfertigt daselbst zum Zeichen des Werths ein klein Stück Strohzeug, von 18 Zoll in der Länge, und 12 in der Breite. Dies wirkliche Zeichen ist nur der vierzigste Theil eines Idealwerths, den man **Piece** nennt.

Dies Wort ist, seitdem wir Afrika besuchen, das Zahlwort aller Sachen vom größten Werth geworden. Der Preis einer jeden Waare, die wir dahin bringen, wird unveränderlich unter der Benennung von 1, 2, 3, oder einer größern Anzahl Piecen vestgesetzt. Jede Piece kostet, ersten Einkaufs, an eine Pistole, und man giebt seit einiger Zeit 35 bis 36 Piecen für einen Schwarzen, die Abgaben mit eingerechnet. Die stärkste dieser Abgaben ist die Belohnung, die man einem von der Regierung bestellten Mäkler geben muß. Diesen Mäkler, der allzeit zwischen dem Verkäufer und Käufer steckt, muß man auf seine Seite zu bringen suchen, weil er, nach dem Maas, wie die Mitwerbung der Europäer zugenommen, und man den Sklavenmangel gefühlt, eine grössere Person geworden. Eine andre Abgabe, die zwar unter dem Namen eines Geschenks gefodert wird,

aber ebenfalls ein gezwungner Tribut ist, besteht in dem, was man dem Souverän und seinen vornehmsten Bedienten für die Handelsfreyheit bezahlen muß. Die Summe wird nach dem Gehalt des Schiffes gerechnet, und kann zu 3 Procent angeschlagen werden.

Ob zum Sklavenhandel Forts nöthig sind?

Die europäischen Nationen haben geglaubt, es gereiche zum Nutzen ihrer Handlung, auf der Küste von Afrika Pflanzörter anzulegen. Die Portugiesen, die zuerst diese weiten Gegenden durchstrichen, hinterließen überall viel mehr Spuhren ihres Ehrgeitzes, als ihrer Klugheit. Die schwachen und unzähligen Kolonien, die sie dahin geworfen, vergaßen bald ein Vaterland, welches selbst sie vergessen hatte. Mit der Zeit blieb von so vielen Erobrungen Nichts, als der weite Raum, übrig, der sich vom Zaire bis an das Kap Negro erstreckt, woher Brasilien noch seine Sklaven zieht. Man hat noch einige Inseln von geringer Bedeutung behalten. Die vom grünen Vorgebirge westwärts liegen, bringen Salz, ziehen Vieh, und dienen den nach Ostindien gehenden Schiffen zum Ruheplatz. Die **Prinzeninsel** und **St. Thomas**, die vor der Gabonsbay liegen, liefern den von der Goldküste nach Amerika gehenden Seefahrern Erfrischungen. Sie werden sämmtlich in der handelnden Welt für Nichts gerechnet.

Obgleich Portugall selbst, in den ersten Jahren, nur einen mittelmäßigen Nutzen von den afrikanischen Küsten zog, war es dennoch über die Herrschaft, die es, seiner Entdeckung zufolge, dort ausübte, so eifersüchtig, daß es glaubte, keine Nation habe ein Recht, sich denselben zu nähern. Die Engländer, die zuerst gegen das Jahr 1553 an der Rechtmäßigkeit dieser Ansprüche zu zweifeln wagten, erfuhren die Beleidigung, daß ihre Schiffe angehalten wurden. Man mußte zu einem Nationalkrieg greifen, und sich durch

die

die Ueberlegenheit der Waffen von dieser Tiranney losmachen. In der Folge legten Englands ausschließende Gesellschaften, die diesen Handel unternahmen, unzählige Handelshäuser nach einander an, worunter das zu **Kap Corso**, auf der Goldküste, und **James**, auf einer Insel am Ausfluß des Gambiastroms, ziemlich beständig die vornehmsten und nützlichsten waren. Ob man gleich ihrer viele verlassen hatte, waren doch noch 16 übrig, als das Parlament, durch das öffentliche Geschrey erweckt, 1752. den Schluß faßte, diesem Alleinhandel ein Ende zu machen. Die Nation erstand von den Interessenten alle die bevestigten Magazine, worinn nur 120 Mann waren, für die Summe von 1523'98 Livres, 13 Sols. Ihr Unterhalt kostet jährlich ungefähr 292500 Livres.

England trieb den ganzen afrikanischen Handel allein, oder fast allein, als die Holländer 1637. unternahmen, sich einen Antheil daran zu verschaffen. Ihr Krieg mit Spanien berechtigte sie, die portugiesischen Pflanzörter in Guinea anzugreifen; und sie bemächtigten sich der meisten in sehr kurzer Zeit. Der Traktat von 1641. versicherte der Republik das Eigenthum derselben. Da dieselbe nun auf alle Rechte des ersten Besitzers Anspruch machte, wollte sie ihren Nebenbuhler von diesen Höhen ausschließen, und fiel ihm daselbst unaufhörlich zur Last, bis auf den Frieden von Breda. Unter allen diesen Erobrungen war die von dem **Fort de la Mina** auf der Goldküste die wichtigste. Dasselbe war 1452. durch die Portugiesen erbaut, die sein Gebiet durch den Anbau von Zucker, Mays, verschiednen fürtreflichen Früchten, und mit einer Menge nützlicher Thiere, die sie dahin gebracht, bereichert hatten. Sie zogen von dort viel Gold, und einige Sklaven. Die Holländer ließen diesen Pflanzort nicht verfallen, sondern machten ihn zum

Mittelpunkt von allen Handelshäusern, die sie an sich gebracht, und von allen Geschäften, die sie in Afrika trieben.

Der Flor dieser Macht in diesem Welttheile war aufs höchste gekommen, als sie daselbst durch Ludwig XIV. angegriffen ward. Dieser Prinz, der nach allen Arten von Ruhm strebte, ergriff den Umstand des Krieges von 1672. um bis an die afrikanischen Küsten die Donner erschallen zu lassen, die das Schrecken seiner Flagge auf allen Meeren verbreiteten. Er nahm den Holländern die Forts **Arguin** und **Portendic**, die damals der allgemeine Gummimarkt waren. In der Folge legten seine Unterthanen verschiedne Posten auf der Küste an, die man, entweder, weil sie schlecht gewählt waren, oder, weil es an Kraft zu ihrer Unterstützung fehlte, verlassen mußte. Seitdem Frankreich, durch eine Kette von Fehlern und Unglücksfällen, genöthigt worden, bey den lezten Traktaten Senegal den Engländern aufzuopfern, hat es nichts mehr übrig, als das Handelshaus von **Juida**, und die Insel **Goree**, wo kein Handel ist, und niemals kommen wird. Es machte vor einigen Jahren den Anfang zu einem nützlichen Pflanzort zu Anamabou; allein die Arbeiter wurden mitten im Frieden durch großbritannische Schiffe mit Kanonenschüssen vertrieben. Ein geschickter Staatsunterhändler, der sich in London befand, als die Nachricht von dieser Gewaltthätigkeit einlief, bezeigte sein Erstaunen über eine so wenig gemeßne Aufführung; worauf ihm ein bey dieser aufgeklärten Nation sehr angeschriebner Minister antwortete: **Mein Herr, wollten wir gegen die Franzosen gerecht seyn, so wäre es in 30 Jahren mit uns aus.**

Die Dänen, die sich kurz nach der Mitte des lezten Jahrhunderts in Afrika niederließen, und daselbst von dem

dem Könige von Aquambo die auf der Goldküste nicht weit von einander liegenden beyden Forts **Friedrichsburg** und **Christiansburg** kauften, erfuhren niemals eine ähnliche Begegnung. Die Ruhe, deren man sie genießen ließ, hatten sie ihrem mittelmäßigen Handel zu danken. Derselbe war so schwach, daß man alle 2 oder 3 Jahre nur ein Schiff abgehen ließ. Diese Schifffahrt hat sich seit einiger Zeit ausgebreitet; allein sie ist noch nicht sehr beträchtlich.

Nimmt man die Portugiesen aus, so haben alle europäische Nationen ihren afrikanischen Handel ausschließenden Privilegien unterworfen. Die Kompagnien, die im Besitz dieses Alleinhandels waren, dessen Fehler alle Regierungen endlich gemerkt, und geendigt haben, bevestigten ihre Handelshäuser, sowohl, um die Fremden davon abzuhalten, als, die Landeseingebornen zu nöthigen, nur an sie zu verkaufen. Als die Kantons, worinn sich die Forts befanden, nichts mehr zu liefern gehabt, ist der Handel ermattet, weil die Völker aus dem Innern des Landes ihre Sklaven lieber haben nach Freyhäfen führen wollen, wo sie in Ansehung der Käufer die Wahl hatten. Solchergestalt sind die Handelshäuser, die, als die Küste wohl bevölkert war, so vortheilhaft gewesen, nicht mehr so viel werth, seitdem die Faktore dieser Handelshäuser, zum Behuf ihres Einkaufs große Reisen zu machen, genöthigt sind. Der Nutzen dieser Pflanzörter hat sich mit der Erschöpfung der Gegenstände ihrer Handlung verloren.

Zum Sklavenhandel schicken sich kleine Schiffe besser, als die großen.

Aus der Schwierigkeit, Sklaven zu bekommen, fließt natürlicher weise die Methode, sie mit kleinen Fahrzeugen zu holen. Zu der Zeit, als ein kleines an der Küste gelegnes Stück Land in 14 Tagen oder 3 Wochen eine Ladung lieferte, war Vortheil dabey, große

große Schiffe zu brauchen, weil man Sklaven, die alle einerley Sprache redeten, verstehen, für sie sorgen, und sie trösten konnte. Heute, da sich ein jedes Fahrzeug monatlich kaum 60 oder 80 Sklaven verschaffen kann, die 2 oder 300 Meilen weit hergeführt, durch die Ermüdungen einer langen Reise erschöpft, an Bord gebracht werden, um 5 oder 6 Monat im Angesicht ihres Landes zu bleiben, alle verschiedne Sprachen reden, wegen des ihnen bevorstehenden Schicksals in Ungewißheit, und von dem Vorurtheil betroffen sind, daß die Europäer sie fressen, und ihr Blut trinken; tödtet sie die bloße Langeweile, oder verursacht ihnen Krankheiten, die wegen der Unmöglichkeit, die Kranken von den Gesunden abzusondern, ansteckend werden. Ein kleines Fahrzeug, welches 2 oder 300 Negern führen kann, vermeidet durch seinen kurzen Aufenthalt auf der Küste die Hälfte von Zufällen und Verlust, die ein Schiff von 5 oder 600 Sklaven erfährt. Daher haben auch die Engländer, die diesen Handel so weit getrieben, als er gehen kann, die Gewohnheit angenommen, nach den Meeren, die sich vom Senegal bis an den Voltestrom erstrecken, nur Fahrzeuge von 120 oder 130 Tonnen zu schicken, und etwas größere nur nach dem Colbar abgehen zu lassen, wo der Handel lebhafter ist, und sie ihre vornehmsten Ladungen machen. Nur die Franzosen sind der alten hergebrachten Weise hartnäckig treu geblieben. Indessen fängt die Stadt Nantes, die allein in Afrika so viel Geschäfte treibt, als alle übrige Häfen zusammen, an, von ihren Vorurtheilen zurück zu kommen. Sie wird ihnen ohne Zweifel gänzlich entsagen, und alle Kaufleute, die eben diesen Handel mit ihren eignen Fonds treiben, werden ihrem Beyspiel folgen.

Widrige und gänz

Es giebt andre Misbräuche, Misbräuche von der äußersten Wichtigkeit, bey dieser, natürlicher Weise

nicht

nicht sehr gesunden Schifffahrt, die man abschaffen muß. Diejenigen, die sich auf dieselbe legen, machen gemeiniglich zwey Hauptfehler. Von ihrer Habsucht hintergangen, sehen die Rheder mehr auf das Gehalt, als auf den geschwinden Lauf ihrer Schiffe; wodurch Reisen, deren Dauer aller Umstände wegen abzukürzen wäre, nothwendig verlängert werden. Eine andre noch gefährlichere Unbequemlichkeit ist die Gewohnheit, zu allen Zeiten aus Europa abzugehen; obgleich die Regelmäßigkeit der Winde und Ströme die bequeme Jahrszeit, nach diesen Höhen zu kommen, bestimmt hat.

stige Jahrszeiten zum Sklavenhandel.

Diese böse Gewohnheit hat zu dem Unterscheide zwischen der großen und kleinen Fahrt Anlaß gegeben. Die kleine Fahrt ist die geradeste und kürzeste. Sie ist nur 1800 Meilen lang, bis an die entferntesten Häfen, wo sich die Sklaven befinden. In der Zeit vom Anfang des Septembers bis zum Ende des Novembers kann man sie in 35 oder 40 Tagen zurücklegen; weil man von dem Augenblick der Abreise bis zur Ankunft die Winde und Ströme günstig findet. Man kann sie sogar im December, Januar, und Februar versuchen, allein mit minder Sicherheit und Erfolg.

Diese Höhen sind vom Anfang des Märzes bis zu Ende des Augusts nicht mehr zu befahren. Man würde beständig mit den gewaltigen Strömen, die nach Norden laufen, und dem regelmäßigen Südostwind zu kämpfen haben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man sich in dieser Jahrszeit von den Küsten entfernen, die freye See suchen, bis 26 oder 28 Grad südwärts zwischen Afrika und Brasilien schiffen, und alsdenn nach Guinea steuern müsse, um sich 150 oder 200 Meilen bey dem Winde des Hafens, wo man landen will, dem Ufer zu nähern. Diese Fahrt beträgt 2500 Meilen, und erfordert eine Zeit von 90 oder 100 Tagen.

Ihre Länge ungerechnet, nimmt diese große Fahrt die zum Handel und zur Rückreise günstige Zeit weg. Die Fahrzeuge werden durch Windstillen überrascht, finden widrige Winde, werden durch die Ströme fortgerissen; es mangelt an Wasser, die Lebensmittel verderben, die Sklaven bekommen den Schaarbock. Andre nicht minder verdriesliche Widerwärtigkeiten vermehren oft die Gefahr dieser Lage. Die Negern von der Nordseite der Linie bekommen die Blattern, die sich aus einer Besonderheit, wodurch sie viel schwerer werden, nicht eher, als nach dem vierzehnten Jahr, bey ihnen äussern. Kommt diese Seuche auf ein noch vor Anker liegendes Schiff, so giebt es bekannte Mittel, um ihre Gewalt zu schwächen. Allein, ein auf dem Wege nach Amerika von dieser Krankheit ergriffenes Schiff verliert oft seine ganze Ladung von Negern. Die auf der Südseite der Linie gebürtig sind, haben statt dieser Krankheit eine andre; nämlich eine Art von giftigem Geschwür, dessen Bösartigkeit auf der See schlimmer, und mehr gereizt wird, aber nie von Grund aus heilt. Die Aerzte sollten vielleicht die doppelte Wirkung der Blattern an den Negern beobachten, vermöge deren sie diejenigen verschonen, die jenseits der Linie gebohren werden, und die andern niemals in der Kindheit angreift. Durch die Mannichfaltigkeit und Abwechslung der Wirkungen kommt man zuweilen auf die Spur von den Ursachen der Krankheiten, und findet ihre Heilmittel.

Obgleich allen Nationen, die den afrikanischen Handel treiben, gleich viel an der Erhaltung der Sklaven auf der Reise gelegen ist; so wachen sie doch nicht alle auf gleiche Weise darüber. Sie kommen darinn überein, daß sie sie mit Bohnen, mit etwas Reis vermischt, nähren; allein in andern Behandlungen gehen sie von einander ab. Die Engländer, die Holländer,

länder, die Dänen halten die Männer streng geschlossen, und legen den Weibern oft Handschellen an: die Schwäche ihres Schiffvolks nöthigt sie zu dieser Strenge. Die Franzosen, die zahlreicher sind, geben mehr Freyheit; sie nehmen 3 oder 4 Tage nach ihrer Abreise alle Fesseln ab. Die einen und die andern, besonders die Engländer, sehen dem Umgang ihrer Matrosen mit den gefangnen Weibern zu sehr nach: diese Unordnung tödtet drey Viertel von denen, die durch die guineische Schifffahrt jedes Jahr umkommen. Der Portugiese allein ist, während seiner Reise, vor Aufruhr und andern Unglücksfällen sicher. Dieser Vorzug ist eine Folge seiner Aufmerksamkeit, zu seinen Rüstungen nur freygelaßne Negern zu gebrauchen. Durch die Reden und die Lage ihrer Landsleute beruhigt, machen sich die Sklaven einen ziemlich vortheilhaften Begriff von dem Schicksal, das auf sie wartet. Ihrer Ruhe wegen bewilligt man beyden Geschlechtern den Trost, bey einander zu wohnen: eine Gefälligkeit, die auf den andern Fahrzeugen schreckliche Unbequemlichkeiten nach sich ziehen würde.

Es ist eine allgemein angenommne Meynung, daß die nach Amerika kommenden Schwarzen heute um einen viel höhern Preis verkauft werden, als vormals. Man betrügt sich; der Irrthum kommt daher, daß der Käufer nur auf die Zahl der Werthzeichen, die er giebt, Acht hat, an Statt, daß er nur die Menge von Eßwaaren rechnen sollte, die er im Umsatz liefert. Dies Maas, das einzige, welches genau ist, wird ihm zeigen, daß die Negern nicht theurer geworden sind, weil er sie mit eben der Menge Producten bezahlt, wofür er sie in den entferntsten Zeiten kaufte. Das Geld hat seinen Werth verändert, und nicht der unglückliche Neger.

Wie die Sklaven in Amerika verkauft werden?

Alle Nationen verkaufen die Sklaven nicht auf einerley Weise. Der Engländer, der auf dem allgemeinen Markt alles, was ihm vorgekommen, ohne Unterscheid gekauft hat, setzt seine Ladung im Großen ab. Ein einziger Kaufmann ersteht sie ganz. Die Anbauer nehmen sie zu einzelnen Theilen. Was sie ausschiessen, wird nach den fremden Kolonien, entweder heimlich, oder mit Bewilligung, geschickt. Dort wird man mehr durch den wohlfeilen Preis des Negern gereizt, als durch seine schlechte Leibesbeschaffenheit abgeschreckt: und man kauft ihn. Dereinst wird man die Augen aufthun.

Die Portugiesen, die Holländer, die Franzosen, die Dänen, die für kränkliche oder schwache Sklaven keinen Weg zum Absatz haben, beladen sich in Guinea niemals damit. Alle theilen ihre Ladungen, nach den Bedürfnissen der Eigner von den Wohnplätzen, ein. Der Kontrakt wird nach den Umständen für baar Geld, oder auf Kredit geschlossen. Ist der Zahltermin auf 18 Monat, wie es in den französischen Kolonien gar zu oft vorfällt, so müssen die Arbeiten des Schwarzen um diese Zeit zwey Drittel von seinem Kaufpreise eingebracht haben. Trift dies nicht allzeit zu, so rührt es von besondern Ursachen her, deren Anführung überflüßig scheint.

Elender Zustand der Sklaven.

In Amerika glaubt und sagt man gern, daß die Afrikaner keiner Vernunft und Tugend fähig seyn. Man wird diese Meynung aus einer Thatsache von ungezweifelter Gewißheit beurtheilen können.

Ein englisches Fahrzeug, welches 1752 in Guinea handelte, ward genöthigt, seinen Wundarzt, der wegen seiner schlechten Gesundheit die See nicht mehr vertragen konnte, daselbst zurück zu lassen. Murrai war mit seiner Herstellung beschäftigt, als ein holländisches Schiff an die Küste kam, einige durch die

Neugier

Neugier an sein Bord gelockte Schwarze in Fesseln warf, und sich schnell mit seinem Raube davon machte.

Diejenigen, die einigen Theil an diesen Unglücklichen nahmen, liefen, aufgebracht über eine so schwarze Verrätherey, den Augenblick zu Cudjoc, der sie vor seiner Thür aufhielt, und fragte: was sie suchten? Den Weißen, der bey Dir ist, schrieen sie, er muß todt geschlagen werden, denn seine Brüder haben unsre Brüder entführt. Die Europäer, die unsre Mitbürger geraubt haben, sind Barbarn, antwortete der edelmüthige Wirth; tödtet sie, wenn ihr sie findet. Aber der bey mir wohnt, ist ein gutes Geschöpf, er ist mein Freund; mein Haus dient ihm zum Fort; ich bin sein Soldat, und werde ihn vertheidigen. Bevor ihr an ihn kommt, müßt ihr über meinen sterbenden Körper gehen. O meine Freunde! welcher gerechte Mann würde wollen in mein Haus kommen, wenn ich gelitten hätte, daß meine Wohnung mit dem Blut eines Unschuldigen befleckt wäre. Diese Rede besänftigte den Zorn der Schwarzen; sie giengen, ganz beschämt über die Absicht, die sie hergebracht hatte, zurück, und einige Tage nachher bezeugten sie Murrai selbst, wie glücklich sie sich schätzten, ein Verbrechen nicht vollführt zu haben, das ihnen ewige Gewissensbisse verursacht hätte.

Aus dieser Begebenheit muß man vermuthen, daß die ersten Eindrücke, welche die Afrikaner in der neuen Welt bekommen, sie zu guten oder bösen Eigenschaften bestimmen. Wiederholte Erfahrungen lassen daran nicht zweifeln. Die einem menschlichen Herrn zu Theil werden, nehmen sich von selbst seiner Vortheile an. Sie bekommen unvermerkt den Geist, die Zuneigung zu der Werkstatt, wobey sie angestellt sind.

Diese Neigung geht zuweilen bis zum Heldenmuth. Ein portugiesischer Sklave, der in den Wald entlaufen, erfuhr, daß sein alter Herr wegen Mord in Verhaft war; er erschien vor Gericht, um sich selbst desfalls anzuklagen, gieng an des Schuldigen Stelle ins Gefängniß, brachte die falschen, aber rechtlichen, Beweise seines vorgeblichen Verbrechens bey, und ließ sich hinrichten. Handlungen von nicht so erhabner Natur, die aber ziemlich häufig sind, haben einigen Kolonisten das Herz gerührt. Viele möchten gern sagen, wie der Statthalter von Virginien, **William Gooch**, dem man einen Vorwurf machte, daß er einen Neger, der ihm zuvor gekommen, grüßte: **Es sollte mir sehr leid seyn, daß ein Sklave höflicher wäre, als ich.**

Allein es giebt Barbarn, die das Mitleid als eine Schwachheit ansehn, und die Ruthe der Tiranney gern immer hoch führen. Sie werden, dem Himmel sey Dank, durch die Nachläßigkeit, durch die Untreue, durch das Ausreissen, durch den Selbstmord der beklagenswürdigen Schlachtopfer ihrer Habsucht dafür gestraft. Man sieht einige von diesen Unglücklichen, die von Mina insbesondre, ihr Leben stolz mit der Ueberzeugung endigen, daß sie nach dem Tode in ihrem Vaterlande, welches sie für das schönste Land in der Welt halten, wieder aufleben werden. Der Rachgeist giebt andern noch verderblichere Hülfsmittel an die Hand. Da sie von Kind auf in der Kunst, die, so zu reden, unter ihren Händen entstehenden Gifte zu mischen, unterrichtet sind, so gebrauchen sie dieselben, die Ochsen, die Pferde, die Maulthiere, die Gefährten ihrer Sklaverey, alle die Geschöpfe umzubringen, die zu Bearbeitung der Ländereyen ihres Unterdrückers dienen. Um allen Argwohn weit von sich zu entfernen, versuchen sie ihre Grausamkeiten an ihren

ren Weibern, ihren Kindern, ihren Liebhaberinnen, an allem, was ihnen das Liebste ist. Sie genießen bey diesem abscheulichen Unternehmen der Verzweiflung des doppelten Vergnügens, ihr Geschlecht von einem Joch zu befreyen, welches schrecklicher ist, als der Tod, und ihren Tirann in einer Dürftigkeit zu hinterlassen, die ihn ihrem Zustande näher bringt. Die Furcht vor den Strafen hält sie nicht ab. Es ist selten in ihrem Karakter, daß sie die Zukunft vorausseyen; und übrigens sind sie sehr sicher, ihr Verbrechen selbst unter Martern geheim zu halten. Man sieht die Negern, vermöge eines der unerklärbaren, aber bey allen aufgeklärten oder wilden Völkern gemeinen, Widersprüche des menschlichen Herzens, mit ihrer natürlichen Zaghaftigkeit eine Standhaftigkeit verbinden, die nicht zu erschüttern ist. Eben die Organisation, die dieselben durch den trägen Geist und die schlaffen Fibern der Dienstbarkeit unterwirft, giebt ihnen zu einer ausserordentlichen Anstrengung eine unerhörte Kraft und Herzhaftigkeit. Sie sind feige in ihrem ganzen Leben, und Helden in einem Augenblick. Man hat gesehen, daß einer von diesen Unglücklichen sich lieber mit einem Beil die Faust abgehackt, als durch niederträchtige Henkerdienste seine Freyheit erkaufen wollen.

Indessen ist nichts abscheulicher, als die Lebensart des Schwarzen im ganzen amerikanischen Archipelag. Eine enge, ungesunde Hütte, ohne Bequemlichkeiten, dient ihm zur Wohnung. Sein Bett ist eine Hürde, die eher seinen Leib zerbrechen, als ihm Ruhe geben kann. Einige irrdene Töpfe, einige hölzerne Schüsseln, machen seinen Hausrath aus. Die grobe Leinwand, die einen Theil seiner Blöße bedeckt, schützt ihn weder vor der unerträglichen Tageshitze, noch vor der gefährlichen Kühlung der Nacht. Was man ihm an Maniok, gesalznem Rindfleisch, Stockfisch, Früch-

ten und Wurzeln reicht, erhält nur kümmerlich sein elendes Leben. Bey diesem Mangel an Allem wird er in einem brennenden Klima, unter der Peitsche, die in eines grausamen Führers Händen immerfort in Bewegung ist, zu beständiger Arbeit verdammt.

'Der Zustand dieser Sklaven ist zwar überall beklagenswerth, jedoch in den Kolonien mit einiger Abänderung. Diejenigen, die viel Land haben, geben ihnen gemeiniglich einen Theil davon ein, wovon sie alle ihre Bedürfnisse haben müssen. Sie können zur Bearbeitung desselben einen Theil vom Sonntage, und die wenigen Augenblicke anwenden, die sie an den andern Tagen von ihrer Essenszeit abbrechen. Auf den kleinern Inseln liefert der Kolonist selbst die Speisen, die größten Theils über Meer gekommen. Die Unwissenheit, der Geitz, oder die Armuth, haben auf einigen ein Mittel, für den Unterhalt der Negern zu sorgen, eingeführt, welches für die Menschen eben so verderblich ist, als für den Anbau. Man bewilligt ihnen den Sonnabend, oder einen andern Tag, um entweder durch Arbeiten oder Plündern in den benachbarten Wohnplätzen so viel zu gewinnen, wovon sie die Woche hindurch leben können.

Außer diesen, aus der Ortslage der Besitzungen auf den amerikanischen Inseln hergenommnen, Verschiedenheiten, hat jede europäische Nation eine ihr eigne Manier, ihre Sklaven zu behandeln. Der Spanier macht sie zu Gefährten seiner Unthätigkeit; der Portugiese zu Werkzeugen seiner Liederlichkeit; der Holländer zu Schlachtopfern seines Geitzes; der Engländer, der aus seinen Besitzungen im nordlichen vesten Lande leicht Lebensmittel zieht, ist nicht so sparsam damit, als die andern Völker. Erleichtert er niemals die Ehe unter seinen Schwarzen, so nimmt er die durch freyere Verbindungen erzielten Kinder als ein

Geschenk der Natur gütig auf, und fordert von den Vätern und Müttern keine Arbeit oder Tribut über ihre Kräfte. Die Sklaven sind in seinen Augen blos physische Wesen, die man nicht ohne Noth abnutzen, noch ausrotten muß; nie aber macht er sich mit ihnen gemein, niemals lächelt er sie an, niemals spricht er mit ihnen. Man möchte sagen, er fürchte, ihnen einigen Argwohn zu geben, daß die Natur zwischen ihnen und ihm einigen Zug von Aehnlichkeit habe machen können. Daher wird er auch von ihnen gehaßt. Der Franzose, der nicht so stolz, nicht so verächtlich ist, räumt den Afrikanern eine Art von Moralität ein; und von der Ehre, als fast verständige Geschöpfe behandelt zu werden, gerührt, scheinen diese Unglücklichen zu vergessen, daß ein Herr, der ungeduldig ist, sein Glück zu machen, fast immer das Maas ihrer Arbeiten übertreibt, und es ihnen oft an Unterhalt fehlen läßt.

Selbst die Meynungen der Europäer haben einen Einfluß auf das Schicksal der Negern in Amerika. Die Protestanten, die keine Proseliten zu machen suchen, lassen sie im Muhammedismus, oder in der Abgötterey leben, worinn sie geboren sind, unter dem Vorwande, es würde unanständig seyn, seine Brüder in Christo in der Knechtschaft zu halten. Die Katholischen glauben, verbunden zu seyn, ihnen einigen Unterricht zu geben, sie zu taufen; allein ihre Liebe erstreckt sich nicht weiter, als auf die Ceremonien einer Taufe, die Nichts und unbedeutend ist für Leute, die die Strafe einer Hölle nicht fürchten, woran sie, wie sie sagen, schon in diesem Leben gewohnt sind.

Alles macht sie gegen diese Furcht unempfindlich, sowohl die Marter ihrer Dienstbarkeit, als die Krankheiten, denen sie in Amerika unterworfen sind. Zwey sind ihnen besonders eigen, nemlich der Pian und das

Magenweh. Die erste Wirkung der leztern besteht darinn, daß sie ihre Haut und Farbe olivengelb macht. Ihre Zunge wird weiß; ein unüberwindlicher Schlaf macht sie schwer; sie sind matt, und der geringsten Bewegung unfähig. Es ist eine gänzliche Vernichtung und Abmattung der Maschine. Man ist in diesem Zustande so muthlos, daß man sich eher todtschlagen läßt, als von der Stelle geht. Mit dem Ekel vor süßen und gesunden Speisen ist eine Art Leidenschaft für alles Gesalzne oder Gewürzte verknüpft. Die Beine schwellen, die Brust wird eng; Wenige kommen davon. Die Meisten ersticken zulezt, nachdem sie verschiedne Monate gelitten, und abgenommen haben.

Die Verdickung des Bluts, die die Quelle dieser Uebel zu seyn scheinet, kann von vielen Ursachen herrühren. Eine der vornehmsten ist ohne Zweifel der Kummer, der sich dieser Leute bemächtigen muß, die man ihrem Vaterlande gewaltsam entreißt, die sich als Verbrecher gebunden sehen, die sich auf einmal 2 Monat oder 6 Wochen auf der See befinden, die aus dem Schoos einer geliebten Familie unter die Ruthe eines unbekannten Volks kommen, von welchem sie die abscheulichsten Strafen erwarten. Eine für sie neue, an sich nicht sehr angenehme, Nahrung wird ihnen auf der Fahrt zum Ekel. Die Nahrungsmittel, die man ihnen bey ihrer Ankunft auf den Inseln austheilt, sind weder gut, noch zureichend. Um das Unglück voll zu machen, haben viele von ihnen in Afrika die Gewohnheit angenommen, von einer gewissen Erde zu essen, die ihnen gefiel, und keine Beschwerlichkeit verursachte: sie suchen eine ähnliche; und der Zufall hat eine Art von rothgelblichem Tofstein unter ihre Füße gelegt, der ihnen vollends den Magen verderbt.

Der Pian, die zweyte den Negern eigne Krankheit, offenbart sich durch eine trockne, harte, dickhäutige, zirkelförmige Krätze, die zuweilen von der Haut bedeckt, aber meistens angefressen, und als mit einem weißlichen, ins gelbe fallenden Mehl bestreut ist. Man hat den Pian mit der Lustseuche verwechseln wollen, weil für beyde einerley Mittel gut ist. Diese zwar ziemlich allgemeine Meynung ist nicht so gegründet, als sie beym ersten Anblick zu seyn scheint.

Alle aus Guinea gekommne, oder auf den Inseln geborne Negern, Männer und Weiber, haben einmal in ihrem Leben den Pian: es ist eine böse Feuchtigkeit, die sie auswerfen müssen; allein es ist ohne Beyspiel, daß einer von ihnen von Neuem damit befallen wäre, wenn er von Grund aus geheilt worden. Die Europäer bekommen diese Krankheit niemals, oder fast niemals, ungeachtet des häufigen, man kann sagen, täglichen Umgangs, den sie mit den Negerinnen haben. Dise stillen die weißen Kinder, und geben ihnen nicht den Pian. Wie soll man diese unstreitigen Thatsachen mit dem System reimen, welches die Aerzte in Ansehung der Natur des Pian können angenommen haben? Warum will man nicht, daß der Keim das Blut und die Haut der Negern eines ihrem Geschlecht besonders eignen Giftes fähig sey? Die Ursach dieses Uebels liegt vielleicht in der Ursach ihrer Farbe. Eine Verschiedenheit bringt andre mit sich. Es giebt kein Wesen oder Eigenschaft, welche in der Natur ganz für sich allein wäre.

Was dies aber auch für ein Uebel seyn mag, so ist durch Berechnungen, deren Richtigkeit man nicht bestreitet, erwiesen, daß in Amerika alle Jahr der siebente Theil von den Schwarzen stirbt, die man aus Guinea dahin bringt. 1400000 Unglückliche, die man heute in den europäischen Kolonien der neuen

Welt

Welt sieht, sind die unglücklichen Ueberbleibsel von 9 Millionen Sklaven, die dahin gekommen. Diese entsezliche Verwüstung kann nicht vom Klima herrühren, welches dem afrikanischen sehr nahe kommt, und noch weniger von Krankheiten, die, nach dem Geständniß aller Beobachter, wenig Schlachtopfer wegraffen. Ihre Quelle muß in der Art, die Sklaven zu regieren, liegen. Könnte man diese nicht verbessern?

Wie man den Sklaven ihren Zustand erträglicher machen könnte?

Der erste Schritt zu dieser Verbeßrung würde seyn, wenn man den physischen und moralischen Menschen kennen lernte. Diejenigen, die nach den barbarischen Küsten gehen, um Schwarze zu kaufen; diejenigen, die sie nach Amerika bringen; besonders diejenigen, die ihre Industrie regieren, halten sich amtshalber, und oft wegen ihrer eignen Sicherheit, verpflichtet, diese Unglücklichen zu unterdrücken. Die Seele der Führer, die vor aller Empfindung von Mitleid verschlossen ist, kennt keine andre Triebwerke, als die Furcht oder Gewalt; und sie bedient sich derselben mit aller Grausamkeit eines erbettelten Ansehens. Wollten die Eigenthümer der Wohnplätze aufhören, die Sorge für ihre Sklaven zu gering zu achten, und sich auf eine Beschäftigung legen, woraus Alles ihnen eine Pflicht macht; so würden sie bald diese grausamen Irrthümer abschworen. Die Geschichte aller Völker würde ihnen beweisen, daß man die Sklaverey wenigstens sanft machen müsse, um sie nüßlich zu machen; daß die Gewalt dem Aufruhr der Seele nicht vorbeuge; daß es des Herrn Vortheil sey, daß der Sklave gern lebe; und daß man nichts mehr von ihm erwarten müsse, sobald er den Tod nicht mehr fürchtet.

Dieser aus der Empfindung kommende Lichtstrahl würde zu vielen Verbeßrungen führen. Man würde der Nothwendigkeit nachgeben, Geschöpfen, welche

zur

zur beschwerlichsten Dienstbarkeit verdammt sind, die es seit dem schändlichen Ursprung der Sklaverey gegeben hat, eine gehörige Wohnung, Kleidung, und Lebensunterhalt zu geben. Man würde fühlen, daß es unnatürlich ist, daß diejenigen, die gar keine Frucht von ihrem Schweiß einerndten, eben die Verständigkeit, eben die Sparsamkeit, eben die Thätigkeit, eben die Stärke haben könnten, als der Mensch, der des ganzen Erfolgs seiner Bemühungen genießt. Stufenweis würde man zu der politischen Mäßigung gelangen, die darinn besteht, daß man die Arbeiten sparsamer auflegt, daß man die Strafen mildert, daß man dem Menschen einen Theil seiner Rechte wiedergiebt, um desto sicherer den Tribut der ihm auferlegten Pflichten zu ziehen. Die Erhaltung einer großen Anzahl Sklaven, welche die durch Verdruß oder Langeweile verursachten Krankheiten den Kolonien rauben, würde aus dieser klugen Wirthschaft folgen. An statt das drückende Joch dieser Elenden zu erschweren, würde man den Gedanken davon zu lindern, ja zu zerstreuen suchen, dadurch, daß man einen natürlichen Geschmack begünstigte, der den Negern besonders eigen zu seyn scheint.

Ihre Organen sind sonderbar empfindlich gegen die Gewalt der Musik. Ihr Ohr ist so richtig, daß in ihren Tänzen hundert auf einmal, nach dem Takt eines Liedes, springen, und mit einem Schlag wieder auf die Erde stoßen. Sie hangen, so zu reden, an der Stimme des Sängers, an der Saite eines Instruments, und eine Schwingung der Luft ist die Seele aller dieser Körper: ein Schall bewegt sie, hebt sie in die Höhe, und wirft sie wieder nieder. Bey ihren Arbeiten geht die Bewegung ihrer Arme oder ihrer Füsse allezeit nach dem Takt. Sie thun Alles im Singen, Nichts, ohne das Ansehn zu haben, als

ob

ob sie tanzten. Die Musik belebt bey ihnen den Muth, weckt die Schläfrigkeit auf. Man sieht an allen Muskeln ihrer stets nackten Körper den Ausdruck dieser höchsten Empfindlichkeit gegen die Harmonie. Als Dichter und Musiker beugen sie die Sprache stets unter den Gesang, indem sie sich die Freyheit vorbehalten, die Worte zu verlängern, oder abzukürzen, um sie einer Singweise anzupassen, die ihnen gefällt. Ein Gegenstand, eine Begebenheit fällt einem Neger auf; alsbald macht er einen Gesang daraus. Dies war in allen Zeitaltern der Ursprung der Dichtkunst. Drey oder vier Worte, die wechselsweis von dem Sänger und dem um ihn her stehenden Chor wiederholt werden, machen zuweilen das ganze Gedicht aus. Der ganze Umfang des Liedes besteht aus 5 oder 6 Takten. Sonderbar scheint es, daß sie sich mit einerley Singweise, ob sie gleich nur eine beständige Wiederholung eben derselben Töne ist, zu ganzen Stunden beschäftigen, darnach arbeiten, oder tanzen; dieselbe zieht für sie, auch selbst für die Weißen, nicht die Langeweile der Gleichförmigkeit nach sich, die diese Wiederholungen verursachen müßten. Diese Art Interesse rührt von der Hitze und dem Ausdruck her, die sie in ihren Liedern haben. Ihre Singweisen sind fast allzeit auf zwey Viertel Takt. Keine erweckt den Stolz. Die für die Zärtlichkeit gemacht sind, flößen vielmehr eine Art Schmachten ein. Selbst die lustigsten haben ein gewisses Gepräge von Schwermuth. Das ist die tiefste Art, zu genießen, für empfindliche Seelen.

Ein so lebhafter Hang könnte in geschickten Händen ein großes Triebwerk werden. Man könnte sich desselben bedienen, um Feste, Spiele, Preise einzuführen. Diese Vergnügungen würden, wenn man verständig damit wirthschaftete, die bey den Sklaven so gewöhn-

gewöhnliche Dummheit verhindern, ihre Arbeiten erleichtern, und sie vor dem nagenden Kummer bewahren, der sie verzehrt, und ihre Tage abkürzt. Nachdem man für die Erhaltung der aus Afrika gebrachten Schwarzen gesorgt, müßte man sich mit den auf den Inseln selbst Gebornen beschäftigen.

Die Negern sind es nicht, die sich weigern, sich in den Fesseln ihrer Sklaverey zu vermehren. Es ist die Grausamkeit ihrer Herren, die das Verlangen der Natur unnütz zu machen gewust hat. Wir fordern von den Negerinnen, vor und nach ihrer Schwangerschaft, so harte Arbeiten, daß ihre Frucht nicht ihre Zeit erreicht, oder nur kurz nach der Niederkunft lebt. Zuweilen sieht man sogar, daß Mütter, über die Züchtigungen verzweifelt, die ihnen ihr schwacher Zustand zuzieht, ihre Kinder aus der Wiege reißen, sie in ihren Armen ersticken, und in einer von Rache und Mitleid vermischten Wuth aufopfern, um sie barbarischen Herren zu rauben. Diese Grausamkeit, deren ganze Abscheulichkeit auf die Europäer zurückfällt, wird ihnen vielleicht die Augen öffnen. Ihre Empfindlichkeit wird durch vernünftiger überlegtes Interesse wieder erweckt werden. Sie werden erkennen, daß sie mehr dabey verlieren, als gewinnen, wenn sie die Menschlichkeit immerfort beleidigen; und werden sie nicht ihrer Sklaven Wohlthäter, so werden sie wenigstens aufhören, ihre Henker zu seyn.

Man wird sie vielleicht sich entschließen sehen, die Mütter von Fesseln zu befreyen, die eine beträchtliche Anzahl Kinder bis ins sechste Jahr werden aufgezogen haben. Nichts hat für das menschliche Herz einen solchen Reiz, als die Freyheit. Alle Negerinnen würden, durch die Hoffnung eines so großen Vortheils, wornach sie streben, und den Wenige erlangen möchten, belebt, statt der Vernachläßigung und des

Verbre-

Verbrechens, die tugendhafte Nacheiferung annehmen, Kinder zu erziehen, durch deren Zahl und Erhaltung sie sich einen ruhigen Stand sichern könnten.

Nachdem sie diese klugen Maasregeln genommen, um ihre Wohnplätze nicht der Hülfen zu berauben, die eine fast unglaubliche Fruchtbarkeit ihnen darbeut; werden sie drauf bedacht seyn, den Anbau durch die Bevölkerung, und ohne fremde Mittel, zu erhalten und auszubreiten. Alles fordert sie auf, dies leichte und natürliche System einzuführen.

Es giebt einige Mächte, deren Pflanzörter auf den amerikanischen Inseln sich alle Tage weiter ausbreiten, und es giebt keine einzige, deren Arbeitsmasse nicht beständig zunimmt. Diese Ländereyen fordern also von Tag zu Tag eine größere Anzahl Arme zu ihrer Bearbeitung. Afrika, wo die Europäer für die Bevölkerung ihrer Kolonien neue Menschen holen, liefert ihnen stufenweis derselben weniger; es giebt sie auch schwächer, und verkauft sie theurer. Diese Sklavenmine wird sich mit der Zeit immer mehr erschöpfen. Wäre aber auch diese Revolution im Handel so schimärisch, als sie nahe zu seyn scheint; so bleibt es darum nicht minder erwiesen, daß eine große Anzahl aus einem fernen Lande gezogner Sklaven auf der Ueberfahrt oder in einer neuen Halbkugel umkommt, daß sie, falls sie in Amerika anlangen, auf einen sehr hohen Preis zu stehen kommen; daß es ihrer wenige giebt, deren gewöhnliches Leben nicht abgekürzt werde; und daß die meisten von denen, die zu einem unglücklichen Alter gelangen, äusserst eingeschränkt, von Kind auf zum Müßiggang gewöhnt, oft zu den ihnen bestimmten Beschäftigungen wenig geschickt, und beständig verzweifelt sind, daß sie auf immer von ihrem Vaterlande getrennt worden. Falls uns die Empfindung nicht betriegt, so müßten Anbauer, die auf den

amerika-

amerikanischen Inseln selbst geboren, stets ihre erste Luft einsaugen, ohne andern Aufwand als eine wohlfeile Nahrung erzogen, bey Zeiten durch ihre eigne Väter zur Arbeit gebildet, und mit einer besondern Verständigkeit oder Fähigkeit zu allen Künsten begabt sind: diese Anbauer müßten verkauften, von ihrem Vaterlande entfernten, und stets gezwungnen Sklaven vorzuziehen seyn.

Das Mittel, der Kolonien eigne Schwarzen an die Stelle der fremden zu setzen, zeigt sich ungesucht. Es besteht blos darinn, daß man für die schwarzen Kinder, die auf den Inseln gebohren werden, Sorge trage; die Menge von Sklaven, die ihre Unnützlichkeit, ihr liederliches Leben, hinter dem Luxus und der Unverschämtheit ihrer Herren in allen europäischen Städten und Häfen umher schleppen, auf ihre Arbeitsplätze einschränke; besonders von den Seefahrern, die die afrikanischen Küsten besuchen, fordre, etliche Jahre hindurch ihre Ladung von gleicher Anzahl Männer und Weiber, oder selbst einigen Weibern mehr, zu machen, um das zwischen beyden Geschlechtern befindliche ungleiche Verhältniß aufzuheben.

Diese letzte Vorsicht würde allen Schwarzen die Vergnügungen der Liebe verschaffen, sie trösten, und ihre Vermehrung befördern. Diese Unglücklichen werden das Gewicht ihrer Ketten vergessen, und sich neugebohren fühlen. Sie sind meistens den Negerinnen, die durch die Liebe und Sklaverey ihre Gefährtinnen geworden, bis in den Tod getreu; sie begegnen ihnen mit dem Mitleid, welches Elende gegenseitig für einander aus der Härte ihres Schicksals selbst schöpfen; sie kommen ihnen unter der Last ihrer Beschäftigungen zu Hülfe; wenigstens betrüben sie sich mit ihnen, wenn die Mutter wegen übertriebner Arbeit, oder aus Mangel der Nahrung, ihrem Kinde

Nichts als eine vertrocknete und mit ihren Thränen benetzte Brust reichen kann. Die Weiber sind ihrer Seits, ungeachtet man ihnen nicht zur Schuldigkeit macht, keusch zu seyn, in ihren Verpflichtungen nicht zu erschüttern; es sey denn, daß die Eitelkeit, von den Weißen geliebt zu werden, sie flatterhaft mache. Zum Unglück ist dies eine Versuchung zur Unbeständigkeit, der sie nur gar zu oft zu erliegen Gelegenheit haben.

Diejenigen, die die Ursachen dieses Geschmacks an den Negerinnen aufgesucht, der bey den Europäern so verderbt scheint, haben sie in der Natur das Klima gefunden, welches unter dem dürren Erdgürtel unüberwindlich zur Liebe hinreißt; in der Leichtigkeit, diesem unbezwinglichen Hang ungezwungen und ohne anhaltende Aufwartung ein Genüge zu thun; in einem gewissen stechenden Reiz der Schönheit, die man bald an den Negerinnen wahrnimmt, wenn die Augen durch die Gewohnheit mit ihrer Farbe bekannt geworden; und besonders in einem hitzigen Temperament, welches ihnen die Gewalt giebt, die brennendsten Entzückungen zu empfinden und einzuflößen. Daher rächen sie sich auch, so zu reden, wegen der erniedrigenden Abhängigkeit ihres Standes, durch die unordentlichen Leidenschaften, die sie in ihren Herren erregen; und unsre Buhlerinnen in Europa besitzen die Kunst, großes Vermögen zu verzehren, und zu Grunde zu richten, nichts besser, als die Negersklavinnen. Allein die Afrikanerinnen übertreffen die Europäerinnen an wahrer Leidenschaft für die Männer, die sie kaufen. Der Treue ihrer Liebe hat man mehr als einmal das Glück zu danken gehabt, Verschwörungen zu entdecken und vorzubeugen, wodurch alle Unterdrücker unter dem Messer ihrer Sklaven hätten sterben müssen. Ohne Zweifel war diese Züchtigung durch die doppelte Tiranney dieser schändlichen Räuber der Güter und Freyheit so vieler Völker wohl verdient.

Denn man wird sich hier nicht so weit erniedrigen, daß man das schändliche Verzeichniß der Schriftsteller vergrößre, die ihre Talente dazu anwenden, durch die Politik zu rechtfertigen, was die Moral verwirft. In einem Jahrhundert, wo man den Muth gehabt, so viele Irrthümer zu entlarven, würde es schimpflich seyn, Wahrheiten zu verschweigen, die für die Menschheit wichtig sind. Hat alles, was wir bereits gesagt, nur dahin abzuzielen geschienen, das Gewicht der Dienstbarkeit zu vermindern, so war es deswegen, weil man Unglücklichen, die man nicht befreyen konnte, zuerst eine Erleichterung zu verschaffen suchen mußte; weil es drauf ankam, ihre Unterdrücker selbst zu überzeugen, daß sie zu ihrem eignen Nachtheil grausam wären. Aber wir müssen uns, in Erwartung, daß große Revolutionen die Deutlichkeit dieser Wahrheit zu erkennen geben, höher hinauf schwingen. Wir wollen voraus beweisen, daß es gar keine Staatsursache gebe, wodurch die Sklaverey für Recht erklärt werden könnte. Wir wollen uns nicht scheuen, die Regierungen, die diese Grausamkeiten dulden, oder nicht einmal erröthen, sie zur Grundlage ihrer Macht zu machen, vor den Richterstuhl des ewigen Lichts und Gerechtigkeit zu fordern.

Die Sklaverey ist der Menschlichkeit, der Vernunft und Gerechtigkeit zuwider.

Montesquieu hat sich nicht entschliessen können, die Frage von der Sklaverey ernsthaft abzuhandeln. In der That heißt es die Vernunft herunter setzen, wenn man sie, wir wollen nicht sagen, zur Vertheidigung eines der Vernunft so widrigen Mißbrauchs, sondern auch nur, ihn zu bestreiten, anwendet. Wer ein so gehäßiges System rechtfertigt, der verdient vom Philosophen eine tiefe Verachtung, und vom Neger einen Dolchstoß.

Legen Sie Hand an mich, so bringe ich mich um, sagte Clarisse zum Lovelace; und ich würde

demjenigen, der sich an meiner Freyheit vergreifen wollte, sagen: **Kömmst du näher, so stoße ich dir den Dolch in die Brust**; und ich würde richtiger denken, als Clarisse, weil die Vertheidigung meiner Freyheit, oder welches einerley ist, meines Lebens, meine erste Pflicht, eines andern seine nicht zu kränken, nur die zweyte ist; und weil übrigens, wenn alle Umstände gleich sind, des Schuldigen Tod der Gerechtigkeit gemäßer ist, als des Unschuldigen.

Wird man sagen: derjenige, der mich zum Sklaven machen will, sey nicht schuldig, er gebrauche seine Rechte. Wo sind seine Rechte? Wer hat dieselben so geheiligt, daß die meinigen vor ihnen schweigen müssen? Ich habe von der Natur das Recht, mich zu vertheidigen; sie hat dir also nicht das Recht gegeben, mich anzugreifen. Glaubst du dich berechtigt, mich zu unterdrücken, weil du stärker und geschickter bist, als ich; so beklage dich denn nicht, falls meine starken Arme deine Brust aufreissen, um dein Herz darinn zu suchen; beklage dich nicht, wenn du in deinen zerrißnen Gedärmen den Tod fühlen wirst, den ich mit deinen Speisen werde hinein geschickt haben. Ich bin stärker oder geschickter, als du: sey deiner Seits auch Schlachtopfer; versöhne gegenwärtig das Verbrechen, Unterdrücker gewesen zu seyn.

Wer das System der Sklaverey behauptet, ist ein Feind des ganzen Menschengeschlechts. Er theilt es in zwey Gesellschaften rechtmäßiger Mörder, nämlich die Unterdrücker und die Unterdrückten. Es würde eben so gut seyn, den Menschen zuzurufen: Wollt ihr euer Leben erhalten, so eilt, es mir zu rauben; denn ich stehe nach dem eurigen.

Aber, sagt man, das Recht der Sklaverey erstreckt sich über die Arbeit und Freyheit, nicht über das Leben.

ben. Ey wie! befiehlt nicht der Herr, der über die Anwendung meiner Kräfte zu sagen hat, auch über mein Leben, welches von dem freywilligen und gemäßigten Gebrauch meiner Fähigkeiten abhängt? Was ist das Daseyn für denjenigen, der nicht das Eigenthum davon hat? Ich kann meinen Sklaven nicht umbringen, aber ich kann sein Blut Tropfenweis unter der Peitsche eines Henkers laufen lassen; ich kann ihn mit Schmerzen, Arbeiten, und Beraubungen niederdrücken; ich kann von allen Seiten den Urstoff und die Springfedern seines Lebens angreifen und heimlich untergraben; ich kann durch langsame Strafen den unglücklichen Sprossen ersticken, welchen eine Negerinn in ihrer Schoos trägt. Solchergestalt schützen die Gesetze den Sklaven nur darum gegen einen schnellen Tod, damit sie meiner Grausamkeit das Recht lassen, ihn alle Tage umzubringen.

Wir wollen es noch besser geben. Das Recht der Sklaverey ist das Recht, alle Arten von Verbrechen zu begehen, die das Eigenthum angreifen; ihr laßt eurem Sklaven nicht das Eigenthum seiner Person, die die Sicherheit zerstören; ihr könnt ihn euren Grillen aufopfern, die, wofür die Schamhaftigkeit erzittert. — Mein ganzes Blut empört sich bey diesen abscheulichen Bildern. Ich hasse, ich fliehe das aus Schlachtopfern und Henkern bestehende Menschengeschlecht; und möchte es vernichtet seyn, falls es nicht besser werden soll!

Noch ein Wort, weil man Alles sagen muß. Ist Cartouche, der in einem dicken Walde am Fuß eines Baumes sitzt, die Einnahme und Ausgabe seiner Rauberey, die Belohnungen und den Gehalt seiner Agenten berechnet, und sich mit ihnen über Begriffe von Verhältniß und vertheilender Gerechtigkeit bespricht; ist Cartouche sehr von dem Rheder unterschieden, der

auf einem Comtoir gekrümmt, mit der Feder in der Hand die Anzahl von Eingriffen vestsetzt, die er auf den Küsten von Guinea kann begehen lassen; der ruhig untersucht, wie viel Flinten ihm jeder Neger zu liefern kosten wird, um den Krieg zu unterhalten, wodurch man die Sklaven bekommt; wie viel eiserne Ketten, um ihn auf seinem Schiffe gefesselt zu halten; wie viel Peitschen, um ihn zur Arbeit anzutreiben; wie viel ihm jeder Blutstropfen kosten mag, womit dieser Neger seinen Wohnplatz benetzen wird; ob die Negerinn seinem Landgute mehr durch ihrer Hände Arbeit, als durch das Kindergebähren, einbringen wird? — Was denken Sie von der Vergleichung? — Was der Räuber angreift und nimmt, ist das Geld; der Kaufmann nimmt die Person selbst. Der eine verletzt die Gesellschaftsgesetze, der andre verletzt die Natur. Ja, ohne Zweifel; und wenn es eine Religion gäbe, die, wäre es auch nur durch ihr Stillschweigen, dergleichen Abscheulichkeiten rechtfertigte, ertrüge; wäre sie übrigens mit unnützen oder aufrührerischen Fragen beschäftigt, und donnerte nicht unaufhörlich wider die Urheber oder die Werkzeuge dieser Tirannei; machte sie dem Sklaven ein Verbrechen daraus, seine Ketten zu zerbrechen; duldete sie in ihrer Schooß den unbilligen Richter, der den Flüchtling zum Tode verdammt: wäre diese Religion wirklich vorhanden, so müßte man ihre Diener unter den Trümmern ihrer Altäre zerschmettern.

Allein die Negern sind eine zur Sklaverey gebohrne Art Menschen; sie sind am Verstande eingeschränkt, betrügerisch, boshaft; sie gestehen selbst die Ueberlegenheit unsers Verstandes zu, und erkennen fast die Gerechtigkeit unsrer Herrschaft.

Die Negern sind von eingeschränktem Verstande; denn die Sklaverey zerbricht alle Springfedern der Seele.

Seele. Sie sind bösartig; gegen euch nicht genug. Sie sind Betrüger; weil man seinen Tirannen keine Wahrheit schuldig ist. Sie erkennen die Ueberlegenheit unsers Geistes, weil wir ihre Unwissenheit gemißbraucht haben; die Rechtmäßigkeit unsrer Herrschaft, weil wir ihre Schwachheit gemißbraucht haben. Ich möchte eben so gerne sagen, die Indianer seyn eine Art Menschen, die dazu geboren, zerschmettert zu werden; weil es bey ihnen Schwärmer giebt, die sich vor dem Tempel zu Jagrenat unter die Räder von dem Wagen ihres Götzen stürzen.

Allein diese Negern waren als Sklaven geboren. Barbaren, wem werdet ihr einbilden, daß ein Mensch das Eigenthum eines Souveräns, ein Sohn das Eigenthum eines Vaters, ein Weib das Eigenthum eines Mannes, ein Bedienter das Eigenthum eines Herrn, ein Neger das Eigenthum eines Kolonisten seyn könne?

Aber diese Sklaven hatten sich selbst verkauft. Hat jemals ein Mensch durch einen Vertrag, oder durch einen Eid, einem andern Menschen erlauben können, ihn zu gebrauchen, und zu mißbrauchen! Hat er in diesen Vertrag gewilligt, oder diesen Eid gethan: so ist es in einem Anfall von Unwissenheit oder Narrheit geschehen; und er ist in dem Augenblick, da er sich kennen lernt, oder seine Vernunft wiederkommt, davon frey.

Aber sie waren im Kriege gefangen genommen. Was geht das euch an? Laßt den Sieger seinen Sieg mißbrauchen, wie er will. Warum macht ihr euch zu seinem Mitschuldigen?

Allein es waren Verbrecher, die in ihrem Lande zur Sklaverey verdammt waren. Wer hatte sie gerichtet?

richtet? Wißt ihr nicht, daß in einem despotischen Staat Niemand schuldig ist, als der Despot?

Der Unterthan eines Despoten ist eben, wie der Sklave, in einem widernatürlichen Zustand. Alles, was dazu beyträgt, den Menschen darinn zu erhalten, ist ein Angriff auf seine Person. Alle Hände, die ihn an die Tiranney eines Einzigen knüpfen, sind feindselige Hände. Wollt ihr nun wissen, wer die Urheber oder die Mitschuldigen dieser Gewaltthätigkeit sind? Alle, die um ihn sind. Seine Mutter, die ihm die ersten Lehren des Gehorsams gegeben; sein Nachbar, der ihm das Beyspiel dazu gab; seine Obern, die ihn dazu gezwungen; seines Gleichen, die ihn durch ihre Meynung dazu hingerissen. Alle sind Diener und Werkzeuge der Tiranney. Der Tirann kann Nichts durch sich selbst; er ist nur das Triebwerk der Bestrebungen aller seiner Unterthanen zu ihrer gegenseitigen Unterdrückung. Er unterhält sie in einem beständigen Krieg, der den Diebstahl, Verrätherey, und Mord gesetzmäßig macht. Wie das Blut, welches in seinen Adern läuft, so kommen alle Verbrechen aus seinem Herzen, und laufen dahin, als zu ihrem Mittelpunkt, zurück. Kaligula sagte, wenn das Menschengeschlecht nur einen Kopf hätte, würde er ein Vergnügen daran gefunden haben, ihn herunter zu schlagen. Sokrates würde gesagt haben, wenn alle Verbrechen sich auf einem Kopf befinden könnten, so würde der es seyn, den man abschlagen müßte.

Laßt uns dann eilen, an die Stelle der blinden Grausamkeit unsrer Väter das Licht der Vernunft, und die Empfindungen der Natur zu setzen. Laßt uns die Ketten so vieler Opfer unsrer Habsucht zerschlagen, sollten wir auch einen Handel aufgeben, wovon nur Ungerechtigkeit die Grundlage, und Luxus der Gegenstand ist.

Aber nein! Es ist nicht nöthig, Produkte aufzuopfern, die uns durch die Gewohnheit so werth geworden. Ihr könnt sie aus euren Kolonien ziehen, ohne dieselben mit Sklaven zu bevölkern. Diese Produkte können durch freye Hände gebaut, und alsbald ohne Gewissensbisse verbraucht werden.

Die Inseln sind voll von Schwarzen, deren Ketten man zerbrochen. Sie bearbeiten mit gutem Erfolg die kleinen Wohnplätze, die man ihnen gegeben, oder die sie durch ihre Industrie erworben haben. Diejenigen von diesen Unglücklichen, die ihre Unabhängigkeit wieder erlangten, würden von ähnlicher, freyen, und fruchtbaren Arbeit im Frieden leben. Haben die Knechte in Dänemark, die man frey gemacht, ihren Pflug verlassen?

Fürchtet man, die Menschen werden, weil es auf einem natürlich fruchtbaren Boden so leicht zu leben ist, ohne etwas zu thun, und unter einem brennenden Himmel der Kleidung zu entbehren, in Müßiggang versinken? Warum schränken sich denn die Einwohner Europens nicht auf die Arbeiten erster Nothwendigkeit ein? Warum erschöpfen sie sich in arbeitsamen Beschäftigungen, die nur vorübergehenden Grillen ein Gnügen thun? Es giebt unter uns tausend Handthierungen, eine beschwerlicher, als die andre, die das Werk unsrer Gesetze sind. Dieselben haben auf dem Erdboden einen Schwarm von gemachten Bedürfnissen ausgebrütet, die ohne sie niemals würden gewesen seyn. Sie haben alles Eigenthum nach ihrem Eigensinn vertheilt, und eine unendliche Menge Menschen dem herrischen Willen ihres Gleichen so weit unterworfen, daß sie singen und tanzen müssen, um leben zu können. Ihr habt unter euch Geschöpfe, die gemacht sind, wie ihr, und eingewilligt haben, sich unter Bergen zu begraben, um

euch Metalle zu liefern, Kupfer, das euch vielleicht vergiftet: warum wollt ihr, daß Negern sich weniger hintergehen lassen, weniger thöricht seyn, als Europäer?

Wenn ihr diesen Unglücklichen die Freyheit, jedoch nach und nach, als eine Belohnung ihrer guten Wirthschaft, ihrer Aufführung, ihrer Arbeit, zugesteht; so sorgt dafür, daß ihr sie euren Gesetzen und euren Sitten unterwerfet, daß ihr ihnen euren Ueberfluß anbietet. Gebt ihnen ein Vaterland, Interesse zu berechnen, Produkte, die sie können wachsen lassen, einen ihrem Geschmack angemeßnen Verbrauch; und es wird euren Kolonien nicht an Händen fehlen, die, von ihren Fesseln frey, um desto thätiger und stärker seyn werden.

Vor welchen Richterstuhl sollen wir die Sache der Menschheit bringen, woran so viel Menschen einstimmig zu Verräthern werden, damit wir das Gebäude der Sklaverey umstürzen, welches durch so allgemeine Leidenschaften, durch so authentische Gesetze, durch die Mitwerbung so mächtiger Nationen, durch noch mächtigere Vorurtheile unterstüzt wird? Könige der Erde, ihr allein könnt diese Revolution machen. Spielt ihr nicht mit den übrigen Menschen, seht ihr die Macht der Souveränen nicht als das Recht einer glücklichen Räuberey an, und den Gehorsam der Unterthanen als eine Ueberraschung der Unwissenheit, so denkt an eure Pflichten. Versagt dem ehrlosen und verbrecherischen Handel mit Menschen, die man in schlechte Heerden verwandelt, das Siegel eures Ansehns; und dieser Handel wird verschwinden. Vereinigt einmal zur Wohlfahrt der Welt eure so oft zu ihrem Untergang verbundne Macht und Entwürfe. Wollte Jemand von euch es wagen, auf den Edelmuth aller andern die Hoffnung seines Reichthums

und seiner Größe zu gründen, der ist ein Feind des Menschengeschlechts, den man aus dem Wege räumen muß. Geht mit Feuer und Schwerdt auf ihn los. Eure Kriegsheere wird der heilige Enthusiasmus der Menschlichkeit beleben. Ihr werdet alsdann sehen, welchen Unterschied die Tugend unter Menschen macht, die Unterdrückten beystehen, und Miethlingen, die Tirannen dienen.

Was sag ich? Wir wollen die unnütze Stimme der Menschlichkeit nicht mehr vor den Völkern und ihren Herren hören lassen: vielleicht ist sie bey öffentlichen Operationen niemals zu Rath gezogen worden. Wohlan! ihr Nationen Europens, hat das Interesse allein ein Recht über eure Seele, so hört mich noch einmal. Eure Sklaven bedürfen weder eures Edelmuths, noch eures Raths, um das räuberische Joch zu zerschlagen, welches sie unterdrückt. Die Natur redet lauter, als die Philosophie und der Eigennutz. Schon haben einige erschlagne Weiße einen Theil unsrer Verbrechen versöhnt; schon sind zwey Kolonien von flüchtigen Negern entstanden, die, durch Traktaten und ihre eigne Stärke, vor euren Angriffen in Sicherheit sind. Das Gift hat von Zeit zu Zeit einige Schlachtopfer gerächt. Viele haben sich durch einen freywilligen Tod eurer Unterdrückung entzogen. Diese Unternehmungen sind eben so viele Lichtstrahlen, die das Ungewitter ankündigen; und den Negern fehlt Nichts, als ein Haupt, das Muth genug besitzt, um sie zur Rache und Metzeln zu führen.

Wo ist er, der große Mann, welchem die Natur vielleicht die Ehre des Menschengeschlechts schuldig ist? Wo ist er, der neue Spartakus, der keinen Craßus finden wird? Alsdann wird das **schwarze Gesezbuch** verschwinden; und wie schrecklich wird

das

das weiße Gesezbuch seyn, falls der Sieger Nichts, als das Vergeltungsrecht, *) zu Rathe zieht!

In

*) So wahr und einleuchtend die Gründe sind, womit der Verf. die eingeführte unmenschliche Sklaverey bestreitet, und so sehr die Grausamkeit und Unempfindlichkeit ihrer tirannischen Herren, und die unverantwortliche Duldung derselben, durch die gesittet seyn wollende europäische Regierungen den tiefen Unwillen jedes empfindsamen Menschen verdient; so muß man doch auch gestehn, daß der Verf. in den gewöhnlichen Fehler unsrer heutigen Philosophen, die die Welt verbessern wollen, verfällt, alles auf einmal umkehren, und auf eine andre Stelle bringen will. Durch heftige Declamationen wird ja nichts ausgerichtet; der Empfindsame wird zwar dadurch gerührt, der untheilnehmende Leser erschüttert und betäubt; aber der Regent, der Minister, der Kaufmann, der Eigenthümer der Sklaven, die es doch eigentlich angehet, sehen auf die überspannte Einbildungskraft des Declamanten mitleidig und verächtlich herab. Was nützet es, wie der Verf. selbst sagt, den Völkern und ihren Beherrschern, die unnütze Stimme der Menschlichkeit hören zu lassen, wenn nicht darauf geachtet wird? Der Abt von St. Pierre ließ sie auch hören, und ward verlacht. So wie die Welt ist, fruchtet alles nichts, wenn man nicht zeigen kann, daß für den Fürsten, Kaufmann, und Eigenthümer, mit der Aufhebung der Sklaverey, wahrer Vortheil verknüpft sey, und alle die bedenklichen und schädlichen Folgen, welche Eigennutz und Unwissenheit sich vorspiegeln, bey einer weisen und langsamen Vorbereitung der Sache, wozu der Verf. auch einige Mittel angegeben hat, nicht statt finden. Aber wie viele unter denen, die es begreifen sollten, würden es begreifen wollen und können? Der verschwendende, der gierige, der verschuldete Fürst oder Eigenthümer, lauret mit Ungeduld auf die nächste Frucht der Arbeit seiner Sklaven, und preßt sie ihnen mit unmensch-

lichem

In Erwartung dieser Revolution seufzen die Negern unter dem Joch der Arbeiten, deren Schilderung uns nothwendig immer mehr bewegen muß, an ihrem Schicksal Theil zu nehmen.

Arbeiten der Sklaven.

Der Boden der amerikanischen Inseln hat sehr wenig Aehnlichkeit mit dem unsrigen. Seine Produkte sind, wie die Art, sie zu bauen, sehr verschieden. Einige Küchensamen ausgenommen, säet man daselbst Nichts; Alles wird gepflanzt.

Da der Tabak das erste Produkt war, womit man sich beschäftigte, da seine Wurzeln nicht tief gehen, und er von der geringsten Abstreifung ausgeht; so gebrauchte man nur einen bloßen Karst, um die Erde zu bereiten, worinn er stehen sollte, und das Unkraut, welches ihn würde erstickt haben, auszurotten. Dieser Gebrauch dauert noch.

Als man sich nachher auf solchen Anbau legte, der mehr Umstände erforderte, und nicht so mißlich war, griff man zur Hacke, zum Aufwühlen und Ausgäten; allein sie ward nicht zu dem ganzen Raum gebraucht, der urbar gemacht werden sollte. Man grub blos ein Loch, um die Pflanze darein zu setzen.

Die Ungleichheit des Bodens, der gemeiniglich voll Hügel war, brachte wahrscheinlich diesen Gebrauch auf. Man konnte fürchten, der stets stromweis fallende Regen möchte durch Ausspühlung das umgearbeitete Land verderben. Die Trägheit und der Mangel an Mitteln in den ersten Zeiten verbreiteten dies Verfahren bis auf die plattesten Ebnen, und die Gewohnheit heiligte es. Niemand dachte dran, davon abzugehen. Endlich haben einige Kolonisten,

lichem Ungestüm aus: sein Beutel ist zu leer oder zu verschlossen, als daß er die entferntere bessere Frucht vorbereiten und erharren könnte oder wollte.

loniſten, kühn genug, um ſich über das Vorurtheil zu erheben, den Einfall gehabt, ſich des Pfluges zu bedienen; und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Methode überall, wo ſie wird anzubringen ſeyn, allgemein werden wird. Dies muß man aller Umſtände wegen wünſchen und hoffen.

Alle Ländereyen der Inſeln waren noch nie gebraucht, als die Europäer es unternahmen, ſie urbar zu machen. Die zuerſt beſetzt worden, geben ſeit langer Zeit weniger Produkte, als man anfangs davon zog. Die nach und nach urbar gemachten ſind nach dem Verhältniß des Zeitpunkts, da man ſie aufgebrochen, mehr oder weniger erſchöpft. Wie groß auch ihre Fruchtbarkeit im Anfang geweſen, ſo verlieren ſie dieſelbe mit der Zeit alle; und bald werden ſie den Arbeiten der Anbauer gar nicht mehr entſprechen, falls nicht die Kunſt der Natur zu Hülfe kommt.

Es iſt ein von den Phyſikern allgemein eingeſtandner Grundſatz des Ackerbaues, daß die Erde nur in ſo fern wirklich etwas herfürbringt, als ſie die Einflüſſe von der Luft, und allen durch dies mächtige Element regierten Meteoren, nämlich vom Nebel, Thau, Regen, empfangen kann. Das Ackern, und häufiges Ackern, muß ihr dieſen Vortheil verſchaffen: die Inſeln haben ihn dringend und ohne Aufſchub nöthig. Man muß die feuchte Jahrszeit zur Bearbeitung dieſer Ländereyen wählen, deren Dürre die Fruchtbarkeit verhindern würde. Der Gebrauch des Pfluges kann auf recht ebnen Feldern keine Unbequemlichkeit haben. Der Gefahr, abhängige Felder durch Platzregen verwüſtet zu ſehen, würde man dadurch zuvorkommen, wenn man quer in einer Linie ackerte, die die Linie des Abhanges der Hügel durchſchnitte. Wäre der Abhang ſo jäh, daß das urbar gemachte Land, der Furchen ungeachtet, weggeriſſen werden könnte, ſo müßte

man

man von Weite zu Weite, in gleicher Richtung, kleine tiefere Zuggraben hinzuthun, die zum Theil die Gewalt und Schnelligkeit des Platzregens brechen würden, welche selbst im Fallen durch die Steile der Hügel vermehrt werden.

Der Nutze des Pfluges würde nicht blos darinn bestehn, den Pflanzen mehr treibenden Saft zu schaffen. Er würde überdem ihre Früchte sichern. Die Inseln sind das Land der Insekten; ihre Vermehrung wird daselbst durch eine beständige Hitze begünstigt, und sie folgen ununterbrochen auf einander: man weiß, wie große Verwüstung sie anrichten. Häufiges und anhaltendes Ackern würde diese verzehrenden Thierarten ermüden, ihre Fortpflanzung stören, viele umbringen, und ihre meisten Eyer vertilgen. Vielleicht würde dies Mittel gegen die Ratzen nicht hinlänglich seyn, welche die Schiffe aus Europa nach Amerika gebracht, wo sie sich dergestalt vermehrt haben, daß sie oft ein Drittheil der Erndten zu Grunde richten. Man könnte die Thätigkeit der Sklaven zu Hülfe nehmen, und ihre Wachsamkeit durch ein Geschenk aufmuntern.

Das Pflügen scheint den Gebrauch der Düngung mit sich bringen zu müssen; auf den meisten Küsten ist er schon bekannt. Derjenige, den man gebraucht, heißt **Varech**; es ist eine Art Seegewächs, das sich, wenn es reif geworden, vom Wasser losreißt, und durch die Bewegung der Wellen ans Ufer getrieben wird. Es ist ein großes Mittel zur Fruchtbarkeit; allein, ohne Zubereitung gebraucht, giebt es dem Zucker eine unangenehme Strenge, die von den mit Oeltheilen geschwängerten Salzen herrühren muß, wovon die Seegewächse voll sind. Vielleicht müßte man, um diese Bitterkeit zu heben, nur die Pflanze verbrennen, und sie in Asche gebrauchen. Die durch

diese

diese Operation der Oeltheile entledigten und durch das Wachsen wohl zerriebnen Salze würden im Zuckerrohr leichter umlaufen, und ihm reinere Säfte bringen.

Im Innern des Landes hat man erst seit kurzem angefangen zu düngen. Die Noth wird diesen unvermeidlichen Gebrauch ausbreiten; und mit der Zeit wird der amerikanische Boden eben die Hülfen bekommen, als der europäische; aber mit mehr Schwierigkeit. Auf Inseln, wo die Heerden nicht zahlreich sind, und selbst nur sehr selten Ställe haben, wird man zu anderm Dünger seine Zuflucht nehmen, und ihn so viel möglich vermehren müssen, um den Mangel der Güte durch die Menge zu ersetzen. Das größte Hülfsmittel wird stets im Unkraut stecken, wovon man die nützlichen Pflanzen beständig befreyen muß. Man muß es sammeln, und verfaulen lassen. Die Kolonisten, welche Kaffee bauen, haben das Beyspiel dieser Methode gegeben, aber mit der Schläfrigkeit, die sich wegen des heißen Klima bis auf die Arbeit selbst erstreckt. Sie haben am Fuß der Kaffeestämme Kraut gehäuft, und nicht gesehen, daß dies Kraut, welches man sich nicht einmal bemühte mit Erde zu bedecken, den Baum erhizte, und ein Aufenthalt der ihn verzehrenden Insekten ward. In der Sorge für das Vieh ist man eben so nachläßig gewesen.

Alle europäische vierfüßige Hausthiere sind durch die Spanier nach Amerika gebracht; und aus ihren Pflanzörtern haben die Kolonien der andern Nationen sie gezogen. Das Schwein ausgenommen, welches in den Gegenden, wo es viele Wassergewächse, Insekten, und kriechende Thiere giebt, gut fortkommt, und größer und schmackhafter geworden, sind alle diese Thiere ausgeartet, und man findet auf den Inseln nur sehr kleine Geschlechter von ihnen. Obgleich der

Fehler

Fehler des Klima einigen Theil an dieser Ausartung haben kann, so ist der Mangel der Fürsorge vielleicht ihre vornehmste Ursache. Sie schlafen allezeit auf freyem Felde. Man giebt ihnen niemals weder Kleye noch Haber, und sie sind das ganze Jahr auf grünem Futter. Man hat sogar nicht einmal die Aufmerksamkeit für sie, die Wiesen in verschiedne Stücke zu theilen, um sie wechselsweis von einem aufs andre zu treiben. Sie weiden beständig auf einem Fleck, und lassen dem Grase nicht Zeit, wieder zu wachsen. Diese Fütterung kann nur einen wäßerigen und schwachen Saft haben. Bey zu schnellem Wachsthum kann derselbe von der Natur nicht hinlänglich durchgearbeitet seyn. Daher geben auch die zur Speise der Menschen bestimmten Thiere nur ein zähes Fleisch ohne Substanz.

Die zu den verschiednen Arbeiten aufbehalten werden, thun nur kaum schwache Dienste. Die Ochsen ziehen keine schwere Lasten, und ziehen sie nicht den ganzen Tag. Sie sind stets viere an der Zahl. Man spannt sie nicht mit dem Kopf, sondern, nach spanischer Weise, mit dem Halse an. Sie werden nicht mit dem Stachel, sondern mit der Peitsche getrieben, und von zwey Treibern regiert.

Sind die Wege so, daß man keine Wagen gebrauchen kann, so nimmt man Maulthiere statt der Ochsen. Diese werden simpler, aber weit schwächer als in Europa aufgesattelt. Man legt ihnen ein Strohkissen auf den Rücken, woran man zu jeder Seite 2 im Walde ungefähr aufgegriffene Haken hängt. So ausgerüstet, tragen sie höchstens die Hälfte von dem, was die unsrigen tragen, und machen nicht halb so weite Wege.

Der Gang der Pferde ist nicht so langsam. Sie haben etwas von der Schnelligkeit, dem Feuer, der

Gelehrigkeit der andalusischen Pferde, wovon sie abstammen, behalten; allein ihre Kräfte entsprechen ihrer Hitze nicht. Man muß ihrer sehr viele nehmen, um die Dienste davon zu haben, die in Europa eine kleine Anzahl leisten würde. Man muß ihrer 3 oder 4 vor höchst leichte Wagen spannen, deren sich die wohlhabenden Einwohner zu Fahrten bedienen, die sie Reisen nennen, und bey uns nur Spazierfahrten heissen würden.

Man würde das Ausarten der Thiere auf den Inseln verhindert, aufgehalten, oder vermindert haben, wenn man so aufmerksam gewesen, und sie durch fremde Geschlechter erfrischt hätte. Aus kältern oder wärmern Ländern gekommne Beschäler, würden den Einfluß des Himmelstrichs, der Nahrung, der Erziehung, auf einen gewissen Punkt verbessert haben. Sie hätten mit den Weibchen des Landes neue Geschlechter erzeugt, die um desto besser ausgefallen wären, jemehr das Klima, woher sie gekommen, von demjenigen verschieden gewesen wohin sie gebracht wären.

Es ist sehr außerordentlich, daß ein so simpler Gedanke keinem einzigen Kolonisten eingefallen; und daß keine einzige Gesetzgebung sich gnugsam um ihr Interesse bekümmert hat, um in ihren Pflanzörtern den Puckelochsen an statt des gemeinen Ochsen einzuführen. Jedermann, wer von der Sache unterrichtet ist, muß sich erinnern, daß der Puckelochs weicher und glänzender Haar hat, nicht so schwerfällig, nicht so dumm, als unser Ochs, und ihm an Verständigkeit und Gelehrigkeit weit überlegen ist. Er ist leicht im Lauf, und kann des Pferdes Stelle ersetzen, weil man ihn reitet. Er kommt eben so gut in den mittägigen Ländern fort, als der, dessen wir uns bedienen, in den kalten oder gemäßigten Erdgürteln gedeyet. Auf den morgenländischen Inseln, und in

dem

dem größten Theil von Afrika, kennt man nur dieses Geschlecht. Herrschte die Gewohnheit nicht so sehr, als sie gemeiniglich, selbst über die aufgeklärtesten Regierungen, pflegt, so würde man gesehen haben, daß dies nützliche Thier sich ganz besonders für den großen Archipelag von Amerika schickte, und daß Nichts leichter wäre, als dasselbe mit geringen Kosten von der Gold- oder angolischen Küste zu ziehen.

Zwey reiche Anbauer zu Barbados und San-Domingo, denen die Schwachheit der Zug- und Lastthiere, die sie eingeführt fanden, gleich stark auffiel, haben es versucht sich an ihrer Statt des Kameels zu bedienen. Dieser von den Spaniern vormals in Peru ohne Erfolg gemachte Versuch, ist nicht glücklich gewesen, mußte es auch nicht seyn. Es ist bekannt, daß das Kameel, ob es gleich in den warmen Ländern zu Hause gehöret, die ausschweifende Hitze scheut, und daß es unter dem brennenden Himmel des dürren Erdgürtels eben so wenig anschlagen, sich eben so wenig fortpflanzen kann, als in den gemäßigten Erdgürteln. Man hätte besser gethan, wenn man wäre auf den Büffel gefallen.

Der Büffel ist ein sehr schmutziges Thier, von sehr heftiger Natur. Er hat plötzliche und häufige Fantasien. Sein Leder ist vest, leicht, fast undurchdringlich, und sein Horn zu vielem Gebrauch geschickt. Man findet sein schwarzes und hartes Fleisch für den Geschmack und Geruch unangenehm. Die Milch von der wilden Kuh ist nicht so süß, aber reichlicher, als von der zahmen. Er wird, wie der Ochs, mit dem er eine merkliche Aehnlichkeit hat, gefüttert, übertrifft ihn aber erstaunlich an Kraft und Schnelligkeit. Zwey, vermittelst eines durch ihre Nase gezognen Ringes an einen Wagen gekettelte, Büffel ziehen eben so viel, als vier der stärksten Ochsen, und in weniger

als der halben Zeit. Diese doppelte Ueberlegenheit rührt von dem Vorzug her, daß sie längere Beine und eine größere Körpermasse haben, deren ganzes Gewicht zum Ziehen gebraucht wird, weil sie den Hals und Kopf von Natur unterwärts führen. Da dies Thier ursprünglich vom heissen Erdgürtel herkommt, und dicker, stärker, gelehriger ist, je nachdem es in heißern Ländern lebt, so hat man niemals zweifeln müssen, daß es nicht in den Antillen von großem Nutzen seyn, und sich auf denselben leicht fortpflanzen könne. Man muß es glauben, besonders seitdem in Guyana so glückliche Versuche gemacht worden.

Die Unthätigkeit und die Uebung, wodurch die Fortpflanzung der Hausthiere gehindert worden, haben ebenfalls den Erfolg der Verpflanzung unsrer Gewächse gehemmt. Man hat nach und nach verschiedne Arten von Fruchtbäumen nach den Inseln gebracht. Was nicht ausgegangen, sind Arten von wilden Bäumen, deren Früchte weder schön noch gut sind. Die meisten sind sehr geschwind aus der Art geschlagen, weil man sie der Stärke eines Wachsthums überlassen, das stets thätig ist, und durch den häufigen Thau der Nächte, durch die lebhafte Hitze des Tages, eine doppelte Ursach der Fruchtbarkeit, allezeit getrieben wird. Vielleicht hätte ein verständiger Beobachter dies zu nutzen gewußt, um sich leidliche Früchte zu verschaffen; allein dergleichen Leute findet man nicht in den Kolonien. Sind unsre Küchengewächse daselbst fortgekommen; kommen sie stets neu hervor; sind sie allzeit grün, allzeit reif; so kommt dies daher, daß sie nicht gegen das Klima zu kämpfen gehabt, wo sie ein feuchtes und teigiges Erdreich antrafen, das sich für sie schickt, daß sie nicht die geringste Wartung erforderten. Der Schweis der Sklaven benetzt nützlichere Produkte.

Die

Die ersten Arbeiten dieser Unglücklichen sind auf die zur Erhaltung ihres elenden Daseyns nöthigen Gegenstände gerichtet. Die durch die Spanier besetzten Inseln ausgenommen, wo die Sachen ungefähr das sind, was sie bey der Europäer Ankunft in der neuen Welt waren, haben übrigens die für die Wilden hinreichenden Produkte nach dem Maas abgenommen, wie man die Wälder umgehauen, um Ackerbau anzulegen. Man hat sich andre Lebensmittel verschaffen müssen: und die vornehmsten, die man suchen mußte, sind aus dem Lande der neuen Verbraucher selbst gezogen worden.

Afrika hat den Inseln eine Staude geliefert, die ungefähr vier Schuh hoch wächst, vier Jahr lebt, und während ihrer ganzen Dauer nützlich ist. Sie trägt Schoten, die fünf bis sechs Körner von einer Art sehr gesunden und sehr nahrhaften Erbsen enthalten. Alles, was an ihr ist, hat irgend eine fürtrefliche Eigenschaft. Ihre Blume ist Bechique; ihre Blätter werden gekocht auf Wunden gelegt; und aus ihrem zu Asche gebrannten Holz macht man eine Lauge, die die Geschwüre reinigt, und die äußern Erhitzungen der Haut vertreibt. Man nennt diese Staude die angolische Erbse. Sie kommt in natürlich unfruchtbarem Erdreich, und in dem, dessen Salz erschöpft ist, gleich gut fort. Daher versäumen auch die besten Verwalter unter den Kolonisten niemals, in allen den Theilen ihrer Wohnplätze, die in andern Händen ungebaut bleiben würden, davon zu säen.

Indessen ist das kostbarste Geschenk, welches die Inseln aus Afrika bekommen haben, der **Maniock**. Die meisten Geschichtschreiber haben ihn für eine ursprünglich amerikanische Pflanze gehalten. Man sieht nicht recht, auf welchem Grunde diese, obgleich ziemlich allgemein angenommne Meinung beruht.

Wäre aber auch ihre Wahrheit erwiesen, so würden doch darum die Antillen den Maniock von den Europäern haben, die ihn mit den Afrikanern, welche sich davon nährten, dahin gebracht. Bevor wir in Amerika einfielen, hatte das veste Land mit diesen Inseln so wenig Gemeinschaft, daß eins von seinen Produkten im Archipelag der Antillen unbekannt seyn konnte. So viel ist gewiß, daß die Wilden, die unsern ersten Seefahrern **Bananen, Ignamen, Patat**en brachten, ihnen keinen Maniock gaben; daß die auf Domingo und St. Vincent wohnenden Karaiben ihn von uns bekommen haben; daß die Wilden, ihres Karakters wegen, zu einem so anhaltenden Anbau nicht geschickt waren; daß diese Art von Anbau sehr freye Felder erfordert; und daß man in den Wäldern, womit diese Inseln bedeckt waren, keine urbar gemachte Zwischenräume fand, die mehr als 25 Klafter ins Gevierte hatten. Kurz, es ist gewiß, daß man den Gebrauch des Maniock erst nach der Schwarzen Ankunft eingeführt findet; und daß er seit undenklichen Zeiten die vornehmste Nahrung eines großen Theils von Afrika ausmacht.

Dem sey wie ihm wolle, so ist der Maniock eine Pflanze, die aus dem Setzling kommt. Man steckt denselben in 5. oder 6. Zoll tiefe Löcher, die mit der daraus genommnen Erde daselbst wieder ausgefüllt werden. Diese Löcher sind nach der Beschaffenheit des Erdreichs 2. oder $2\frac{1}{2}$. Fuß von einander entfernt. Die Staude wächst etwas über Mannslänge, und ihr Stamm ist ungefähr so dick, als ein Arm. So, wie er fortwächst, fallen die untern Blättern ab, und es bleiben nur welche gegen den Gipfel. Ihr Holz ist weich und zerbrechlich.

Es ist eine zarte Pflanze. Ihre Wartung ist mühsam. Die Nachbarschaft aller Arten von Kraut

ist

ist ihr beschwerlich. Sie muß ein trocknes und leichtes Land haben. Ihre Frucht sitzt an ihrer Wurzel; und wenn die Bewegung, worinn der Körper der Pflanze vom Winde gesetzt wird, diese Wurzel erschüttert, so bildet sich die Frucht nur unvollkommen. Sie braucht 18. Monate zu ihrem Wachsthum oder Reifen.

Sie kann keine Speise für Menschen abgeben, bevor sie nicht eine sehr ermüdende Zubereitung erhalten. Man muß die erste Haut davon abschaben, sie waschen, reiben, pressen, um die wässerigen Theile herauszuziehen, die ein kaltes Gift sind, wogegen kein Mittel bekannt. Durch das Backen dunstet vollends alles aus, was noch Tödtliches darinn stecken möchte. Wenn sich kein Rauch mehr zeigt, nimmt man sie von der eisernen Platte, worauf man sie hat backen lassen, und läßt sie kalt werden. Wiederholte Erfarungen haben bewiesen, daß sie, heiß, fast eben so gefährlich zu essen, als roh.

Die geriebne und durch das Backen in kleine Körner verwandelte Maniockwurzel heißt Maniockmehl. Man giebt dem Maniockteig, der durch die bloße Aufmerksamkeit, daß man ihn backen läßt, ohne ihn zu rühren, zum Kuchen wird, den Namen **Caßave.**

Es würde gefährlich seyn, so viel Caßave als Mehl zu essen, weil die Caßave bey weitem nicht so gar ist. Beydes hält sich lange Zeit, und ist sehr nahrhaft, aber etwas schwer zu verdauen. Ob es einem gleich anfangs geschmacklos vorkommt, so giebt es doch eine große Menge auf den Inseln gebohrner Weissen, die es dem besten Waizen vorziehen. Alle Spanier überhaupt machen beständigen Gebrauch davon. Der Franzose nährt seine Sklaven damit. Die andern europäischen Völker, die auf den Inseln

Pflanzörter angelegt, kennen den Maniock nur wenig. Diese Kolonien bekommen ihren Unterhalt aus Nordamerika; so, daß, wenn ihre Verbindung mit diesem fruchtbaren Lande durch irgend einen Vorfall, der sehr möglich ist, vier Monate lang unterbrochen würde, sie Hungers sterben müßten. Eine unbegränzte Habsucht verschließt den Kolonisten der Inseln die Augen vor dieser drohenden Gefahr. Alle, oder fast alle, finden es vortheilhaft, ihrer Sklaven ganze Thätigkeit auf die handelbaren Produkte zu richten. Die vornehmsten sind: der **Kakao**, der **Roku**, die **Baumwolle**, der **Indigo**, der **Kaffe**. Wir werden an einem andern Ort von ihrem Bau, von ihrer Geltung, von ihrer Bestimmung reden. Die Aufmerksamkeit des Lesers soll gegenwärtig nur auf den Zucker gezogen werden, dessen Betrag allein wichtiger ist, als der von allen andern Waaren zusammen.

Das Rohr, welches den Zucker giebt, ist eine Art von Schilf, welches, die aus seiner Spitze hervorkommenden Blätter mitgerechnet, gemeiniglich 8 oder 9 Fuß hoch wächst. Seine gewöhnlichste Dicke ist von 2 bis 4 Zoll. Es ist mit einer nicht sehr harten Rinde bedeckt, die eine schwammigte Materie einschließt. Durch Knoten wird es gleichsam zur Verstärkung und Unterstützung in Zwischenräume getheilt, jedoch ohne den Umlauf des Safts zu verhindern, weil dieselben inwendig weich und markig sind.

Diese Pflanze ist von uralten Zeiten her in einigen Gegenden von Asien und Afrika gebaut worden. Gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts bereicherte man Sicilien damit, und von dort kam sie nach den mittägigen Provinzen von Spanien. Seitdem ward sie auf Madera und den Kanarieninseln naturalisirt. Aus diesen Inseln zog man sie, um sie nach der neuen

Welt

Welt zu bringen, wo sie so gut angeschlagen, als wenn sie daselbst zu Hause gehörte.

Nicht jedes Land ist für sie gleich zuträglich. Das fette und schwere, niedrige und morastige, mit Gehölz umgebne oder neu aufgebrochne, bringt, ungeachtet der Dikke und Länge des Rohrs, nur einen wässerigen, wenig gezuckerten, schlechten Saft herfür, der schwer zu kochen, zu reinigen, und zu erhalten ist. Das Rohr, welches in ein Erdreich gepflanzt ist, wo es bald auf den Tofstein oder Felsen trift, ist nur von sehr kurzer Dauer, und giebt nur wenig Zucker. Es ist ein leichter, lockerer, und tiefer Boden, den die Natur für dies Produkt bestimmt hat.

Die allgemeine Methode, um es zu gewinnen, ist, daß man ein großes Feld zubereitet, 3 Fuß von einander kleine Graben macht, die 18 Zoll lang, 12 breit, und 6 tief sind; 2 und zuweilen 3 vom obern Theil des Rohrs genommne Setzlinge, jeden ungefähr von einem Fuß in der Länge, hinein legt, und leicht mit Erde bedeckt. Aus einem jeden der an den Setzlingen befindlichen Knoten kommt ein Sprosse, der mit der Zeit Zuckerrohr wird.

Man muß es immerfort vom Unkraut befreyen, welches beständig rund um dasselbe hervorkommt. Diese Arbeit dauert nur 6 Monat. Alsdann ist das Rohr dicht genug und nahe genug bey einander, um alles, was seiner Fruchtbarkeit schaden könnte, zu ersticken. Man läßt es gemeiniglich 18 Monat wachsen; um diese Zeit wird es erst abgeschnitten.

Aus seinem Stumpf kommen Sprosse, die man 15 Monat nachher abschneidet. Dieser zweyte Schnitt giebt nur die Hälfte des Betrags vom ersten. Man macht zuweilen einen dritten, und selbst einen vierten, die stets fortschreitend geringer sind, der Boden

sey so gut, als er wolle. Daher kann auch nichts, als Mangel an Händen, um das Feld wieder zu bepflanzen, einen thätigen Anbauer nöthigen, von seinem Rohr mehr als zwey Erndten zu verlangen.

Sie geschehen nicht in allen Kolonien um dieselbe Zeit. In den französischen, dänischen, spanischen, holländischen Pflanzörtern fangen sie im Januar an, und währen bis in den October. Diese Methode setzt keine bestimmte Jahrszeit für die Reife des Rohrs zum voraus. Indessen muß diese Pflanze, wie andere, ihren Fortschritt haben; und man bemerkt sehr wohl, daß sie in den Monaten November und December in der Blüte ist. Aus dem Gebrauch dieser Nationen, die 10 Monat lang nicht aufhören zu erndten, muß erfolgen, daß sie das Rohr bald zu früh, bald gar zu reif abschneiden. Alsbald hat die Frucht nicht die erforderlichen Eigenschaften. Diese Erndte muß eine vestgesetzte Jahrszeit haben, und diese ist wahrscheinlich in den Monaten März und April, in welchen alle süße Früchte reif sind, unterdessen daß die sauren Früchte erst in den Monaten Julius und August reifen.

Die Engländer schneiden ihr Rohr im März und April ab. Gleichwohl ist die Reife nicht Ursach, die sie dazu bewegt. Die auf ihren Inseln herschende Dürre macht ihnen den im September fallenden Regen zum Pflanzen nothwendig, und da das Rohr 18. Monate wächst, so fällt ihre Erndte nach diesem Zeitraum allzeit ein, wenn es gerade reif ist.

Um aus den abgeschnittnen Rohr den Saft zu ziehen, welches innerhalb 24 Stunden geschehen muß, sonst würde es sauer werden, stellt man es zwischen zwey, auf einer unbeweglichen Tafel senkrecht stehende, eiserne oder kupferne Cylinder. Die Bewegung dieser Cylinder wird durch ein von Ochsen oder Pferden getriebnes Horizontalrad bewerkstelligt; in den Wassermüh-

fermühlen aber erhält dies Horizontalrad seine Bewegung von einem senkrechten Rade, dessen gegen den Wasserstrom gekehrte Circumferenz einen Eindruck bekommt, der es um seine Axe treibt: und zwar von der Rechten nach der Linken, wenn der Wasserstrom oben auf das Rad fällt; von der Linken nach der Rechten, wenn der Strom an den untern Theil desselben schlägt.

Aus dem Behälter, der den Saft des Rohrs auffängt, fällt derselbe in einen Kessel, wo man die Wassertheile ausdunsten läßt, die sich am leichtsten absondern. Diese flüßige Materie wird in einen andern Kessel gegossen, worin es bey mäßigem Feuer seinen ersten Schaum auswirft. Wenn es seine Klebrigkeit verloren hat, läßt man es in einen dritten Kessel laufen, wo es bey einem stärkern Grad der Hitze viel mehr Schaum auswirft. Hierauf bekommt es den letzten Grad des Kochens in einem vierten Kessel, dessen Feuer sich zum Feuer des ersten, wie 3 zu 1, verhält.

Dies letzte Feuer entscheidet den Ausgang der Operation. Ist dasselbe wohl unterhalten worden, so macht der Zucker mehr oder minder große, mehr oder weniger glänzende Krystalle, im Verhältniß der grössern oder kleinern Menge Oel, welches sie schmutzig macht. Ist das Feuer zu stark getrieben worden, so wird aus der Materie blos ein schwarzer und kohlartiger Auszug, der kein wesentliches Salz mehr liefern kann. Wenn das Feuer zu sehr gemäßigt worden, so bleibt eine beträchtliche Menge fremder Oele zurück, die den Zucker färben, ihn fett und schwärzlich machen; so, daß er, wenn man ihn trocknen will, allzeit lokker wird, weil die Zwischenräume, die die Oele einnahmen, leer bleiben.

Sobald der Zucker kalt geworden, gießt man ihn in kegelförmige irdne Gefäße. Die Unterlage des Kegels ist offen, seine Spitze hat ein Loch, und durch dieses Loch läßt man das Wasser ablaufen, welches keine Krystalle hat geben können. Dies nennt man Syrop. Nach dem Ablecken hat man rohen Zucker. Er ist fett, er ist braun, er ist weich.

Die meisten Inseln überlassen Europa die Sorge, dem Zucker die übrigen nothwendigen Zubereitungen zu geben, um Gebrauch davon zu machen. Dies Verfahren erspart ihnen kostbare Gebäude. Man behält dadurch mehr Schwarze zum Landbau, und kann 2 oder 3 Monate nacheinander ununterbrochen erndten. Es kann auch eine größere Anzahl Fahrzeuge zur Ausfuhr gebraucht werden.

Die einzigen französischen Kolonisten haben geglaubt, es sey ihr Vortheil, ihrem Zucker eine andre Gestalt zu geben. Wie vollkommen auch der Saft des Rohrs mag gekocht seyn, so bleibt allzeit eine Menge fremder Theile an dem Zuckersalz hangen, die bey demselben eben das zu seyn scheinen, was die Hefen beym Wein sind. Sie geben ihm eine schmutzige Farbe und einen Weinsteingeschmack, den man ihm durch eine Operation, die das **Erdläutern** (terrage) heißt, zu benehmen sucht. Sie besteht darin, daß man den ungeläuterten Zucker wieder in ein neues irdnes, dem bereits erwähnten in allem ähnliches Gefäß, thut. Man bedeckt die Oberfläche des Zuckers, über die ganze Unterlage des Kegels, mit einem weißen Mergel, der mit Wasser besprengt wird. Das Wasser nimmt, indem es durch diesen Thon durchsippert, einen Theil Kalkerde mit, und führt sie auf die verschiednen Salztheilchen herum, da denn diese Erde sich mit der fetten Materie, die sie antrifft, vereinigt; darnach läßt man dieses Wasser durch die Oefnung der Formspitze ablaufen,

fen, und hat einen zweyten Syrop, der Gemengsel heißt, und um desto schlechter ist, je schöner der Zucker war, nemlich je weniger er von dem seiner Natur fremden Oel enthielt: weil alsdann die durch das Wasser aufgelöste Kalkerde allein durchgeht, und ihre ganze Schärfe behält. Auf dieses Läutern folgt eine letzte Zubereitung, die vermittelst des Feuers gemacht wird, und deren Zweck ist, die Feuchtigkeit ausdampfen zu lassen, die die Salze während des Läuterns geschwängert hat. In dieser Absicht läßt man die Zuckerform aus dem konischen irdnen Gefäß nehmen, bringt sie in eine Trockenkammer, die von einem eisernen Ofen eine gelinde und stufenweis zunehmende Wärme bekommt, und läßt ihn daselbst, bis der Zucker sehr trocken ist; welches gemeiniglich nach drey Wochen zutrifft.

Obgleich die zu dieser Operation erforderlichen Kosten überhaupt für die Sache verloren sind, weil der mit Erde gereinigte Zucker gemeiniglich in Europa auf eben die Weise verfeinert wird, als der ungeläuterte; so unterlassen gleichwohl diejenigen Einwohner der französischen Inseln, die im Stande sind, ihren Zucker solchergestalt zu reinigen, diese Sorgfalt nicht. Sie finden dabey den, für eine Nation, die nur eine schwache Seemacht hat, unschätzbaren Vortheil, daß sie in Kriegszeiten mit einer geringern Anzahl Fahrzeuge größern Werth nach ihrem Mutterlande schicken können, als wenn sie blos ungeläuterten Zucker machten.

Nach diesem, und noch weit besser, nach dem mit Erde geläuterten Zucker, kann man urtheilen, aus was für Art Salzen er zusammengesetzt ist. Ist der Boden, wo das Rohr gepflanzt worden, dicht, steinig, abhängig; so werden die Salze weiß, winklicht, und die Körner sehr grob seyn. Ist der Boden kalk-

artig,

artig, so wird er eben so weiß seyn, aber die Körner, die auf weniger Flächen geschnitten, werden nicht so viel Licht zurück werfen. Ist der Boden fett und schwammig, so werden die Körner beynahe kugelrund, die Farbe schmutzig seyn, und der Zucker wird unter dem Finger zergehen, ohne ihm eine Empfindung zurückzulassen. Dieser letzte Zucker wird für die schlechteste Art gehalten.

Was auch Ursach dran seyn mag, so bringen die gegen Norden liegenden Stellen den besten Zucker herfür, und das kalkartige Erdreich giebt mehr. Die Zubereitungen, die der in diesen beyden Arten von Boden treibende Zucker erfordert, sind kürzer, und nicht so mühsam, als bey dem Zucker, der in einem fetten Boden gewonnen worden. Allein diese Grundsätze sind unendlich abwechselnden Bestimmungen unterworfen, deren Untersuchung nur für Chymisten oder für sehr aufmerksame Anbauer gehört.

Außer dem Zucker giebt das Rohr Syrop, der den zwölften Theil vom Werth des Zuckers hat. Der beste Syrop ist der, welcher aus einem ersten Gefäß in ein zweytes läuft, wenn man den rohen Zucker macht. Er besteht aus groben Materien, die Zuckersalz mit sich führen, welches sie entweder enthalten, oder auf ihrem Wege abgerissen haben. Den schlechtern Syrop, der bittrer und in geringerer Menge ist, macht das Wasser, welches die Erd- und Weinsteintheile des Zuckers mitnimmt, wenn man ihn laugt. Man zieht, vermittelst des Feuers, noch einigen Zucker aus dem ersten Syrop, der, nach dieser Operation, minder geachtet wird, als der zweyte.

Beyde Arten werden im Norden von Europa verbraucht, wo sie dem gemeinen Volk statt Butter und Zuckers dienen. Nordamerika gebraucht sie eben so, und giebt damit noch überdem einem Getränk, Na-

mens

mens Druß, welches nichts ist, als der Saft von einer Baumrinde, Gährung, und einen angenehmen Geschmack.

Der Syrop ist noch nützlicher, weil man das Geheimniß gefunden, ihn durch Brennen in einen Brandtwein zu verwandeln, welchen die Engländer **Rum**, und die Franzosen **Taffia** nennen. Diese sehr simple Operation geschieht durch die Vermischung von $\frac{1}{3}$ Syrop mit $\frac{2}{3}$ Wasser vermischt. Wenn diese beyden Substanzen hinlänglich gegohren haben, welches gemeiniglich nach 12. oder 14. Tagen zutrifft, werden sie in einen recht saubern Kolben gethan, und auf die gewöhnliche Weise distillirt. Man zieht davon so viel Getränk, als man Syrop gebraucht hat.

Das ist die Methode, den Zucker zu bauen, wobey alle Inseln, nach vielen Versuchen und Veränderungen, allgemein stehen geblieben. Sie ist ohne Zweifel gut; aber vielleicht ist sie nicht zu dem Grad der Vollkommenheit gelangt, dessen sie fähig ist. Man kann muthmaaßen, es werde großer Vortheil dabey seyn, wenn man, an statt, das Rohr auf großen Feldern von einem Stück zu pflanzen, aus einem Lande Theile von 10 Ruthen machte, und zwischen 2. bepflanzten Theilen einen Zwischentheil ohne Anbau ließe. Bey der gegenwärtigen Art, zu verfahren, kommt nur das auswärts am Rande herum stehende Rohr schön an, und reift zu rechter Zeit. Was in der Mitte steht, schlägt zum Theil nicht an, und reift schlecht, weil es ihm an durchstreichender Luft fehlt, die nur durch ihr Gewicht wirkt, und selten an den Fuß des Rohrs kommt, der durch die Blätter stets verdeckt ist.

Bey diesem neuen Pflanzungssystem würden die Erdstücke, die ausgeruht hätten, zum Tragen geschickter seyn; wenn man die bepflanzten Abtheilungen

gen

gen würde abgeerndtet haben, die dann ihrer Seits Ruhe bekämen. Vermuthlich würde man durch diese Methode eben so viel Zucker bekommen, als durch die gegenwärtige Art, zu verfahren, wobey obenein der Vortheil wäre, daß sie weniger Sklaven zur Bearbeitung erforderte. Man kann aus dem, was der Zuckerbau heute, seiner Unvollkommenheit ungeachtet, einbringt, urtheilen, was er alsdann werth seyn würde.

In einem, auf einem guten Boden angelegten, und mit Schwarzen, Vieh, allen Nothwendigkeiten hinlänglich versehenen Wohnplatz bearbeiten zwey Menschen ein Viereck von Rohr, das ist, 100. geometrische Schritte ins Gevierte. Dies Viereck muß gemeiniglich 60. Centner ungeläuterten Zucker geben. Der Mittelpreis des in Europa gelieferten Centners wird nach Abzug aller Kosten 20. Livres seyn. So bringt also jedes Menschen Arbeit 600. Franken ein. 150. Livres, nebst dem Preis vom Syrop und Taffia, werden zu den Arbeitskosten hinreichen; nämlich zum Unterhalt der Sklaven, ihrer Abnahme, ihren Krankheiten, ihren Kleidungen, der Ausbesserung der Geräthschaft, und den Zufällen selbst. Der reine Betrag von $1\frac{1}{2}$ Morgen Landes also wird 450. Livres ausmachen. Einen vortheilhaftern Anbau würde man schwerlich finden.

Man kann sogar den Einwurf machen, man schlage seinen Betrag noch unter seinem wirklichen Werth an, weil ein Viereck von Rohr nicht 2. Menschen beschäftigt. Wer aber diesen Einwurf machen würde, muß bemerken, daß die Verfertigung des Zuckers andre Arbeiten erfordert, als zu seinem Anbau nöthig sind, und folglich auch Werkleute, die anderswo als auf dem Felde gebraucht werden. Weil man diese verschiedne Art Dienste mit schätzt und einrechnet, so muß man von dem, was ein Pflanzungsviereck trägt,

die

die Kosten für den Unterhalt zweyer Menschen abziehen.

Die Inseln schaffen sich hauptsächlich für ihren Zucker alles, was ihren Kolonisten zuträglich oder angenehm ist. Sie ziehen aus Europa **Mehl**, Getränke, Salzfleisch, Seidenwaaren, Leinwand, **Klempnerarbeit**; alles, was zu ihrer Kleidung, Unterhalt, Hausrath, Putz, Bequemlichkeiten, und selbst zu ihren Phantasien gehört. Ihr Verbrauch in aller Art ist erstaunlich, und muß nothwendig in die Sitten der Einwohner, die größtentheils reich genug sind, um sich denselben zu erlauben, Einfluß haben.

Karakter der Europäer auf den Inseln.

Es scheint, daß die nach den amerikanischen Inseln verpflanzten Europäer nicht minder müßten aus der Art geschlagen seyn, als die Thiere, die sie dahin gebracht haben. Das Klima wirkt auf alle lebendige Geschöpfe. Allein die **Menschen** *) sind der Natur nicht so unmittelbar unterworfen,

*) Dieß ist eine eben so wahre als wichtige Bemerkung, welche, ganz überdacht und gehörig angewandt, allem leichtsinnigen Philosophiren über den Einfluß des Klimats auf die Natur und Beartung der Menschen die richtigsten Schranken setzen kann. Man hat in den neuern Zeiten dem Klimat die Ehre häufig erwiesen, ihm fast allein die mannichfaltige Ausbildung der Völker des Erdbodens zuzuschreiben. Und die Erfahrung und Beobachtung lehret doch täglich, daß die Bildung der Menschen von der Regierungsform, von Gewohnheit, Erziehung, und herrschenden Sitten abhange; und der Mensch alles dadurch werde, was er ist. Das Klima wirkt auf das Blut, den Körper, und das körperliche Temperament: und sofern die Beschaffenheit des Körpers auf die Bildung der Seele wirken kann, so weit, und nicht weiter, geht auch der Einfluß des Klimats auf die Seele. Und doch kann der Mensch, dem Klimat zu Trotz, durch moralische Ursachen umgebildet werden;

worfen, und widerstehen ihrem Einfluß, weil sie von allen Wesen diejenigen sind, die am meisten Moralisches haben. Die ersten Kolonisten, die sich auf den Antillen niedergelassen, verbesserten die Wirksamkeit eines neuen Himmels und eines neuen Bodens durch die Bequemlichkeiten, die sie von einem stets offenen Handel mit ihrem alten Vaterlande ziehen konnten. Sie lernten, sich Wohnungen und Nahrung auf die für ihre veränderte Lage zuträglichste Weise zu verschaffen. Sie behielten von den Gewohnheiten ihrer Erziehung alles, was mit den physischen Gesetzen der Luft, die sie einsogen, bestehen konnte. Mit sich brachten sie nach Amerika Europens Nahrungsmittel und Gebräuche; und machten Geschöpfe und Produkte mit einander bekannt, die die Natur durch einen Raum, als die Breite eines Erdgürtels, getrennt hatte. Allein, von allen ihren ursprünglichen Gewohnheiten war vielleicht die heilsamste, daß sie die Geschlechter durch Heyrathen vermischten und trennten.

Alle Nationen, selbst die am wenigsten gesittet sind, haben die Vereinigung der Geschlechter zwischen den Kindern von einer Familie verbannt; entweder, weil Erfahrung oder Vorurtheil ihnen dies Gesetz eingegeben, oder weil der Zufall natürlich drauf führt. Personen, die von Kind auf mit einander erzogen, und sich immerfort zu sehen gewöhnt worden, nehmen in dieser Vertraulichkeit eher die aus der Gewohnheit entstehende Gleichgültigkeit an, als die lebhafte und heftige Empfindung von Sympathie, wodurch zwey Geschöpfe plötzlich zusammen geführt werden, die sich niemals gesehen haben. Trennt im wilden Leben der Hunger

denn diese können alles über ihn vermögen, wenn sie in ihrer Kraft und zweckmäßigen Richtung gebraucht werden.

Hunger die Familien, so wird die Liebe sie ohne Zweifel vereinigt haben. Die fabelhafte oder wahre Geschichte vom Raub der Sabinerinnen zeigt, daß die Heyrath das erste Bündniß der Nationen gewesen. Solchergestalt wird sich das Blut immer näher vermischt haben, entweder durch ungefähres Begegnen in einem irrenden Leben, oder durch ansäßiger Völkerschaften und Uebereinkunft. Der physische Vortheil, die Geschlechter der Menschen, wie bey den Thieren, durch einander zu vermischen, um zu verhindern, daß sie nicht aus der Art schlagen, ist die Frucht einer langsamen Erfahrung, die später gemacht worden, als man den Nutzen der Familienvereinigung eingesehen, um den Frieden der Gesellschaften zu bevestigen. Die Tyrannen *) haben frühzeitig gewußt, wie weit es ihnen zuträglich war, ihre Unterthanen unter sich zu trennen, und nahe zusammen zu bringen, um sie in der Abhängigkeit zu erhalten. Sie haben die Stände durch Vorurtheile von einander abgesondert; weil diese zwischen ihnen gezogne Theilungslinie ein Band des Gehorsams gegen den Souverän war, der sie durch ihren gegenseitigen Haß und Widersetzung im Zügel

*) Zu viel Klugheit und zu viel Philosophie für die Tyrannen, die ihnen der Verf. nur geliehen hat! Der Unterschied des Standes war eine natürliche Folge der Vorzüge, der Macht, des Ansehens, oder des Vermögens, welche ein Glied der Gesellschaft vor dem andern voraus hatte. Ihre Nachkommen suchten sie eben so natürlich zu erhalten, oder sie sich doch als eine Sache, die ihnen zukäme, zuzueignen. Die Tyrannen, wie sie der Verf. nennt, fanden diesen Unterschied, aber machten ihn nicht: die wenigen Klugen unter ihnen wußten ihn sich zu Nutze zu machen: die meisten aber folgten blindlings den bereits auf diesen Unterschied erbaueten und gangbaren Grundsätzen nach ihrer Willkühr, ohne sich etwas von Klugheit dabey träumen zu lassen.

und Gleichgewicht hielt. Sie haben die Familien in jedem Stande näher zusammengebracht; weil diese Vereinigung einen ewigen Keim von Zwietracht erstickte, der allem Geist der Nationalgesellschaft zuwider ist. Solchergestalt ist die Vermischung der Geschlechter und Familien durch Heirathen noch weit mehr nach politischen Anordnungen kombiniert, als nach den Absichten der Natur.

Allein, die physische Ursach und der moralische Zweck dieses Gebrauchs mögen seyn, welche sie wollen, er ward von den Europäern, die sich auf den Inseln fortpflanzen wollten, beobachtet. Die meisten verheiratheten sich entweder in ihrem Vaterlande, bevor sie nach der neuen Welt giengen, oder mit Personen, die daselbst landeten. Der Europäer heirathete eine Kreolinn, oder der Kreole heirathete die Europäerinn, die das Schicksal oder ihre Familie nach Amerika führte. Aus dieser glücklichen Verbindung ist ein besondrer Karakter entstanden, der in beyden Welten den unter dem Himmel der neuen, aber von Eltern, die aus der einen und der andern gebürtig, erzeugten Menschen unterscheidet. Man wird die Züge dieses Karakters mit desto mehr Zuversicht zeichnen, da sie aus den Schriften eines tiefen Beobachters geschöpft werden sollen, der uns schon einige Besonderheiten der Naturgeschichte geliefert hat.

Die Kreolen sind überhaupt wohl gemacht. Kaum sieht man einen einzigen unter ihnen mit den in andern Klimaten so gemeinen Unförmigkeiten. Sie sind alle ungemein schlank von Gliedern; es mag nun von einem, den heißen Ländern eignen organischen Bau, von der Gewohnheit, sie ohne die Hinderniße der Windeln oder unsrer Schnürleiber zu erziehen, oder von den Uebungen herrühren, die ihnen von der Kindheit an geläufig sind. Indessen hat ihre Gesichtsfarbe

farbe niemals das lebhafte und frische Ansehen, welches mehr zur Schönheit gehört, als regelmäßige Züge. In Ansehung der Farbe ist ihre Gesundheit der Genesung ähnlich; aber diese hellere oder dunklere Bleifarbe ist ungefähr die Farbe unsrer mittägigen Völker.

Ihre Unerschrockenheit hat sich im Kriege durch eine Reihe glänzender Thaten hervorgethan. Wären sie mehr zur Zucht aufgelegt, so würden keine bessere Soldaten zu finden seyn.

Die Geschichte wirft ihnen keine von den Zaghaftigkeiten, von den Verräthereyen, von den Niederträchtigkeiten vor, die die Jahrbücher aller Völker beflecken. Kaum würde man ein schändliches Verbrechen anführen können, welches ein Kreole begangen.

Alle Fremden ohne Ausnahme finden auf den Inseln eine zuvorkommende und edelmüthige Gastfreundschaft. Diese nützliche Tugend wird so prahlerisch ausgeübt, daß man wenigstens sieht, welche Ehre sie darinn setzen. Dieser natürliche Hang zur Wohlthätigkeit schließt den Geiz aus; man wird mit Kreolen leicht in Geschäften fertig.

Verstellung, List, Argwohn, kommen niemals in ihre Seele. Sie rühmen sich ihrer Freymüthigkeit, haben eine solche Meynung von sich selbst, und eine so ausnehmende Lebhaftigkeit, daß die Heimlichkeit und Zurückhaltung, wodurch die Güte des Karakters erstickt, der Geist der Geselligkeit ausgelöscht, und die Empfindlichkeit verengt wird, ganz von ihrem Umgang entfernt sind.

Eine feurige Einbildung, die keinen Zwang leiden kann, macht sie in ihrem Geschmack unabhängig und unbeständig. Sie reißt sie mit einer stets neuen

Heftigkeit, der sie ihr Glück und ihr ganzes Daseyn aufopfern, zum Vergnügen hin.

Ein besondrer Scharfsinn, eine hurtige Leichtigkeit, alle Begriffe zu fassen und sie mit Feuer auszudrucken; das Talent der Bemerkung und Stärke in Kombinationen; eine glückliche Mischung aller Eigenschaften des Geistes und Charakters, die den Menschen zu den größten Dingen fähig machen, wird sie antreiben, alles zu wagen, wenn die Unterdrückung sie dazu zwingt.

Die verzehrende und salzige Luft der Antillen benimmt den Weibern den Glanz ihres Geschlechts, die lebhafte Farbe. Aber sie haben eine zarte Weiße, die den Augen alle ihre Wirkung läßt, die Kraft, tiefe Wunden in die Gemüther zu machen, wogegen Nichts schützen kann. Sie sind äußerst nüchtern und mäßig, und lieben, indem die Männer, nach dem Verhältnis der sie erschöpfenden Hitze, verzehren, Nichts als den Chocolat, Kaffe, und die geistigen Getränke, die den Organen den Ton und die Stärke wiedergeben, die durch das Klima entnervt werden.

Sie sind sehr fruchtbar, oft Mütter von 10 oder 12 Kindern. Diese Fortpflanzung kommt von der Liebe, mit welcher sie dem Mann, den sie besitzen, sehr zugethan sind, sich aber auch hurtig einem Andern in die Arme werfen, sobald der Tod die Bande einer ersten oder zweyten Ehe zerrissen.

Eifersüchtig bis zur Raserey, sind sie selten untreu. Ihre Unthätigkeit, die die Mittel, zu gefallen, versäumt, der Geschmack der Männer an den Negerinnen, eine einsame oder öffentliche Lebensart, die die Gelegenheiten und die Gefahren der Galanterie entfernt; das sind die besten Stützen der Tugend der Weiber.

Die Art von Einsamkeit, worin sie in ihren Wohnungen leben, giebt ihnen eine große Furchtsamkeit,

die

die sie im Umgang mit der Welt verlegen macht. Sie nehmen frühzeitig einen Mangel an Nacheiferung und Willen an, der sie von der Ausbildung der angenehmen Talente der Erziehung abhält. Sie scheinen zu nichts weder Stärke noch Geschmack zu haben, als zum Tanz, der sie ohne Zweifel zu noch lebhaftern Vergnügungen treibt und ermuntert. Dieser Trieb zur Wollust folgt ihnen in allen Altern; weil sie entweder das Andenken oder einiges Gefühl ihrer Jugend darin wieder finden; oder aus andern Ursachen, die uns nicht bekannt sind.

Aus diesem Temperament entsteht ein höchst empfindlicher und gegen Uebel so mitleidiger Charakter, daß sie sogar den Anblick derselben nicht ertragen können; er ist aber zu gleicher Zeit, was den Dienst ihrer Bedienten betrifft, viel fordernd und streng. Sie sind gegen ihre Sclaven viel despotischer, unerbittlicher, als die Männer selbst, und es kostet ihnen Nichts, Züchtigungen anzubefehlen, deren Anblick für sie eine Strafe und Lehre seyn würde, wenn sie jemals Zeugen davon wären.

Aus dieser Sclaverey der Negern nehmen die Kreolen vielleicht zum Theil einen gewissen Charakter an, vermöge dessen sie seltsam, wunderlich scheinen, und im Umgang so, daß sie in Europa wenig gefallen würden. In der Kindheit können sie kaum gehen, so sehen sie schon große und starke Männer um sich her, die bestimmt sind, ihren Willen zu errathen, und ihm zuvorzukommen. Dieser erste Anblick muß ihnen die ausschweifendste Meynung von ihnen selbst geben. Da sie selten in den Fall kommen, daß sie in ihren Phantasien, auch wenn sie ungerecht sind, Widerstand finden: so nehmen sie eine eingebildete, tyrannische, verächtliche Denkungsart gegen einen großen Theil des Menschengeschlechts an. Nichts ist übermüthiger,

müthiger, als ein Mensch, der fast allezeit mit seinen Unteren lebt; sind diese aber Sklaven, die, Kindern zu dienen, und sogar, das Geschrey zu fürchten gewohnt sind, welches ihnen Züchtigungen zuziehen soll, was kann denn aus Herren werden, die niemals gehorcht haben, aus Boshaften, die nie gestraft worden, aus Narren, die Menschen an Ketten legen?

Eine so grausame nachgebende Vergötterung giebt den Amerikanern den Stolz, welchen man in Europa hassen muß, wo mehr Gleichheit den Menschen mehr gegenseitige Achtung beybringt. Da sie so erzogen sind, daß sie weder Mühe noch Arbeit kennen, so wissen sie kein Hinderniß zu überwinden, noch einen Widerspruch zu ertragen. Die Natur hat ihnen alles gegeben, und das Glück hat ihnen Nichts abgeschlagen. In diesem Betracht sind sie, wie die meisten Könige, unglückliche Geschöpfe, daß sie niemals die Widerwärtigkeit erfahren haben. Ohne das Klima, welches sie mit Gewalt zur Liebe treibt, würden sie kein wahres Vergnügen der Seele schmecken: und dennoch haben sie nicht das Glück, in solche Leidenschaften zu gerathen, die sich, bey Widerstand und Weigerung, von Thränen nähren, und von Tugenden leben. Ohne Europens Gesetze, die durch ihre Bedürfnisse über sie herschen, und ihrer ausschweifenden Unabhängigkeit steuern oder Zwang anthun, würden sie in eine Weichlichkeit fallen, wodurch sie früh oder spät ihrer eignen Tyranney zum Opfer werden müsten, oder in eine Herrlosigkeit, die alle Grundstützen ihrer Gesellschaft **umstürzen würde** *).

Hör:

*) Wer es kann, der mache aus diesem Gemälde des Verf. von den Kreolen ein Ganzes. Das erste widerspricht dem letztern, und das letzte dem ersten. Aber ein ruhiger und überlegter Beobachter sollte die Züge dieser

Hörten sie*) aber einst auf, Negern zu Sclaven, und ferne Könige zu Herren zu haben, so würden sie vielleicht das erstaunlichste Volk seyn, das auf der Erde geglänzt hätte. Der Geist der Freyheit, den sie in der Wiege annehmen, die Kenntnisse nnd Talente, die sie von Europa erben, die Thätigkeit, die sie bekommen würden, wenn sie zahlreiche Feinde zurücktreiben müßten, große Bevölkerungen, die sie zu veranstalten hätten, ein reicher auf einen unermeßlichen

ser Kreolen sammlen, und ein scharfsinniger Philosoph sie dann mit einander vergleichen, um wo möglich ausfindig zu machen, was Klima, Erziehung, Gemächlichkeit, und Verwöhnung an der Bildung ihres Karakters für Theil haben könnten. Mich dünkt, außer dem Climate stimmet der weichliche Genuß des Reichthums, Uebermuth, und Unabhängigkeit, die damit natürlich verknüpft sind, und von den entfernten Regierungen an ihnen geduldet werden, den Ton in Westindien: und veranlaßt alle die guten und schlechten Gesinnung, welche der Verf. von den Kreolen angiebt. Unter uns wachsen in reichen und wohllebenden Familien eben solche junge Kreolen auf, die nur dem Grade nach von jenen verschieden sind. Vielleicht macht das Klima, und daß sie nicht unter zitternden Sklaven aufwachsen, und Menschen vor sich finden, an welchen ihr Karakter sich reiben muß, den einzigen Unterschied aus.

*) Freylich, wenn so viel moralische Ursachen zusammen kommen, die den Geist und alle seine Nerven in Bewegung setzen können, so müßte ein merkwürdiges Phänomen herauskommen: ob aber das, was der Verf. vermuthet, das ist eine andere Frage. Was wird aber die zweydeutige Mischung der vermeynten Menschengattungen dazu beytragen? Jedes Volk unter der Sonne, das durch solche Gegenstände in Wirksamkeit gesetzt wird, und sich dadurch wirksam machen läßt, würde ein bedeutendes Volk werden.

Anbau zu gründender Handel, Staaten und Gesellschaften, die sie errichten, Maximen, Gesetze, und Sitten, die sie auf die ewige Grundlage der Vernunft bauen könnten; alle diese Springfedern würden ein zweydeutiges und gemischtes Geschlecht vielleicht zur blühendsten Nation machen, die von der Philosophie und Menschlichkeit zum Glück der Erde könnte gewünscht werden.

Ereignet sich in der Welt irgend eine **glückliche Revolution** *), so wird es durch Amerika geschehen. Diese neue Welt muß, nachdem sie verwüstet worden, ihrerseits blühen, und vielleicht über die alte herschen. Sie wird die Zuflucht unsrer durch die Politik mit Füßen getretenen, oder durch den Krieg vertriebnen Völker seyn. Die wilden Einwohner werden dort gesittet, und die unterdrückten Fremden daselbst frey werden. Allein, diese Veränderung muß durch Gährungen, Stöße, und selbst Unglücksfälle vorbereitet; und die Gemüther durch eine arbeitsvolle und mühsame Erziehung zu Leiden und Wirksamkeit geneigt gemacht werden.

Junge Kreolen, kommt nach Europa, um euch zu üben, und zu thun, was wir lehren, sammlet in den kostbaren Ueberbleibseln unsrer alten Sitten die Stärke, die wir verloren haben, studirt unsre Schwachheit, und schöpft aus unsern Thorheiten selbst die Lehren der Klugheit, wodurch große Begebenheiten ausgebrütet werden. Laßt eure Negern in Amerika, weil ihr Stand unsre Blicke kränkt, und ihr Blut sich vielleicht mit allem dem Sauerteig vermischt, welcher unsre

*) Das ist gern zu glauben. Dieser prophetische Geist arbeitet in mehrern. Der Verf. erwartet diese glückliche Veränderung von Erschütterungen und Unfällen; andere von der Aufklärung der Zeiten.

unsre Bevölkerung verändert, verderbt, und zerstöhrt. Flieht eine tyrannische, weichliche, und lasterhafte Erziehung, die ihr in dem beständigen Umgang mit Sclaven bekommt, deren Dummheit euch keine einzige von den großen und tugendhaften Empfindungen einflößt, wodurch Völker berühmt werden. Amerika hat alle Quellen des Verderbens über Europa ausgegossen. Es muß, um seine Rache zu vollenden, alle Werkzeuge seines Flors daher ziehen. Da es durch unsre Verbrechen zu Grunde gerichtet worden, muß es durch unsre Laster neues Leben erhalten.

Die Natur scheint die Amerikaner zu größerer Glückseligkeit bestimmt zu haben, als die Europäer. **Kaum kennt man** *) auf den Inseln das Fußweh, den Gries, den Stein, die Schlagflüsse, das Seitenstechen, die Brustflüsse, und die unzähligen Krankheiten, woran der Winter Ursach ist. Keine dieser anderswo so tödtlichen Geisseln des Menschengeschlechts hat dort jemals die geringste Verwüstung angerichtet. Man bedarf nur über die Luft des Landes triumphirt zu haben, und über das mittlere Alter hinaus zu seyn, um sich einer langen und ruhigen Lebensbahn gleichsam versichert zu halten. Das Alter ist dort nicht hinfällig, schmachtend, und von den Schwachheiten belagert, die dasselbe in unsern Klimaten kränken.

Gleichwohl greift das antillische Klima die neugebohrnen Kinder mit einem Uebel an, welches auf den bren-

*) Aber wie viel Krankheiten sind dort, welche die Menschen in der Blüte wegreissen, und unser Klima nicht kennet. Der Verf. hat eben selbst gesagt, Amerika habe alle Quellen der Verderbniß über Europa gegossen, und Gährungen ins europäische Blut gebracht, die unsre Bevölkerung zerstören: und er hat wohl nicht unrecht.

brennenden Erdgürtel eingeschränkt zu seyn scheint. Man nennt es **Tetanos**. Wird das Kind den Eindrücken der Luft oder des Windes ausgesetzt: kommt in die Kammer, wo es geboren worden, Rauch, zu viel Hitze, oder Kühlung, so offenbart sich das Uebel alsbald. Es fängt beym Kinnbacken an, welcher so starr und zusammengezogen wird, daß er sich nicht mehr aufthun kann. Diese Zuckung geht bald zu den andern Theilen des Leibes über. Das Kind stirbt, weil es keine Nahrung zu sich nehmen kann. Entgeht es dieser Gefahr, die die 9 ersten Tage seines Lebens bedroht; so hat es keinen andern Zufall mehr zu fürchten. Die Süßigkeiten, die man ihm, selbst vor der, nach einem Jahr erfolgenden, Entwöhnung erlaubt, der Kaffe mit Milch, Chokolat, Wein, besonders aber Zucker und Eingemachtes: diese für unsre Kinder so schädliche Süßigkeiten werden den amerikanischen von der Natur selbst angeboten, die sie beyzeiten zu den Produkten ihres Klima gewöhnet.

Das andre Geschlecht ist schwach und zart, und hat seine Uebel, wie seine Reize. Auf den Inseln bestehen jene in einer Schwächung, einer fast gänzlichen Vernichtung seiner Kräfte, einem unüberwindlichen Abscheu vor Allem, was gesund ist, einer unordentlichen Leidenschaft für Alles, was seiner Gesundheit schadet. Die gesalznen oder gewürzten Speisen sind die einzigen, woran man Geschmack hat, und die man sucht. Diese Krankheit ist ein wahres Verderbniß der Natur, welches gemeiniglich in Wassersucht ausartet. Man schreibt es bey den aus Europa kommenden Weibern der abnehmenden Reinigung zu, und der Schwäche oder gänzlichen Beraubung dieses periodischen Abflusses bey den kreolischen Weibern.

Die Männer, welche stärker sind, haben grausamere Uebel. Sie sind in dieser Nachbarschaft der

Linie

Linie einem hitzigen und bösartigen unter verschiednen Namen bekannten Fieber ausgesetzt, welches sich durch Blutflüsse offenbart. Das unter den brennenden Sonnenstralen brudelnde Blut läufet durch die Nase, durch die Augen, und andre Theile des Körpers über. In gemäßigten Klimaten geht die Natur nicht so geschwind, daß sie nicht in den heftigsten Krankheiten Zeit geben sollte, ihren Lauf zu beobachten und zu verfolgen. Auf den Inseln ist sie so schnell, daß die Krankheit, falls man zögert, sie von dem Augenblick an, da sie sich zeigt, zu fassen, unfehlbar tödtlich ist. Daher muß man in 24 Stunden 15 auch 18 Aderläße aushalten, und in der Zwischenzeit andre Arzneymittel nehmen. Kaum ist ein Mann krank geworden, so sieht er schon den Arzt, den Notarius, und den Priester neben sich.

Die meisten von denen, die diesen lebhaften Stössen widerstehen, sind durch die ausgestandne Kur so erschöpft, daß sie eine schwere und schleppend langsame Genesung haben. Viele fallen sogar in eine beständige Mattigkeit, die aus der Erschlaffung der ganzen Maschine entstanden, welche die stets zehrende Luft, und die ohne Zweifel zu schwachen Speisen des Landes nicht wieder zu Kräften bringen können. Daher erfolgen Verstopfungen, Gelbsucht, Milzgeschwülste, die zuweilen zur Wassersucht ausschlagen.

In diese Gefahr fallen fast alle in Amerika landende Europäer, und oft selbst die aus den gemäßigten Ländern wiederkommende Kreolen. Die Weiber aber, deren Blut natürliche Ausleerungen hat, und die Negern, die, unter einem heißern Klima geboren, durch die Natur abgehärtet, und zu allen Gährungen, die die Sonne verursachen kann, durch eine leichte Ausdünstung vorbereitet worden, bleiben damit verschont.

Ohne Zweifel ists die Sonne, die durch die Hitze ihrer, dort nicht so schief, als in unsern Klimaten, und anhaltender wirkenden Stralen diese heftigen Fieber veranlaßt. Ihre Hitze muß, durch die ausschweifenden Ausdünstungen und Schweiße, eine unvermeidliche Verdickung des Geblüts, auch durch die Ausdehnung der Säfte, Mangel an Schnellkraft in den vesten Theilen, und Anschwellen der Gefäße zuwege bringen; und zwar entweder im Verhältnis der Verdünnung der Luft, oder im Verhältnis des mindesten Druckes, den die Oberfläche der Körper in einer verdünnten Dunstkugel erleidet.

Vielleicht würde man es dahin bringen, daß man einem Theil dieser Unbequemlichkeiten zuvor käme, wenn man unterwegs, so wie man sich dem heißen Erdgürtel nähert, Abführungen und Aderläße gebrauchte, und auf den Inseln diese Vorsicht wiederholte, auch kalte Bäder mit zu Hülfe nähme.

Aber anstatt zu diesen Mitteln zu greifen, welche die gesunde Vernunft an die Hand giebt, fällt man in Ausschweifungen, die am geschicktesten sind, das Uebel zu beschleunigen und herfür zu locken. Die auf den Antillen ankommenden Fremden werden durch die Feste, die man ihnen dort giebt, durch die Annehmlichkeiten, die man daselbst liebt, durch die Aufnahme, die ihnen wiederfährt, hingerissen, und überlassen sich ohne Maaß allen Vergnügungen, die den unter diesem Klima gebornen Einwohnern, wegen der Gewohnheit, minder schädlich sind. Die Tafel, das Tanzen, das Spiel, das Wachen, der Wein, die abgezognen Getränke, oftmals der Verdruß über die verschwundnen schimärischen Hoffnungen, die man sich gemacht hatte; alles befördert das durch die Hitze erregte Brausen im Blut. Bald ist dasselbe entzündet.

Wie sollte man nicht unter dieser Probe des Klima erliegen, wenn selbst die genauste Vorsicht nicht gegen den Angriff dieser gefährlichen Fieber schützen kann; wenn Leute, die noch so nüchtern, so mäßig, so sehr von aller Ausschweifung entfernt, und auf ihre Handlungen aufmerksam sind, Schlachtopfer der neuen Luft werden, die sie einsaugen? Im gegenwärtigen Zustande*) der Kolonien sterben von 10 Menschen, die nach den Inseln gehen, 4 Engländer, 3 Franzosen, 3 Holländer, 3 Dänen, und 1 Spanier.

Als man sah, wie viel Menschen diese Gegenden aufrieben, die man zu besetzen anfieng, dachte man ziemlich allgemein, sie würden endlich die Staaten entvölkern, die sich daselbst vestzusetzen suchten.

Vortheile der Nationen, die die Inseln besitzen.

Die Erfahrung hat die gemeine Meynung über diesen Punkt geändert. Nach dem Maas, wie diese Kolonien ihren Anbau weiter getrieben, haben sie mehr Mittel zum Aufwand bekommen. Dies neue Vermögen hat dem Hauptvaterlande Wege zum Absatz geöfnet, die ihm unbekannt waren. Die Maße der Ausfuhr konnte nicht ohne Vermehrung der Arbeit größer werden. Mit der Arbeit mehrten sich die Menschen, wie sie sich überall vermehren werden, wo sie

*) Und doch sagte der Verf. kurz zuvor, die Menschen wären in Amerika glücklicher, als in Europa: denn sie würden von verschiedenen Krankheiten weniger heimgesucht. Sie haben die ihrigen, wie die unsrigen; ihre sind heftiger und tödtlicher, unsre schleichender; sie sind frey von denen, welche die Kälte des Winters uns verursacht; und wir fürchten die weniger, welche ihnen die brennende Hitze ins Blut jagt. Nachdem wir uns freylich ihre Nahrungsmittel, ihre Sitten, ihre Verwöhnungen haben gefallen lassen, müssen wir es uns auch gefallen lassen, an ihren Krankheiten Theil zu nehmen.

sie mehr Mittel zum Unterhalt finden. Die Fremden selbst sind häufig in die Länder gezogen, die ihrem Ehrgeiz, ihrer Industrie ein weites Feld öfneten.

Die Bevölkerung hat in den Staaten, die ein Eigenthum der Inseln sind, nicht nur zugenommen, sondern sie ist daselbst auch glücklicher geworden. Die Glückseligkeit ist überhaupt eine Folge der Bequemlichkeiten; und nach dem Maas, wie man diese abwechseln und erweitern kann, muß jene größer seyn. Die Inseln haben ihren Besitzern diesen Vortheil verschaft. Aus diesen fruchtbaren Ländern haben sie angenehme Produkte gezogen, deren Verbrauch ihren Genuß vermehrt hat. Sie haben welche daher gezogen, deren Umsatz, gegen die Waaren ihrer Nachbarn, ihnen einen Antheil an den Annehmlichkeiten der andern Klimaten verschaffte. Auf diese Weise sind die Reiche, die durch den Zufall, durch glückliche Umstände, oder wohl kombinierte Aussichten zum Besitz der Inseln gelangt waren, ein Aufenthalt der Künste und aller Annehmlichkeiten geworden, die eine natürliche und nothwendige Folge von großem Ueberfluß sind.

Dies ist nicht Alles. Diese Kolonien haben die Nationen, von welchen sie gestiftet worden, zu einem überlegnen Einfluß in die politische Welt erhoben; und zwar auf folgende Art. Das Gold und Silber, welches den allgemeinen Umlauf von Europa macht, kommt aus Meriko, Peru, und Brasilien. Es gehört nicht den Spaniern und Portugiesen, sondern den Völkern, die ihre Waaren gegen diese Metalle vertauschen. Diese Völker haben unter einander Rechnungen, die zuletzt in Lissabon nnd Kadiz berichtigt werden, wo gleichsam die gemeinschaftliche und allgemeine Kasse ist. Dort muß man von dem Wachsthum,

oder

oder Verfall der Handlung jeder Nation urtheilen. Diejenige, die mit den andern im Gleichgewicht von Verkauf oder Einkauf ist, zieht ihren Vortheil ganz. Die mehr gekauft als verkauft hat, zieht weniger als ihren Vortheil, weil sie einen Theil desselben zu Bezahlung der Nation überlassen hat, deren Schuldnerin sie war. Diejenige, die den andern Nationen mehr verkauft hat, als sie von ihnen gekauft, zieht nicht nur, was Spanien und Portugal, sondern noch, was die andern Nationen ihr schuldig sind, mit welchen sie Umsätze gemacht hat. Dieser letzte Vortheil ist für die Völker insbesondre, die die Inseln besitzen. Ihre klingende Münze wird alle Jahr durch den Verkauf der reichen Produkte dieser Länder vermehrt; und dies Zunehmen der klingenden Münze sichert ihr Uebergewicht, giebt Krieg und Frieden in ihre Gewalt. Aber in welchen Verhältnisse hat jede Nation ihre Macht durch den Besitz der Inseln vermehrt? Dies soll in den folgenden Büchern entwickelt werden.

Ende des eilften Buchs.

Philosophische und politische

Geschichte

der

europäischen Handlung und Pflanzörter

in beyden Indien.

Zwölftes Buch.

Pflanzörter der Spanier, der Holländer und der Dänen, in den amerikanischen Inseln. Spanische Kolonie auf den Ufern des Orenoko. Was man daselbst macht und machen könnte. Die Spanier lassen sich auf der Dreyfaltigkeitsinsel und Margarethe nieder. Sie pflanzen sich zu Porto-Ricco und San-Domingo an. Ihre Kolonie zu Kuba. Wichtigkeit dieser Insel. Die Spanier sind nicht so unfähig, als man glaubt, Kolonien zu einem großen Flor zu bringen. Die Holländer lassen sich nieder zu Curacao, St. Eustachius, Saba, St. Martin. Wozu ihnen diese kleinen Inseln dienen. Der Holländer Besitzung zu Surinam, Berbiche, Estequebé. Kultur dieser drey Kolonien. Gefahren denen dieselben ausgesetzt sind. Gründe, die die Republik antreiben sollten, sich des Genusses ihrer Kolonien zu versichern, und ihre Produkte zu vermehren. Pflanzörter der Dänen zu St. Thomas, St. Johann, St. Kruz. Wie Dänemark seine Inseln regiert. Besondre Gründe, warum Dänemark sich die Produkte seiner Inseln zueignen sollte.

Spanien hat den Ruhm, daß es den großen Archipelag der Antillen entdeckt und daselbst die ersten Pflanzörter angelegt hat. Derjenige, den seine Seefahrer gleich bey der Ankunft in Amerika finden, heißt **Trinidad**. **Kolombo** landete daselbst, als er 1498 den **Orenoko** untersuchte. Allein man verlor andrer Vortheile wegen, die Insel und die Ufer des benachbarten vesten Landes aus dem Gesicht. Indessen führte der Glanz des Goldes, welches man von ferne, auf der Küste hatte schimmern gesehen, die Nation, die sie entdeckt hatte, wieder dahin. Man beschloß die Erobrung der unermeßlichen Gegenden, welche einer der größten, einer der reichsten Flüsse in der Welt wässert; und um die Ausführung eines so großen Unternehmens zu sichern und zu erleichtern, ward die an der Mündung des Orenoko gelegne Inseln Trinidad bevölkert. Eine Insel hat allzeit Vortheil über ein vestes Land, wenn sie nur ein kleines Gebiet zu vertheidigen hat, und ein sehr großes anzugreifen findet. So war das, welches der Orenoko durchströmt.

Dieser Fluß, der wie man glaubt, in den Kordilleren entspringt, wird in einem Lauf von 575 Meilen durch eine erstaunliche Anzahl mehr oder minder beträchtlicher Ströme vergrößert, und stürzt sich durch mehr als 50 Mündungen in das Weltmeer. Seine Heftigkeit ist so groß, daß er durch die stärsten Fluthen geht, und 12 Meilen, nachdem er aus dem weiten und tiefen Kanal, der ihn fesselte, hervorgekommen, die Süßigkeit seines Wassers behält. Indessen ist seine Schnelligkeit, durch die Wirkung einer vielleicht einzigen Besonderheit, nicht immer gleich. Der Orenoko fängt im April an zu wachsen, steigt 5 Monate hindurch immer fort, und bleibt den sechsten

in seinem größten Anwachs: Im October fängt er an stufenweis zu fallen, bis zum Märzmonat, welchen er ganz in dem vestgesetzten Stande seiner größten Abnahme zubringt. Dieser Wechsel von Veränderungen ist regelmäßig, ja unwandelbar.

Diese Erscheinung, deren Ursach unbekannt ist, scheint vielmehr vom Meer als von der Erde abzuhangen. Während der 6 Monate, da der Fluß wächst, kehrt die Halbkugel der neuen Welt der senkrechten Wirkung der Sonnenstralen so zu reden nichts als Meere, und fast kein Land, zu. Während der 6 Monate, da der Fluß im fallen ist, zeigt Amerika dem Gestirn, welches ihm Licht giebt, nur sein großes veste Land. Das Meer ist alsdann dem wirksamen Einfluß der Sonne minder unterworfen, oder wenigstens wird es durch das Land, welches seinem Hang gegen die östlichen Küsten mehr das Gegengewicht hält, gebrochen. Es muß also den Flüssen einen freyern Lauf lassen, die, indem die See sie nicht so stark zurück hält, alsdann nur von dem geschmolznen Schnee der Kordilleren, oder vom Regen anschwellen können. Vielleicht entscheidet auch die Regenzeit das Anwachsen des Wassers im Orenoko. Allein, um die Ursachen einer so sonderbaren Erscheinung wohl zu treffen, müßte man die Verhältnisse studiren, die der Lauf dieses Flusses mit dem Lauf der Amazone haben kann, des einen und des andern Lage und Bewegungen kennen. Vielleicht würde man in dem Unterschied ihrer Lage, ihrer Quelle oder ihrer Mündung, den Ursprung einer so merkwürdigen Verschiedenheit im periodischen Zustande ihrer Gewässer finden. Im Sistem der Welt ist Alles unter einander verbunden. Der Lauf der Flüsse hat sein Beziehen auf das tägliche oder jährliche Umwälzen der Erde. Wenn ein aufgeklärtes Volk die Ufer des Orenoko kennen wird, so

wird,

wird man die Ursachen der Erscheinungen seines Laufs erfahren oder wenigstens aufsuchen. Allein es wird nicht ohne Schwierigkeit geschehn. Dieser Fluß ist nicht so schiffbar, als es die Maße seines Wassers vermuthen läßt; sein Bette ist voll von einer Menge Klippen, die den Schiffer zu Zeiten nöthigen, seine Fahrzeuge und die Waaren, womit sie beladen sind, zu tragen.

Die Völker, die über diesen Fluß setzen, oder ihn befahren, sind Nachbarn der brennenden Linie, Einwohner eines vielleicht zu guten Landes, als daß es solte angebaut seyn, und kennen daher weder den Kleiderzwang, noch die Ketten der Policey, noch der Regierungen Last. Frey unter dem Joch der Armuth leben sie größtentheils von der Jagd, Fischerey und wilden Früchten. Der Ackerbau muß wenig bedeuten, wo man nur einen Stock hat, das Land zu pflügen und steinerne Aexte, die Bäume zu fällen, die man verbrennt, oder verfaulen läßt, um das Erdreich zu einem brauchbaren Felde zu machen.

Die Unterdruckung, worin die Weiber in der neuen Welt gehalten werden, ist ohne Zweifel die vornehmste Ursach der Entvölkerung dieses Theils der Erdkugel. Diese Tyranney, die allgemein ist, zeichnet sich auf den Ufern des Orenoko stärker, als überall anderswo aus. Daher zählen auch diese, obgleich von der Natur höchst begünstigten Gegenden, wenig Einwohner. Die Mütter haben dort die Gewohnheit angenommen, die Mädchen, die sie gebären, dadurch zu tödten, daß sie ihnen die Nabelschnur so kurz abschneiden, daß diese Kinder am Blutsturz sterben. Selbst das Christenthum hat diesen abscheulichen Gebrauch nicht ausrotten können. Unser Gewährsmann ist der Jesuit Gumilla, der, auf die Nachricht, daß eine seiner Neubekehrten dergleichen Mord begangen

habe, zu ihr gieng, um ihr ihr Verbrechen in den nachdrücklichsten Worten vorzuhalten. Diese Frau hörte den Mißionar gelassen an. Als er ausgeredt, bat sie ihn um Erlaubniß ihm zu antworten, welches sie in folgenden Ausdrücken that:

„Wollte Gott, Vater, wollte Gott, meine Mutter hätte in den Angenblick da sie mich zur Welt „brachte, Liebe und Mitleid genug gehabt, um ihrem „Kinde alles zu ersparen, was ich ausgestanden, al„les was ich bis ans Ende meines Lebens ausstehen „werde. Hätte meine Mutter mich bey der Geburt „erstickt, so wäre ich todt, aber ich hätte den Tod „nicht gefühlt, und wäre dem unglückseligsten Leben „entgangen. Wie viel habe ich gelitten, und wer „weis, was mir noch zu leiden übrig ist!

„Vater, stelle dir die Beschwerlichkeiten vor, die „einer Indierin unter diesen Indiern aufgehoben sind, „Sie begleiten uns ins Feld, mit ihrem Bogen und „ihren Pfeilen; wir gehen dahin, wir, beladen mit „einem Kinde, das wir in einem Korbe tragen, und „mit einem andern, das an unsere Brust hängt. „Sie gehen und schießen einen Vogel oder fangen ei„nen Fisch; wir graben das Land um, wir; und nach„dem wir alle Ermüdungen des Feldbau's getragen, „tragen wir auch die ganze Beschwerlichkeit der Erndte. „Am Abend kommen sie wieder, ohne irgend eine „Last zu tragen; wir, wir bringen ihnen Wurzeln „zu ihrer Speise, und Mays zu ihrem Getränk. „Wenn sie zu Hause gekommen, gehen sie und unter„halten sich mit ihren Freunden; wir, wir gehen Holz „und Wasser holen, um ihr Abendessen zu bereiten. „Haben sie gegessen, so schlafen sie ein; wir, wir mah„len fast die ganze Nacht Mays, und machen ihnen „Chika. Und was ist der Lohn für unser Wachen? „Sie trinken; und wann sie betrunken sind, schleppen

„sie

„sie uns bey den Haaren herum, und treten uns „mit Füßen.

„Ach, Vater, wollte Gott, meine Mutter hätte „mich bey der Geburt erstickt! Du weißt selbst, ob un„sre Klagen gerecht sind. Was ich dir sage, das „siehst du alle Tage. Aber unser größtes Unglück „kannst du nicht kennen. Es ist traurig für die arme „Indierin, auf dem Felde von Schweiß entkräftet, „und zu Hause der Ruhe beraubt, ihrem Mann als „Sklavin zu dienen: Allein es ist scheußlich anzusehen, „wie er nach 20 Jahren eine andre jüngere Frau „nimmt, die keinen Verstand hat. Er hängt sich an sie. „Sie schlägt uns; sie schlägt unsre Kinder; sie befiehlt „uns; sie begegnet uns als ihren Mägden; und ent„führe uns das geringste Murren, so würde ein „aufgehobner Zweig vom Baum — — Ach, Va„ter, wie willst du, daß wir diesen Zustand ertragen „sollen? Was hat eine Indierin bessers zu thun, als „ihr Kind einer Knechtschaft zu entziehn, die tausend„mal ärger ist, als der Tod? Wollte Gott, Vater, „ich wiederholte es dir, meine Mutter hätte mich gnug „geliebet, um mich zu begraben, als ich geboren „ward! Mein Herz würde nicht so viel zu leiden, und „meine Augen nicht so viel zu weinen haben.„

Unter allen kleinen Nationen, die in diesen unermeßlichen Gegenden herum irren, sieht man eine, bey welcher das Schicksal der Weiber, durch die Natur des Bodens, minder elend ist: Es ist diejenige, die eine Menge, durch die verschiednen Mündungen des Orenoko gebildeter Inseln, bewohnt. Ob ihr Land gleich während der 6 Monate im Jahr, da der Fluß anwächst, unter Wasser liegt, ob es gleich die übrige Zeit zweymal des Tages durch die Fluth überschwemmt wird, so scheint es ihr doch ganz vorzüglich zu seyn. Sie hat es so weit gebracht, daß sie es

ohne Gefahr bewohnt, indem sie auf sehr hohe und sehr tief in den Schlamm gesteckte Pfähle, Hütten baut. Ein Palmbaum der häufig in diesem Sande wächst, liefert diesen sanften, muntern und geselligen Wilden ihre Nahrung, ihr Getränk, ihren Hausrath und ihre Böte.

Die Spanier unternahmen es erst im Jahr 1535, den Orenoko hinauf zu schiffen. Als sie an demselben die gesuchten Bergwerke nicht gefunden, verachteten sie ihn so sehr, daß sie dort nie mehr als einen kleinen Pflanzort angelegt haben. Er liegt unterwärts an den Fluß, und heißt **St. Thomas.** Die ersten Kolonisten legten sich daselbst auf den Tabaksbau mit solcher Hitze, daß sie alle Jahr 10 Ladungen an die Holländer lieferten. Als diese Gemeinschaft vom Hauptlande verboten worden; ward die Stadt, die außerdem zweymal von Seeräubern geplündert war, unvermerkt zu Nichts. Sie zieht heute blos einige Heerden auf, die durch einen im Innern des Landes angelegten Weg nach Kumana getrieben werden.

Diese weiten und fruchtbaren Länder würden bald aus der Dunkelheit, worin sie versenkt sind, hervorkommen, wenn Spanien den thätigen Ehrgeiz der Jesuiten zu nutzen wüßte. Man weis, daß es diesen Männern, die als Gesellschaft bewundernswürdig, als Bürger gefährlich, als Geistliche verabscheuungswerth sind, gelungen war, eine beträchtliche Anzahl von Wilden aus den Wäldern zu ziehen; sie auf den Ufern des Orenoko und der in denselben fallenden, meistens schiffbaren Ströme, ansäßig zu machen; ihnen einige Grundsätze von Geselligkeit, etwas Geschmack an den nothwendigsten Künsten, besonders am Ackerbau beyzubringen. Würde es unmöglich seyn, diese Indier durch den Reiz des Umsatzes zu bewegen, daß sie den **Zucker**, die **Baumwolle**, den **Tabak**, den **Kakao**, die sie schon zu ihrem eignen Gebrauch

bauen,

bauen, vermehrten? Zwischen dem wilden Leben und dem Gesellschaftsstand, ist eine unermeßliche Wüste durchzugehen; aber von der Kindheit der bürgerlichen Bildung, bis zur Stärke und Flor des Handels, sind nur Schritte zu machen. Die Zeit vermehrt die Kräfte, und kürzt die Entfernungen ab. Der Nutzen, den man von der Arbeit dieser neuen Völkerschaften ziehen würde, indem man ihnen Bequemlichkeiten verschaffte, würde Spanien Reichthümer geben. Diese würde man nach Trinidad bringen, welche solchergestalt wieder zu ihrer ursprünglichen Bestimmung gelangen würde.

Die Spanier lassen sich auf der Dreyfaltigkeitsinsel und Margarethe nieder.

Sie würde es nicht dabey bewenden lassen, nur eine Niederlage zu seyn. Ihr Umfang, die Fruchtbarkeit ihres Bodens, der Vorzug ihrer Rheden, würden ihr einen Glanz geben, den sie aus sich selbst ziehen würde. Diejenigen, die dieselbe mit gnugsamer Ueberlegung und Kenntniß durchstrichen haben, um durch die dicken Wälder, womit sie bedeckt ist, zu sehen, was sie werth seyn konnte, haben sie für geschickt gehalten, verschiedne Arten Produkte, selbst von großem Werth, in Ueberfluß hervorzubringen. Gleichwohl hat sie nie etwas anders als Kakao gebaut; derselbe war aber dort so vollkommen, daß man ihn sogar dem Karakischen vorzog, und daß die spanischen Kaufleute, um sich seiner zu versichern, ihn miteinander um die Wette zum voraus bezahlten. Dieser Eifer, der zuweilen die Industrie eines von Natur thätigen Volks vermehren kann, verderbt untrüglich solche Menschen, bey denen der Geschmack an Ruhe eine Leidenschaft und fast ein Bedürfniß der Natur oder der Erziehung ist. Da die Eigenthümer mehr Geld empfangen hatten, als sie mit der einzigen Waare, die ihr ganzes Vermögen ausmachte, erstatten konnten, fielen sie nach und nach in die Muthlo-

sigkeit. Beym Anblick übertriebner Arbeit, fiengen sie an gar nichts zu thun. Seit 1727. findet man keinen Kakao mehr auf der Insel. Um diesen Zeitpunkt ward sie ihrem Mutterlande ganz fremd. Durch diese Vernachläßigung war **Margarethe** bereits gleichsam vernichtet.

Diese Insel hatte einer Art von Reichthum, der in der Tiefe des sie umgebenden Meers verborgen lag; einen Augenblick von Leben und Flor zu danken. Kolombo hatte 1498. vier Meilen vom vesten Lande die kleine Insel **Kubagua** wahrgenommen, die man seitdem die Perlinsel nannte. Der Ueberfluß dieses Schatzes, den die Natur unentgeldlich darboth, zog 1509. die Spanier dahin. Sie kamen daselbst mit einigen Lukayischen Wilden an, die zu Bergwerksarbeiten nicht geschickt befunden waren, aber mit grosser Leichtigkeit lange Zeit unter dem Wasser bleiben konnten. Ihr Talent ward mit so viel Hitze angewandt, daß man in sehr kurzer Zeit, Leute zu beträchtlichem Vermögen gelangen sah. Die Bänke, wo die Perlen wuchsen, erschöpften sich; und die Kolonie ward 1524. nach Margarethe versetzt, wo man welche entdeckt hatte, die aber noch geschwinder verschwanden. Von nun an ward diese Besitzung, die 15. Meilen in der Länge, und 6. in der Breite hat, Spanien noch gleichgültiger als Trinidad.

Behält der Hof zu Madrid diese beyden Inseln bey, so geschieht es vielmehr, um betriebsamere Nationen vom vesten Lande zu entfernen, als in der Absicht, einigen Nutzen daraus zu ziehen. Spanier haben daselbst mit Indierinnen ein Menschengeschlecht erzeugt, welches die Trägheit der wilden Völker mit den Lastern der gesitteten vereinigt, und faul, spitzbübisch und abergläubig ist. Sie leben von ihrer Fischerey und den Banomen, die die Natur, gleichsam

um

um ihre Unthätigkeit zu begünstigen, dort größer und besser wachsen läßt, als im übrigen Archipelag. Sie ziehen magers Vieh auf, welches wenig Geschmack hat, und vertauschen es heimlich in den französischen Kolonien gegen **Kamelotte**, **schwarze Segel**, **Leinwand**, **seidne Strümpfe**, **weisse Hüte** und **Klempnerwaare**. Diese Schiffahrt wird mit 30 Schaluppen ohne Verdeck, getrieben.

Die Hausthiere haben die Wälder beyder Inseln mit wildgewordnem Hornvieh bevölkert. Man schießt es. Das Fleisch wird in 3. Zoll breite, und 1 Zoll dicke Striemen geschnitten, wovon man das Fett schmelzt und sie dann trocknen läßt; so, daß man sie 3. oder 4. Monate erhält. Hundert Pfund von diesem Fleisch, welches man **Tassau** nennt, wird in den französischen Pflanzörtern für ungefähr 20. Livres verkauft.

Die bürgerlichen und militarischen Befehlshaber und Officiere, die Mönche, ziehen alles Geld an sich, was die Regierung nach den beyden Inseln schickt. Der Rest, welcher nicht über 1600. Personen ausmacht, lebt in abscheulicher Armuth. In Kriegszeiten liefern sie ungefähr 200. Mann, die der Raubgeist ohne Unterschied nach den Kolonien lockt, wo man Kaperschiffe ausrüstet. Die Einwohner von Porto-Ricco haben nicht gleiche Neigungen.

Die Spanier lassen sich zu Porto-ricco nieder.

Diese im Mittelpunkt der Antillen liegende Insel hat 40. Meilen in der Länge, und 20. in ihrer größten Breite. Ob sie gleich 1493. durch Kolombo entdeckt und untersucht worden, zog sie erst 1509. der Spanier Aufmerksamkeit auf sich; und der Reiz des Goldes war's, der sie von San-Domingo unter den Befehlen des **Ponze de Leon** dahin zu gehen bewog. Diese neue Erobrung mußte ihnen was kosten.

Es ist Niemand unbekannt, daß der Gebrauch der vergifteten Waffen bis zu den entferntsten Jahrhunderten hinaufgeht. In den meisten Ländern gieng er vor der Erfindung des Eisens vorher. Als die mit Steinen, Knochen, Fischgräten beschlagnen Wurfpfeile, als Waffen zu schwach befunden wurden, um die wilden Thiere zurück zu treiben, nahm man seine Zuflucht zu einem tödtlichen Saft. Dies anfangs für die Jagd ausgedachte Gift, diente nachmals in den Kriegen, der entweder erobernden, oder wilden Völker. Ehrgeiz und Rache kennen in ihrer Heftigkeit keine Schranken, als bis sie Jahrhunderte lang ganze Nationen in Strömen von Blut ersäuft haben. Wenn man erkannt hat, daß dies Blut nichts nützt, oder daß es nach dem Maas, wie es in seinem Lauf zunimmt, die Länder entvölkert, und nur Wüsten ohne Leben und Anbau hinterläßt; alsdann wird man eins, den Durst es zu vergießen, ein wenig zu mäßigen. Man führt das sogenannte Kriegsrecht ein; das ist, die Ungerechtigkeit in der Ungerechtigkeit, oder das Interesse der Könige beym Metzeln der Völker. Man erwürgt sie nicht alle auf einmal. Man behält sich einige Köpfe von diesem Vieh vor, *) um die Heerde mit neuen Schlachtopfern zu bevölkern. Dies Kriegs- oder Völkerrecht macht, daß man gewisse Mißbräuche bey dem Gebrauch des Todtschlagens verbannet. Hat man Feuergewehr, so verbeut man die vergifteten Waffen, und wenn die Kanonenkugeln hinreichend sind, so verbeut man die geschnittnen Kugeln. Geschlecht,

*) Aller Declamation des Verf. ohngeachtet, ist dieß doch ein Zeichen der wiederkehrenden Menschlichkeit. Je mehr die Regenten den Werth der Menschen werden schätzen lernen, und sollte es auch nur um ihres eigenen Vortheils willen seyn, desto menschlicher werden sie werden, und desto mehr werden sie sich das Kriegen und Erobern abgewöhnen.

schlecht, das des Himmels und der Erde unwürdig ist, zerstörendes und tyrannisches Wesen, Mensch oder Teufel, wirst du nicht aufhören diesen Erdball zu quälen, wo du nur einen Augenblick lebst? Wirst du den Krieg nicht anders als mit der Vernichtung deiner Nebenmenschen endigen? Wohl! willst du sie beschleunigen, so geh und suche die Gifte der neuen Welt.

Unter allen an giftigen Pflanzen fruchtbaren Ländern, war es keines so sehr, als Süd-Amerika. Es hatte diese unglückliche Fruchtbarkeit von seinem allgemein stinkenden Erdreich, als wenn es sich von dem Schlamm einer Uberschwemmung reinigte.

Lianen, die in den feuchten und morastigen Gegenden sehr häufig stunden, lieferten dem vesten Lande das allgemeine gebräuchliche Gift. Man schnitt dieselbe in Stücke, die in Wasser gekocht wurden, bis das Abgekochte so dick geworden, als ein Syrop. Alsdann tunkte man Pfeile drein, und schwängerte sie mit einem tödlichen Saft. Verschiedne Jahrhunderte hindurch bekriegten sich die Wilden allgemein mit diesen Waffen. In der Folge fühlten verschiedne dieser schwachen Nationen die Nothwendigkeit, einem so zerstörenden Mittel zu entsagen, und behielten es blos zum Gebrauch wider große und kleine Thiere, die man nicht einholen oder überwinden konnte. Ein jedes Thier, dessen Haut mit einem dieser giftigen Pfeile gestreift worden, stirbt eine Minute darnach, ohne irgend ein Zeichen von Zuckung noch Schmerz. Nicht weil sein Blut geronnen ist, wie man lange Zeit geglaubt hat: Neue Erfarungen haben zu erkennen gegeben, daß dies Gift mit frisch gelaßnem und ganz warmen Blute vermischt, dasselbe verhinderte zu gerinnen, und sogar seine Fäulung verzögerte. Es ist wahrscheinlich, daß diese Säfte

auf

auf das Nervensystem wirken. Einige Reisende haben den Ursprung der Lustseuche dem Gebrauch zugeschrieben, den man in der neuen Welt hatte, mit diesen vergifteten Waffen getödtetes Wildpret zu essen. Heute weiß Jedermann, daß man sich ohne Unbequemlichkeit beständig dieses Fleisches bedienen kann.

Auf den amerikanischen Inseln zieht man das Gift nicht so viel aus den Lianen, als aus Bäumen. Aber unter allen Bäumen, die den Tod wirken, ist der Manceniller*) der gefährlichste.

Sein Stamm, der niemals mehr als 2 Schuh im Umfang hat, ist mit einer zarten und glatten Rinde bekleidet. Seine Blüte ist röthlich. Seine Frucht ist pfirsichfarben und schließt einen Kern ein. Seine Blätter sind des Lorbeerbaums seinen ähnlich, und enthalten eine milchige Substanz. Es ist gefährlich sie anzufassen, wenn sie von der Sonnenhitze schwitzen, und noch gefährlicher sich unter der unzähligen Blüte niederzulegen, weil von derselben eine erstaunliche Menge Staub fällt. Man fängt den flüßigen Saft des Manceniller in Muschelschalen auf, welche rund um die in seinem Stamm gemachten Einschnitte gestellt werden. Wenn dieser Saft ein wenig dick geworden, tunkt man die Pfeilspitzen drein, und diese bekommen die Eigenschaft einem jeden fühlenden Wesen, wäre es auch nur sehr leicht damit getroffen, einen schnellen Tod zu bringen. Die Erfahrung beweißt, daß dies Gift seine Wirksamkeit länger als ein Jahrhundert behält. Unter allen Orten, wo sich dieser schädliche Baum findet, ist Porto-Ricco derjenige, wo er am freudigsten steht, und sich am meisten vermehrt hat. Warum haben die ersten Eroberer von Amerika nicht alle bey dieser Insel Schiff-

*) Linné nennt diesen Baum *Hippomane Mancinella*.

Schiffbruch gelitten? Allein, das Unglück beyder Welten hat gewollt, daß sie sie zu spät kennen, und daselbst nicht den Tod finden sollten, der ihrem Geiz gebührt.

Der Manceniller scheint nur den Amerikanern verderblich gewesen zu seyn. Die Einwohner der Insel, die ihn hervorbringt, bedienten sich seiner, um den Karaiben zurück zu treiben, der auf ihren Küsten Streifereyen zu verüben gewohnt war. Sie konnten eben dieselben Waffen gegen die Europäer gebrauchen. Der Spanier, der damals nicht wußte, daß Salz, in dem Augenblick da der Schuß geschehen, auf die Wunde gelegt, ihr untrügliches Heilmittel ist, hätte vielleicht unter den ersten Anfällen dieses Gifts erliegen müssen. Allein, er erfuhr nicht den geringsten Widerstand von Seiten dieser wilden Insulaner. Sie hatten gehört, was bey der Eroberung der benachbarten Inseln vorgefallen, und sahen diese Fremden als über die Menschheit erhabne Wesen an. Sie warfen sich von selbst in die Fesseln. Jedoch bald wünschten sie das unerträgliche Joch zu zerbrechen, welches man ihnen aufgelegt. Nur wollten sie, bevor sie es versuchten, wissen, ob ihre Tyrannen unsterblich wären oder nicht. Der Auftrag ward einem **Kaziken**, Namens **Broyo** gegeben.

Ein seinen Absichten günstiger Zufall hatte **Salzedo**, einen reisenden jungen Spanier, zu ihm geführt. Diesen nahm er mit großen Achtungsbezeigungen auf, und gab ihm bey seiner Abreise einige Indier mit, die ihm auf seinem Wege behülflich seyn, und zu Führern dienen solten. Einer von diesem Wilden nahm ihn auf seine Schultern um durch einen Fluß zu waten, warf ihn ins Wasser, und hielt ihn mit Hülfe seiner Gefährten so lang darinn, bis er sich nicht mehr rührte. Darnach zog man den Kör-

per

per aufs Ufer. Im Zweifel ob er todt sey oder noch lebe, bat man ihn wegen des geschehenen Unglücks tausendmal um Vergebung. Das Spiel dauerte 3. Tage. Als endlich das Stinken des Leichnams die Indier überzeugt hatte, daß die Spanier sterben könnten, fiel man von allen Seiten über die Unterdrücker her. Hundert wurden niedergemacht.

Ponze de Leon versammlet alsbald alle Kastilier, die der Verschwörung entkommen. Er geht ohne Zeitverlust auf die Wilden los, die dieser plötzliche Angriff aus der Fassung bringt. Ihr Schrecken nimmt zu, nach dem Maas wie sich ihre Feinde vermehren. Dies Volk ist so einfältig, daß es glaubt, die neuen von San-Domingo kommenden Spanier, seyn eben dieselben, die getödtet worden, und wieder aufgestanden, um zu fechten. In dieser thörichten Meynung ist es muthlos den Krieg gegen Menschen fortzusetzen, die aus ihrer Asche wieder aufstehn, und begiebt sich wieder unter das Joch. Man verdammt es zu den Bergwerken, worinn es in kurzer Zeit in sklavischen Arbeiten zu Grunde geht.

Diese Barbareyen haben Spanien gar keinen Vortheil gebracht. Eine Insel von beträchtlichem Umfang die von einer großen Menge Ströme gewässert wird, fruchtbar obgleich uneben ist, einem fürtrefflichen Hafen, bequeme Küsten hat, und deren Besitz das Glück einer thätigen Nation gemacht hätte; diese Insel ist den meisten Völkern unbekannt. Man zählt daselbst kaum 1500. Spanier, Mestizen oder Mulatten. Sie haben ungefähr 3000. Negern, die mehr beschäftigt sind, die Unthätigkeit des Eigners zu nähren, als seiner Industrie zu Hülfe zu kommen. Die Herren und Sklaven, die durch die Faulheit gewissermaaßen einander gleich geworden, leben beyderseits von Mays, Pataten und Caßave. Bauen sie

Zucker,

Zucker, Tabak, Kakao, so ist dies nur so viel, als sie zu ihrem Verbrauch nöthig haben. Was sie ausführen, läuft auf 2000 Häute hinaus, die sie jährlich zum spanischen Handel liefern, und auf eine ziemlich große Anzahl Maulthiere, die gut, aber klein sind, so wie man sie gewöhnlich in den unwegsamen und bergigen Ländern findet. Diese Maulthiere gehen heimlich nach **St. Kruz**, nach **Jamaika**, und nach **San-Domingo**. Der Müßiggang dieser Völkerschaft wird durch eine Besatzung von 200 Mann beschützt, die nebst den Priestern und der Obrigkeit, der Regierung 250000 Livres kostet. Dies Geld ist nebst dem Werth des Viehes hinlänglich, den Engländern, Holländern, Franzosen, Dänen, die Leinwand und andre Waaren, welche sie liefern, zu bezahlen. Der ganze Nutzen, den das Mutterland von seiner Kolonie zieht, läuft darauf hinaus, daß es dort frisch Wasser und Erfrischungen für die Flotten einnimmt, die es nach der neuen Welt schickt.

Ist Spanien so wenig von seinem eignen Interesse gerührt, daß es die Vortheile vernachläßigt, die eine so beträchtliche Insel ihm bringen könnte; so sollte es wenigstens denen von seinen Unterthanen, die das Schicksal dahin geführt, erlauben, sich aus dem schimpflichen Elende heraus zu arbeiten, worinn sie schmachten. Um ihre Umstände zu verbessern, würde es hinreichend seyn, sie zum freyen Verkauf ihrer Heerden zu berechtigen. Bey dem großen Umfange ihrer Ländereyen, würden sie derselben so viele aufziehen, als für die Bedürfnisse aller Antillen, wo man sich mit dem Anbau beschäfftigt, erfordert werden. Die Lage eines in der Mitte dieser Inseln befindlichen Pflanzorts, würde überall die Einfuhr seines Viehes in ihre Häfen, begünstigen. Eine ununterbrochene Gemeinschaft mit thätigen und aufgeklärten Völkern, würde Kolonisten, die diese Eigenschaft

nicht haben, aufwecken. Das Verlangen nach gleichem Genuß, würde Eifer für gleiche Arbeiten einflößen. Der Hof zu Madrid würde alsdann politische Früchte einer Herablassung erndten, welche die bloße Menschlichkeit ihm eingeben sollte. Bis zu dem Augenblick dieser Handelsfreyheit, wird ihr Porto-Rico nicht nützlicher seyn als San Domingo.

Besitzungen der Spanier auf San-Domingo.

Diese in der Geschichte desfalls berühmte Insel, weil sie die Wiege der Spanier in der neuen Welt gewesen, hatte anfangs einen großen Glanz, wegen des Goldes, welches sie lieferte. Diese Reichthümer nahmen mit den Einwohnern des Landes ab, die dieselben aus dem Eingeweide der Erde zu holen gezwungen waren; und sie verschwanden endlich ganz, als man die beklagenswerthen Schlachtopfer der Habsucht der Erobrer nicht mehr aus den benachbarten Inseln wieder ersetzen konnte. Die Leidenschaft, diese Reichthumsquelle wieder zu öfnen, gab den Gedanken an die Hand, Sklaven aus Afrika zu holen; allein, zu geschweigen, daß sie sich zu den Arbeiten, wozu man sie bestimmte, nicht geschickt fanden, so liefen, wegen der Menge von Bergwerken auf dem vesten Lande, die man zu bearbeiten anfieng, die bis dahin aus den San-Domingischen gezognen großen Vortheile, auf nichts hinaus. Die Gesundheit, die Stärke, die Geduld der Negern, machten, daß man es für möglich hielt, sie mit Nutzen zum Anbau zu gebrauchen; und man ergriff aus Noth einen klugen Entschluß, welchen man bey mehr Kenntnissen aus Wahl würde genommen haben.

Ihre Industrie brachte anfangs höchst unbedeutenden Nutzen, weil sie in geringer Anzahl waren. Karl V. der wie die meisten Souverains, seine Günstlinge Allem vorzog, hatte den Negerhandel einem flandrischen Herrn ausschließend bewilligt, und dieser

überließ

überließ sein Privilegium den Genuesern. Diese geizigen Republikaner machten von diesen schändlichen Handel den Gebrauch, den man stets vom Alleinhandel macht: sie wollten theuer verkaufen, und sie verkauften wenig. Als Zeit und Mitwerbung die Sklaven auf den natürlichen und nothwendigen Preis gesetzt hatten, vermehrten sie sich. Man muß wol denken, daß der Spanier, der gewohnt war, den Indianern, die fast so weiß sind, als er, wie Thieren zu begegnen, keine beßre Meinung von diesen schwarzen Afrikanern gehabt, die er an ihre Stelle setzte. Sie wurden auch noch durch den Preis selbst, um welchen er sie gekauft, in seinen Augen so heruntergesetzt, daß seine Religion ihn nicht abhielt, das Gewicht ihrer Dienstbarkeit zu erschweren. Sie ward unerträglich. Diese unglücklichen Sklaven versuchten Rechte wieder zu erlangen, die der Mensch niemals veräußern kann. Sie wurden geschlagen; allein, sie zogen von ihrer Verzweiflung den Nutzen, daß man sie seitdem minder unmenschlich behandelte.

Diese Mäßigung, falls man Tyranney, die den Aufruhr fürchtet, so nennen soll, hatte günstige Folgen. Der Anbau ward mit einer Art Erfolg getrieben. Bald nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts, zog das Mutterland jährlich aus seiner Kolonie, 10. Millionen Pfund **Zucker**, viel **Färbeholz**, **Tabak**, **Kakao**, **Quaßia**, **Ingwer**, **Baumwolle**, eine große Menge **Leder**. Man konnte denken, dieser angehende Flor würde Geschmack und Mittel geben, seinen Fortgang auszubreiten. Eine Kette von Ursachen, deren eine noch verderblicher war, als die andre, richtete diese Hoffnungen zu Grunde.

Das erste Unglück kam von San-Domingo's Entvölkrung her. Der Spanier Eroberungen auf dem vesten Lande, mußten natürlich dazu beytragen, eine

Insel blühend zu machen, welcher die Natur eine solche Lage schien gegeben zu haben, daß sie der Mittelpunkt der weiten, um sie her entstehenden Herrschaft werden, daß sie die Niederlage für ihre verschiednen Kolonien seyn sollte. Es fiel ganz anders aus: beym Anblick des erstaunlichen Glücks, welches in Mexiko und anderswo gemacht ward, verachteten die reichsten Einwohner von San-Domingo ihre Pflanzörter, und verließen die wahre Quelle der Reichthümer, die sich so zu reden auf der Oberfläche der Erde befindet, um in ihrem Eingeweide Goldadern durchzuwühlen, die bald vertrocknen. Umsonst versuchte die Regierung diese Auswandrung zu hemmen: man wich den Gesetzen allzeit geschickt aus, oder sie wurden kühn übertreten.

Die Schwäche, die eine nothwendige Folge dieser Aufführung war, machte Spaniens Feinde dreist, Küsten zu verheeren, die ohne Vertheidigung waren. Man sah so gar den berühmten englischen Seemann, **Franz Drake**, die Hauptstadt nehmen und plündern. Andre Seeräuber, die nicht so große Macht hatten, brachten die Fahrzeuge auf, die von diesen, damals am besten bekannten Höhen in der neuen Welt, abgeschickt waren. Um das Unglück voll zu machen, wurden die Kastilier selbst Seeräuber. Sie griffen nur die Fahrzeuge ihrer Nation an, die reicher, schlechter ausgerüstet waren, und schlechter vertheidigt wurden, als alle andre. Ihre angenommne Gewohnheit, heimlich zu rüsten, um überall Sklaven her zu holen, machte, daß man sie nicht erkennen konnte; und die Unterstützung, die sie von den zur Beschützung der Schiffahrt bestellten Kriegsschiffen erkauften, sicherte ihnen die Straflosigkeit.

Der Handel, welchen die Kolonie mit den Ausländern trieb, konnte allein dieselbe wieder heben, oder wenig-

wenigstens ihren gänzlichen Untergang verhindern: Er ward verboten. Da er der Wachsamkeit der Befehlshaber ungeachtet, oder vielleicht, weil sie durch die Finger sahen, fortgesetzt ward, so ergrif ein erbitterter und wenig aufgeklärter Hof die Parthey, die meisten Seeplätze zu schleifen, und ihre unglücklichen Einwohner ins Land hinein zu treiben. Dieser gewaltsame Schritt verursachte in den Gemüthern eine Muthlosigkeit, die nachher durch der Franzosen Streifereyen und Niederlassung auf der Insel, auf den höchsten Punkt gebracht ward.

Spanien, einzig mit dem weiten Reiche beschäftigt, das es auf dem vesten Lande gebildet hatte, that nie etwas, um diese Schlaffucht zu zerstreuen. Es gab sogar dem Anhalten seiner Kandrischen Unterthanen kein Gehör, die lebhaft wünschten Erlaubniß zu haben, so fruchtbare Länder urbar zu machen. Ehe es Gefahr laufen wollte, sie auf den Küsten einen Schleichhandel treiben zu sehen, gab es lieber zu, daß eine Besitzung, die wichtig gewesen war und es wieder werden konnte, in der Vergessenheit blieb.

Diese Kolonie, der ihr Mutterland nur mehr durch ein mittelmäßig Schiff bekannt war, welches sie alle 3 Jahr von dort bekam, hatte 1717, an Spanien, Mestizen, Negern oder Mulatten, 18410 Einwohner. Ihre Farbe und ihr Karakter hatten mehr oder weniger vom Amerikanischen, vom Europäischen und Afrikanischen an sich, nach dem Verhältniß, wie sich das Blut dieser drey Völker, in der natürlichen und vorübergehenden Vereinigung vermischt hatte, die die Geschlechter und Stände näher zusammen bringt; denn die Liebe, wie der Tod, wirft sie gern unter einander. Diese, in tiefen Müßiggang versenkten Halbwilden, lebten von Früchten und Wurzeln, wohnten in Hütten, hatten keinen Hausrath und

meistentheils keine Kleidung. Die kleine Anzahl derer, bey welchen das Vorurtheil der Wohlanständigkeit, der Geschmack an Bequemlichkeiten nicht durch die Trägheit erstickt worden, bekamen Kleider aus der Hand der Franzosen, ihrer Nachbarn, denen sie ihre zahlreichen Heerden und das Geld lieferten, welches man ihnen für 200 Soldaten für die Priester und für die Regierung schickte. Es scheint nicht, daß die ausschließende Gesellschaft, die 1757 zu Barzelona errichtet worden, um die Asche von San-Domingo wieder zu beleben, noch große Schritte gethan habe. Ihre jährlichen Versendungen laufen auf zwey kleine Fahrzeuge hinaus, die mit 6000 Häuten und einigen andern Waaren von geringem Werth nach Europa zurückkehren.

Der Umsatz geschieht zu San-Domingo, der Hauptstadt der Kolonie. Sie liegt am Rande einer Ebne, die 30 Meilen in der Länge, und 8, 10, auch 12. Meilen in der Breite hat. Diese große Strecke, die einem Volke, das sich auf den Anbau legte, für 20. Millionen Waaren liefern würde, ist mit Wäldern und Disteln bedeckt, die nur hie und da mit Futterplätzen untermischt sind, wo ziemlich zahlreiche Heerden weiden. Dies fast in seinem ganzen Umfang flache Land, wird in der Gegend der Stadt, die auf dem Ufer der **Lozama**, erbaut ist, ungleich. Prächtige Trümmern sind alles, was diese berühmte Stadt von ihrem ersten Flor übrig hat. Von der Landseite bestehen ihre Vestungswerke nur in einer bloßen Mauer ohne Graben, und ohne irgend ein Außenwerk; aber auf der Fluß- und Seeseite würde sie schwer einzunehmen seyn. So ist der einzige Pflanzort beschaffen, den die Spanier auf der Südküste behalten haben. Derjenige, den sie auf der Nordseite haben, heißt: **Monte-Christo.**

Zum Glück hat dieser See- und Handelsplatz niemals eine Verbindung mit Spanien gehabt. Er hat seine Thätigkeit der Nachbarschaft der französischen Pflanzörter zu danken. Während des Friedens verlieren sich die Produkte der zwischen dem Fort **Dauphin**, und der Bay von **Manzenilla** gelegnen Ebne von **Maribour**, in diesem Hafen, der stets mit englischen Schleichhändlern angefüllt ist. Wenn der Krieg zwischen den Höfen zu London und Versailles den spanischen nicht mit hinreißt, so wird Monte-Christo ein beträchtlicher Markt; weil der ganze Norden der französischen Kolonie seine Waaren dahin gehen läßt, die dort allzeit Schiffe bereit finden, sie mitzunehmen. Diese Lebensbewegung hört von dem Augenblick auf, da Spanien glaubt verbunden zu seyn, bey den Händeln der beyden mitverbundnen Nationen Parthey zu nehmen.

Die Spanier haben gar keine Besitzung im Westen der Insel, wo sie ganz von Frankreich besetzt ist; und sie sind erst 9 oder 10 Jahre drauf bedacht gewesen, auf der Ostseite, die man seit langer Zeit aus dem Gesicht verloren, Wohnplätze anzulegen.

Käme der Entwurf, Anbau einzuführen, durch einen Zufall im Staatsrath zu Madrid vor, so könnte er in der mitten im Lande liegenden Ebne von **Vega-Real**, die 80 Meilen in der Länge, und 10 in ihrer größten Breite hat, ausgeführt werden. Man würde in der neuen Welt schwerlich ein ebneres, fruchtbarers, und besser gewässertes Erdreich finden. Alle Produkte von Amerika würden dort fürtrefflich anschlagen; aber ihre Ausfuhr würde unmöglich seyn, es sey denn, daß man Wege anlegte, ein Unternehmen, welches selbst Nationen, die zu dergleichen weit mehr aufgelegt sind, als die Spanier, schrecken würde. Diese Schwierigkeiten mußten natürlich machen, daß

man die Augen auf die Ebnen von San-Domingo warf, welche nicht so fruchtbar, als um **Vega-Real**, aber gleichwol fruchtbar sind. Man fürchtete ohne Zweifel, die neuen Kolonisten möchten die Sitten der Alten annehmen, und der Schluß fiel für **Samana** aus.

Dies ist eine Halbinsel in dem östlichen Theil der Insel, welche 5 Meilen breit, 16 lang ist, und nur durch eine schmale und sehr morastige Zunge mit dem vesten Lande zusammenhängt. Sie hat für die Schiffe eine tiefe Bay von 14 Meilen, wo der Ankergrund von 14 Klaftern und so bequem ist, daß sie ans Land gezogen werden können. Diese Bay ist mit kleinen Inselchen besäet, die man leicht vermeiden kann, wenn man die Küste gegen Westen liegen läßt. Bey einem sehr fruchtbaren obgleich nicht flachen Boden, hat die Halbinsel eine Lage die für den Handel und das Anländen der aus Europa kommenden Fahrzeuge sehr vortheilhaft ist.

Diese Betrachtungen bewogen die ersten französischen Abentheurer die San-Domingo verwüsteten, sich zu Samana zu setzen. Sie behaupteten sich daselbst lang genug, obgleich ihre Feinde mit Macht in der Nachbarschaft waren. Endlich merkte man, daß sie zu sehr blosgestellt, zu weit von den andern Pflanzörtern, die ihre Nation auf der Insel hatte, und die alle Tage mehr Vestigkeit bekamen, entfernt wären. Man rief sie zurück; die Spanier freuten sich über diesen Abzug, besetzten aber den erledigten Platz nicht.

Gleichwohl haben sie in unsern Tagen Kanarier dahin geschickt; der Staat hat ihre Reisekosten bezahlt, und ihren Unterhalt für verschiedne Jahre auf sich genommen. Diese, obgleich klugen Maasregeln, haben nichts Gutes hervorgebracht. Die neuen Ko-

lonisten sind größtentheils Schlachtopfer des Klima, der Urbarmachung, und besonders der Bedruckungen der Statthalter geworden, deren militarischer Geist überall dem Gedeyen der Kolonien schädlich ist. Die wenigen von diesen Ausländern, die so viele Uebel überlebt haben, schmachten in der Erwartung eines nahen Todes. So traurige Versuche versprechen keine glückliche Folgen. San-Domingo muß für die Spanier in dem schwachen Zustande bleiben, worin sie es bisher gelassen. Die Natur und das Glück werden sie zu **Kuba** dafür schadlos halten.

Spanische Kolonie auf Kuba. Wichtigkeit dieser Insel.

Die Insel **Kuba**, die ein enger Kanal von der Insel San-Domingo absondert, ist allein so viel werth als ein Königreich. Sie ist 250 Meilen lang, und 15, 20, auch 30 breit. Sie ward 1492 durch Kolombo entdeckt, die Spanier unternahmen aber ihre Eroberung erst im Jahr 1511. **Diego de Velasquez** landete mit 4 Schiffen an ihrer östlichen Spitze.

Ein Kazike, Namens **Hatney**, regierte in diesem Kanton. Dieser auf San-Domingo oder Hispaniola geborne Indier, hatte sich dort wegbegeben, um die Sklaverey zu vermeiden, wozu seine Nation verdammt war. Die Unglücklichen, die der Kastilier Tyranney entrannen, waren ihm gefolgt, und er hatte an seinem Zufluchtsort einen kleinen Staat errichtet, den er in Frieden regierte. Von hieraus beobachtete er in der Ferne die spanischen Segel, deren Annäherung er fürchtete. Auf die erste Nachricht von ihrer Ankunft, versammelte er die bravsten Indier, die seine Unterthanen oder seine Bundsgenossen waren, um sie zur Vertheidigung ihrer Freyheit zu ermuntern; er versicherte sie aber dabey, daß alle ihre Bemühungen unnütz seyn würden, wo sie sich nicht zuerst die Gnade des Gottes ihrer Feinde zu erwerben suchten. Dies, sagte er vor einem mit Gold angefüllten Ge-

fäß, zu ihnen; dies ist die so mächtige Gottheit, laßt uns sie anrufen.

Dies gute und simple Volk glaubte leicht, daß das Gold, wofür so viel Blut vergossen ward, der Gott der Spanier sey. Man tanzte, man sang vor diesem rohen und ungestalten Metall, und verließ sich auf seinen Schutz.

Aber Hatney, der aufgeklärter und argwöhnischer war, als die andern Kaziken, versammlete sie aufs Neue. „Laßt uns, sagte er zu ihnen, auf keine Glückseligkeit rechnen, so lang der Spanier Gott unter uns seyn wird. Er ist unser Feind, wie sie. Sie suchten ihn überall, und lassen sich nieder, wo sie ihn finden. Tief in der Erde würden sie ihn zu entdecken wissen. Verschlucktet ihr ihn auch, so würden sie mit ihren Armen in eure Eingeweide fahren, um ihn heraus zu reissen. Nur auf dem Meergrunde kann man ihn vor ihren Nachforschungen verbergen. Wenn er nicht mehr unter uns seyn wird, so werden sie uns ohne Zweifel vergessen.„ Alsbald ward alles Gold, was man besaß, in die Wellen geworfen.

Die Indier sahen gleichwohl die Spanier näher kommen. Die Flinten, die Kanonen, diese erschrecklichen Götter, zerstreuten mit ihrem donnernden Lerm die Wilden, die Widerstand thun wollten. Aber Hatney konnte sie wieder sammeln. Man durchsucht das Gehölz, man greift ihn, man verdammt ihn zum Feuer. Als er an den Pfahl des Scheiterhaufens gebunden, nichts als die Flamme erwartete, schlug ihm ein barbarischer Priester die Taufe vor, und redte vom Paradiese. Giebt es, sagte der Kazike, in diesem Lustort auch Spanier? Ja, erwiederte der Mißionar, aber nur Gute. Der beste taugt Nichts, versetzte Hatney, und ich will nicht an

einen Ort geben, wo ich einen einzigen von ihnen zu finden fürchten müßte. Sag mir nichts mehr von eurer Religion, und laß mich sterben.

Der Kazike ward verbrannt, der Christen Gott entehrt, sein Kreuz in Menschenblut gebadet; aber Velasquez fand keine Feinde mehr. Alle Kaziken beeiferten sich, ihm zu huldigen. Nachdem man die Bergwerke eröfnet, und dieselben nicht Gold genug brachten, wurden die Einwohner von Kuba als unnütz ausgerottet; denn damals war Erobern Nichts anders, als Zerstören. Eine der größten Inseln in der Welt, kostete den Spanier nicht einen Mann. Haben sie aber von der Erobrung von Kuba einigen Nutzen gezogen?

Diese Besitzung hat wichtigen Anbau. Sie dient einem großen Handel zur Niederlage. Man sieht sie für das Bollwerk der neuen Welt an. Unter diesen drey Gesichtspunkten verdient sie eine ernsthafte Aufmerksamkeit.

Die Baumwolle ist dasjenige Produkt, welches sich natürlich auf dieser unermeßlichen Insel mehr vermehren müßte. Zur Zeit der Erobrung war diese Staude daselbst sehr gemein. Ihre Erhaltung erforderte wenig Vorschuß, wenig Arme, wenig Industrie; und die Trockenheit eines großen Theils des Erdreichs, machte dasselbe zu diesem Gebrauch besonders geschickt. Gleichwohl ist diese Waare dort so selten, daß zuweilen viele Jahre hingehen, ohne daß man davon nach Europa versendet.

Ob der Spanier gleich einen fast unüberwindlichen Abscheu für der Nachahmung hat, so hat er doch seit kurzem den Kaffeebau zu Kuba angenommen, weil er ihn auf den benachbarten Inseln einen schnellen Fort-

gang

gang machen sah. Allein indem er dieses Produkt von den fremden Kolonisten entlehnt, hat er ihre Thätigkeit, dasselbe gelten zu machen, nicht mit entlehnt. Man erndtet kaum 30 bis 35000 Pfund Kaffe, wovon ein Drittheil nach Vera-Cruz, und das Uebrige nach dem Mutterlande geschickt wird. Man sollte vermuthen, diese Pflanze werde sich nach dem Maas vermehren, wie sich der Gebrauch, eines bey den Völkern der heisten Klimate so gemeinen Getränks, bey den Spaniern ausbreiten wird; allein, eine Nation, die zwar den Europäern den Geschmack am Kaffe hätte mittheilen sollen, aber in beyden Welttheilen die letzte gewesen, die ihn kennen gelernt, wird in allen ihren Fortschritten langsam seyn, wie sie es in aller Art von Erfindungen ist. Die Fortpflanzung des Kaffe erfordert des Zuckers seine. Ist der Spanier zu der einen durch die andre vorbereitet?

Der Zucker, das reichste, das wichtigste amerikanische Produkt, würde allein zureichen, um Kuba den glänzenden Flor zu geben, dessen sämmtliche Quellen und Kanäle die Natur dort eröfnet zu haben scheint. Ob zwar diese Insel überhaupt ungleich und bergig ist, hat sie doch Ebnen, die groß und wasserreich genug sind, um einem großen Theil von Europa so viel Zuckers zu liefern, als er verbraucht. Die unglaubliche Fruchtbarkeit ihrer neuen Ländereyen, würde, wenn sie wohl regiert, wohl verwaltet wäre, sie in Stand setzen, alle Nationen, die ihr in diesem Anbau zuvorgekommen, aus dem Sattel zu heben. Dieselben würden länger als ein halbes Jahrhundert an der Vervollkommung ihrer Fabriken nur für eine Mitwerberin gearbeitet haben, die durch Annehmung ihrer Methode, in weniger als 20 Jahren, den Reichthum, welchen sie daraus ziehen, übertreffen, ja vernichten würde. Aber die spanische Kolonie ist über diese Ueberlegenheit so wenig eifersüchtig, daß sie bis jetzt nur

eine

eine kleine Anzahl Pflanzungen hat, wo das schönste Rohr, mit sehr großen Kosten, nur eine geringe Menge Zucker von mittelmäßiger Güte liefert. Er dient zum Theil Mexiko, zum Theil das Mutterland zu versorgen; und dieses, dem der Zucker eine Goldgrube seyn sollte, kaufte von Fremden für mehr als 5 Millionen.

Ohne Zweifel hat es eine Entschädigung für diesen Verlust in dem Tabak zu finden geglaubt, den es aus Kuba zieht. Diese Insel liefert, außerdem, womit sie Mexiko und Peru versieht, noch an Spanien allen den Tabak, den es verbraucht, das Wenige ausgenommen, welches von Caraque und von Buenos-Aires dahin geht. Der größte Theil wird in Blättern dahin geschickt. Was im Lande selbst durch **Petro-Alonzo** zubereitet wird, stand und steht noch in dem größten Ruf. Dieser Spanier, vielleicht der einzige, der sich durch eine wahrhaftig nützliche Industrie bereicherte, hat in diesem Handel 12 bis 15 Millionen Livres gewonnen. Hätte die Regierung diesen thätigen Bürger gehört, so würde das öffentliche Vermögen durch die Vermehrung einer Pflanze vergrößert, seyn, welcher ein grillenhafter Eigensinn so großen Werth beylegt. Blos der geringe Eifer, den der Hof zu Madrid gezeigt hat, Europens Geschmack an dem havanischen Tabak zu unterstützen, hat den Gebrauch desselben gehemmt.

Das von den spanischen Kolonien gelieferte Leder, wird allgemein gebraucht. Kuba liefert jährlich 10 oder 12 tausend Stück. Ihre Anzahl ließe sich leicht vermehren, in einem Lande, das voll wild gewordner Ochsen ist, wo einige Edelleute auf den Küsten und im Innern des Landes unermeßliche Wohnplätze besitzen, die wegen Mangels an Bevölke-

rung

rung keine andre Bestimmung haben können, als zahlreiche Heerden aufzuziehen.

Es würde eine Uebertreibung seyn, wenn man zu behaupten wagen wollte, der hundertste Theil der Insel Kuba sey urbar gemacht. Man sieht keine Spuren von Anbau, außer zu Sant-Jago, einem vor dem Winde der Kolonie gelegnen Hafen, und zu Matanica, einer sichern und geräumigen, am Ausgang aus dem alten Kanal befindlichen Bay. Aller wahre Anbau ist in den schönen Ebnen der Havana vereinigt, und dennoch ist er nicht, was er seyn sollte.

Dieser sämmtliche Anbau kann 25000 Sklaven von allem Alter und Geschlecht beschäftigen. Die Zahl der Weißen, der Mestizen, der Mulatten, der auf der Insel verbreiteten freyen Schwarzen, beläuft sich ungefähr auf 30000. Fürtreffliches Schweinfleisch, abscheuliches Rindfleisch, beydes äußerst gemein und sehr wohlfeil macht nebst dem Maniok die Nahrung dieser verschiednen Bevölkerung aus. Die Truppen selbst kennen kein ander Brod als die Kaßave. Die Gewohnheit, Europäer in Kuba zu sehen, kann ihre Einwohner vor der gänzlichen Unthätigkeit bewahrt haben, die man in allen andern spanischen Pflanzörtern der neuen Welt findet. Das Blut ist dort minder gemischt, die Kleidung erbarer, die Wohlanständigkeit beßer beobachtet, als auf den andern Inseln.

Der Zustand der Kolonie würde noch blühender seyn, wenn ihre Produkte nicht einer Gesellschaft überlassen wären, deren ausschliessendes Privilegium eine beständige und unveränderliche Quelle von Muthlosigkeit ist. Je weniger Industrie eine Nation hat, desto mehr muß sie eine Methode fliehen, die den Gang des thätigsten, des arbeitsamsten Volks langsamer machen würde.

Könnte etwas in Kuba die Stelle der Freyheit vertreten, und es für die Tyranney des Alleinhandels entschädigen, so würde es der Vortheil seyn, den diese Insel allzeit gehabt habt, daß fast alle spanische Fahrzeuge, die in der neuen Welt schiffen, bey ihr einkehren. Dieser Gebrauch fieng fast mit der Kolonie an. Als **Ponze de Leon** 1512 eine Unternehmung auf Florida versucht hatte, erhielt er eine ziemlich deutliche Kenntniß von dem neuen Kanal von **Bahama**. Man merkte bald, daß dies der zuträglichste Weg seyn würde, den alle von Meriko abgegangne Fahrzeuge nehmen könnten, um Europa zu gewinnen; und man legte bey dieser Gelegenheit Havana an, die vom Kanal nur zwey kleine Tagereisen entfernt ist. Der Nutzen dieses Hafens erstreckte sich seitdem auf alle von Karthagena und **Portobelo** abgefertigten Schiffe, die bald eben den Weg nahmen. Die einen und die andern ruhten daselbst aus, und erwarteten einander gegenseitig, um zusammen mit mehr Gepränge im Mutterlande anzulangen. Der ungeheure Aufwand, welchen die mit den reichsten Schätzen der Welt beladen ankommenden Seeleute, während ihres Aufenthalts, machten, brachte ein unzähliges Geld in die Stadt. Ihre Bevölkerung, die 1561 nur aus 300 Familien bestand, und im Anfang des XVII Jahrhunderts verdoppelt, beträgt heute 10000 Seelen.

Ein Theil ist auf den, vor Alters durch die Regierung zum Kriegsschiffsbau angelegten Werften, beschäfftigt. Man bringt aus Europa, Masten, Eisen, Tauwerk, dahin; alles Uebrige findet sich auf der Insel im Ueberfluß. Das Kostbarste aber, was sie hat, ist das Holz, welches, unter dem Einfluß der brennendsten Sonnenstralen gewachsen, sich bey mittelmäßiger Sorgfalt ganze Jahrhunderte erhält; wenn die europäischen Schiffe unter dem heißen Erdgürtel

aus-

austrocknen und sich spalten. Um Havana herum fängt dies Holz an selten zu werden; allein es ist auf allen Küsten gemein, und es ist weder kostbar noch schwer fortzuschaffen. Es ist Spanien um desto mehr dran gelegen seine Zimmerplätze zu vermehren, weil die von seinen Geschwadern am meisten besuchten Meere alle, zwischen den Wendezirkel liegen. Ja es hat noch einen Beweggrund mehr, um das größte Hülfsmittel seiner Seemacht auf die Werfte der Havana zu gründen; und dies thut es heute, um diesen Schlüssel seiner Kolonien unüberwindlich zu machen. Vielleicht wird man wegen der Wichtigkeit des Unternehmens gern etwas Umständlichers davon lesen.

Jederman weiß, daß der Hafen der Havana einer der sichersten in der Welt ist; daß der ganzen Welt Flotten dort alle mit einander vor Anker gehen könnten; daß man sich daselbst mit einem fürtrefflichen Wasser, sehr leicht versehen kann. Seine Einfahrt wird durch Felsen geschützt, woran man Gefahr läuft, zu scheitern, wenn man sich nur ein wenig von der Mitte des Fahrwassers entfernt. Sie ist, seitdem man 1762 drey Kriegsschiffe darin versenkt hat, schwerer geworden. Diese Vorsicht ist nur den Spaniern schädlich gewesen, die diese drey großen Fahrzeuge noch nicht haben wieder heraus ziehen können. Sie war um desto unnützer, da der Feind es nicht einmal würde versucht haben, den durch das Fort **Moro** und das Fort **de la Punta**, vertheidigten Hafen mit Gewalt zu nehmen. Das erste dieser beyden Kastelle, liegt so hoch über der Oberfläche des Meers, daß es selbst dem Schiffen vom ersten Rang unmöglich seyn würde, es zu beschießen. Das andre hat nicht gleichen Vortheil; man würde es aber nicht anders beschießen können, als durch einen so engen Kanal, daß die kühnsten Belagerer niemals das zahlreiche und furchtbare Geschütz des Moro aushalten würden.

Havana kann also nur von der Landseite angegriffen werden. 15 oder 16000 Mann, welches die größte Macht ist, die man zu diesem Unternehmen brauchen kann, werden niemals alle Werke einschliessen können, die einen unermeßlichen Umfang genommen haben. Man wird ihren Angriff auf die rechte oder linke Seite des Hafens, gegen die Stadt oder gegen das Fort Moro richten müssen. Wählt man das Letztere, so kann die Landung eine Meile von dem Fort leicht geschehn, und man wird durch gute Wege, durch Wälder, die den Zug decken und sichern, ohne Mühe im Gesicht desselben anlangen.

Die erste Schwierigkeit wird seyn, Wasser zu bekommen. Um das Lager herum, welches man wird wählen müssen, ist es tödtlich. Man wird genöthigt seyn, trinkbares Wasser mit Schaluppen 3 Meilen weit zu holen. Man wird es nicht anders bekommen können, als wenn man auf dem Strom, der es einzig liefern muß, mit Macht erscheint, oder daselbst ein verschanztes Korps stehen läßt, welches fern vom Lager, einsam, ohne Unterstützung, beständig in Gefahr seyn wird, aufgehoben zu werden.

Bevor man den Moro angreift, wird man den neu angelegten Cavagno nehmen müssen. Dies ist ein Kronwerk, das aus einer Bastey, zwey Courtinen, und zwey vorn liegenden halben Basteyen besteht. Seine rechte und linke Seite stützen sich auf den steilen Abhang des Hafens. Es hat Kasematten, Cisternen, und bombenfreye Pulvermagazine, einen guten bedeckten Weg, und einen in den Fels gehauenen breiten Graben. Der dahin führende Weg ist ganz von Steinen oder Felsen, und hat keine Erde. Der Cavagno liegt auf einer Anhöhe, die den Moro bestreicht; er selbst aber ist den Angriffen eines Hügels ausgesetzt, der, in gleicher Höhe mit ihm, nur

300 Schritt entfernt ist. Da man leicht hinter dieser Höhe Laufgraben eröfnen könnte, so wird man sie abtragen; und alsdann wird der Platz weit umher freye Aussicht haben, und Alles bestreichen können. Würde der Besatzung so sehr zugesetzt, daß sie verzweifelte, sich zu halten: so würde sie die Werke, die alle untergraben sind, sprengen, und sich auf den Moro zurück ziehen, mit welchem ihr die Gemeinschaft unmöglich abgeschnitten werden kann.

Das berühmte Fort Moro hatte auf der Seeseite, wo es nicht angegriffen werden kann, 2 Basteyen, und 2 Basteyen auf der Landseite, mit einem breiten und tiefen in den Fels gehauenen Graben. Da es seit seiner Einnahme neu erbaut ist, so sind seine Brustwehren höher und dicker gemacht worden. Man hat ihm einen guten bedeckten Weg gegeben, um Alles, was ihm fehlte, um die Truppen und Kriegsbedürfnisse in Sicherheit zu setzen. Die Laufgraben sind hier nicht leichter zu eröfnen, als vor dem Cavagno. Beyde sind von einem weichen Stein aufgebaut, der ihre Vertheidiger in weniger Gefahr bringen wird, als ein gewöhnlicher gehauener Stein.

Diese Mittel ungerechnet, haben beyde Vestungen die Hülfe des, den Belagerern so gefährlichen Klima vor sich, und die Leichtigkeit, alle Arten von Hülfsmitteln aus der Stadt zu bekommen, ohne daß man es verhindern kann. Diese Vorzüge müssen diese beyden Plätze unüberwindlich, wenigstens ihre Einnahme sehr schwer machen, wenn sie nur hinlänglich mit Lebensmitteln versehen, und mit Tapferkeit und Geschicklichkeit vertheidigt werden. Ihre Erhaltung ist um desto wichtiger, da ihr Verlust nothwendig die Unterwerfung des Hafens und der Stadt nach sich ziehen würde, die von diesen Höhen bestrichen und niedergedonnert werden können.

Nachdem wir die Hinderniſſe gezeigt, die man bey der Einnahme der Havana durch das Fort Moro finden würde; müſſen wir auch von denen reden, die man von der Stadtſeite ſelbſt zu überſteigen haben dürfte.

Sie liegt im Hafen, und etwas in ſeiner Vertiefung. Sie war ſowohl von Seiten des Hafens, als des Feldes durch eine trockne Mauer gedeckt, die nichts taugte, und durch 21 Baſteyen, die nicht beſſer waren. Ihr Graben war trocken, und nicht ſehr tief. Vor dieſem Graben befand ſich eine Art von verdecktem Wege, der faſt ganz verfallen war. In dieſem Zuſtande würde der Platz nicht vor einem Angriff mit dem Degen in der Fauſt ſicher geweſen ſeyn, ſondern man würde ihn bey der Nacht in einigen wahren oder falſchen Angriffen genommen haben. Man iſt Willens, die Gräben auszuhöhlen, ſie breit und tief zu machen, und überdem einen ſehr guten bedeckten Weg anzulegen.

Dieſe nothwendigen Schutzwehren wird das Fort de la Punta unterſtützen. Dies iſt ein von Stein erbautes Viereck, das zwar klein iſt, aber Kaſematten hat. Man hat es wieder neu gebaut, weil es während der Belagerung äußerſt beſchädigt worden. Es iſt mit einem guten trocknen, in den Fels gehauenen Graben umgeben. Es hat außer ſeiner Hauptbeſtimmung, nebſt dem Moro, den Eingang des Hafens zu beſchützen, ein Zweck, den es ſehr gut erfüllt, verſchiedne nach dem Felde hinaus liegende Batterien, die einige Theile der Stadtmauer beſtreichen.

Sein Feuer kreuzt ſich mit dem Feuer eines Forts von 4 Baſteyen, nebſt Graben, bedeckten Weg, Pulverthurm, Kaſematten, und Ciſternen. Dies neue Fort, welches man eine Viertelmeile von der Veſtung auf einer Höhe Namens Arostigny anlegt, wird eine förmliche Belagerung erfordern, falls man

die Stadt von der Seite angreifen will; um desto mehr, weil es den Vortheil der Aussicht nach der See hat, weit ins Feld hinein schießt, und dem Feinde äußerst lästig ist, weil er ganz nahe daran Wasser holen muß.

Wenn man weiter um die Stadt herum geht, findet man das seit der Belagerung erbaute Fort Dalterés. Es ist von Stein, und hat vier Basteyen, nebst einem bedeckten Wege, einem vor dem Thor liegenden halben Mond, einem breiten Graben, einem guten Wall, Cisternen, Kasematten, einem Pulvermagazin. Es ist auf eine Viertelmeile von der Stadt, jenseit eines Stroms und eines unwegsamen Morastes, die es von der Seite decken. Man hat es auf einer Anhöhe angelegt, die es völlig einnimmt, und welche man durch einen breiten Graben, worin die See aus dem Hafen tritt, abgesondert hat. Außer daß es die Gemeinschaft der Stadt mit dem Innern der Insel bestreicht, kreuzt es sein Feuer mit dem von Arostigny, und vertheidigt die Ringmauer des Platzes, die noch in dem Zwischenraum dieser beyden Forts, durch eine große Redoute, die man aufführen will, beschützt werden soll. Es kreuzt sein Feuer auch mit dem Moro, der sehr hoch ist, und an der vordersten Spitze des Forts liegt.

So viele Werke, die eine Besatzung von 4000 Mann erfordern werden, und in 2 oder 3 Jahren zu ihrer Vollkommenheit gelangen können, kosten Spanien unermeßliche Schätze. Es hat anfangs 10 Millionen zum Ankauf der ersten Bedürfnisse ausgesetzt; und es giebt ihrer jährlich 6 bis 7, um die Anwendung dieser Materialien zu betreiben. 4000 Schwarze, die der Regierung gehören, und eine Kette von Mexikanern, die zu öffentlichen Arbeiten verdammt worden, sind die Werkzeuge dieser Unternehmung. Man würde die Frucht des Schweißes so

vieler Schlachtopfer gefördert haben, wann man ihnen bey der Arbeit die Truppen zugesellt hätte, die es als ein Mittel wünschten, um aus der schrecklichen Dürftigkeit zu kommen, worin sie schmachten.

Wäre es erlaubt, über eine Materie, die man nicht von Handwerk kennt, eine Meynung zu äußern; so würde man sich die Freyheit nehmen, zu sagen: daß, wenn alle diese Werke fertig seyn werden, diejenigen, die Havana belagern wollen, mit beym Cavagno und Moro anfangen müssen; weil, nach der Einnahme dieser beyden Forts, die Stadt sich wohl ergeben muß, falls sie nicht will durch das Geschütz des Moro in Grund geschossen werden. Thäte man hergegen von der Stadtseite den Angriff, so würde der Belagerer selbst, nachdem er sie schon eingenommen, nicht finden, daß er weiter gekommen wäre. Es ist wahr, er würde es in der Gewalt haben, die Werfte und die im Hafen befindlichen Schiffe zu Grunde zu richten; allein, hieraus würde für ihn kein bleibender Vortheil erfolgen. Um sich förmlich vest zu setzen, würde er noch den Cavagno und Moro nehmen müssen, welches ihm, nach dem, beym Angriff der Stadt und ihrer Forts, erlittenen Menschenverlust, wahrscheinlich unmöglich seyn würde.

Allein, was man auch für einem Plan bey der Belagerung dieses Platzes folge; so wird die angreifende Nation nicht nur gegen die in den Werken vergrabne zahlreiche Besatzung zu fechten haben; man wird ihr auch Truppen entgegen stellen, die das Feld halten, und ihre Operationen stören werden. Das kleine Heer wird aus 2 Schwadronen wohl berittener, wohl bewaffneter, wohl geübter europäischen Dragoner, und einer Kompagnie von 100 Miquelets bestehn. Zu diesem könnte man alle Einwohner der Insel, Weiße, Mulatten, und freye Negern, stossen

lassen, die 10000 Mann stark, in Regimenter getheilt sind; allein, da die Meisten gar keinen Begriff von Zucht haben, so würden sie nur Verwirrung anrichten. Mit einem Regiment Reuter von 4 Schwadronen, und mit 7 Bataillionen Militz, die man seit dem Frieden gewöhnt hat, ihr Manöver auf eine erstaunliche Weise zu machen, wird es nicht gleiche Bewandniß haben. Diese auf Kosten der Regierung bewaffnete, gekleidete, ausgerüstete, und in Kriegszeiten auf dem Fuß regulärer Truppen bezahlte Korps haben aus Europa geschickte und aus den besten Regimentern genommne Majors, Sergeanten, und Korporale zu Führern und Mustern. Die Bildung dieser Militz kostet ein unendliches Geld. Der spanische Hof erwartet die Begebenheiten, um den Nutzen dieser Kosten zu beurtheilen. Allein, man kann schon itzt versichern, daß, der militarische Geist dieser Truppen sey so groß er wolle, diese politische Operation nicht zu entschuldigen ist: und zwar aus folgenden Ursachen.

Der Entwurf, alle Kolonisten auf Kuba zu Soldaten zu machen, dieser unbillige und für alle Kolonien verderbliche Entwurf, ist sehr lebhaft betrieben worden. Die Gewalt, die man den Einwohnern hat anthun müssen, um sie solchen Uebungen zu unterwerfen, die ihnen mißfielen, hat bey ihnen nur ihren natürlichen Geschmack an der Ruhe vermehrt. Sie haben mechanische und gezwungne Bewegungen verabscheut, die ihnen gar keinen Genuß verschaffen, und also doppelt unerträglich scheinen mußten, wenn sie auch für Völker, die vielleicht gar kein Interesse zu haben glauben, eine sie unterdrückende Regierung zu vertheidigen, nicht schrecklich oder lächerlich wären. Dieser Abscheu vor der Bewegung hat sich bis auf die nützliche Leibesübung erstreckt, die zur Feldarbeit erfordert wird. Man hat für eine Nation, die Nichts,

als Arbeitern zu befehlen, versteht, nicht mehr urbar machen, pflanzen, anbauen wollen. Durch das Soldatenwesen ist der Anbau gehemmt. Dieser, der langsam fortgieng, ist zurück gekommen. Er wird mit der Zeit gänzlich vernichtet werden, falls Spanien ein fehlerhaftes und aus falschen Absichten angenommenes System hartnäckig behaupten will. Die Tollheit, Truppen zu halten; diese Wuth, die, unter dem Vorwand, den Kriegen vorzubeugen, dieselben anzündet; die, indem sie die Regierungen allmählig despotisch macht, den Aufruhr der Völker von ferne bereitet; die den Einwohner immerfort aus seinem Hause reißt, und den Anbauer von seinem Felde, und, durch diese Entfernung des Menschen von seiner Wiege, die Liebe des Vaterlandes auslöscht; die die Nationen umstürzt, und sie über Länder und Meere weg versetzt; dieser soldatische Miethlingsgeist, der nicht der militarische Geist ist, wird früh oder spät Europa zu Grunde richten; aber viel früher die Kolonien, und vielleicht die Spanischen eher, als die andern.

Diese Macht besitzt den größten, den fruchtbarsten Theil des amerikanischen Archipelags. In thätigen Händen würden diese Inseln die Quelle eines unbegränzten Flors geworden seyn. Im gegenwärtigen Zustande sind es weite Wälder, wo eine abscheuliche Einsamkeit herscht. Weit entfernt, etwas zu der Stärke, zum Reichthum der Monarchie beyzutragen, deren Eigenthum sie sind; schwächen sie dieselbe nur, und richten sie durch die Unkosten zu Grunde, die ihre Erhaltung wegnimmt. Hätte Spanien den politischen Gang andrer Völker gehörig studirt; so würde es gesehn haben, daß viele unter ihnen ihr Uebergewicht blos einigen Inseln zu danken hatten, die in Allem schlechter sind, als diejenigen, die bisher zu nichts gedient, als das Verzeichnis seiner

unzähligen und unnützen Besitzungen schimpflich zu vergrößern. Es würde gelernt haben, daß die Stiftung der Kolonie, besonders solcher, die ohne Bergwerke sind, keinen andern vernünftigen Zweck haben könne, als Anbau darinn einzuführen.

Die Spanier sind nicht so unfähig als man glaubt, Kolonien in großen Flor zu bringen.

Es heißt, die Spanier verläumden, wenn man sie vermöge ihres Karakters zu arbeitsamen und beschwerlichen Bemühungen unfähig hält. Wirft man einen Blick auf die ausschweifenden Ermüdungen, die diejenigen von dieser Nation so geduldig ertragen, die sich auf den Schleichhandel legen; so wird man gewahr werden, daß ihre Arbeiten unendlich viel härter sind, als die Arbeiten der Landwirthschaft eines Wohnplatzes. Versäumen sie es, sich durch den Anbau zu bereichern: so ist die Regierung daran schuld. Sie lasse sie nur nicht mehr unter der Tyranney des Alleinhandels seufzen: Sie lasse sie die Werkzeuge ihrer Industrie nicht mehr zu theuer kaufen: Sie beschwere ihre Produkte nicht mehr mit übertriebnen Abgaben: Sie unterdrücke nur diejenigen nicht mehr, die die ersten Schritte gethan, wodurch ihr Glück gemacht wird: Sie sehe diejenigen nicht mehr für gefährlich an, die eine große Thätigkeit zeigen werden: Sie überliefere sie nicht mehr dem Privatintereße einer absoluten und feilen Gewalt; so wird sie ihre Unterthanen aus der tiefen Unthätigkeit herfürkommen sehen, wodurch Spanien fast zu Nichts wird. Muß diese Monarchie, die unter Karl V. gleichsam der Kopf war, woraus Europens ganze Bewegung kam, heute ein unmächtiges und unbewegliches Stück desselben seyn; und muß ein Staat unsers Wetltheils, der sich auf der Karte zuerst findet, in der Geschichte der letzte seyn?

Will Spanien endlich aus diesem Schlaf erwachen? Es komme seinen Kolonisten zu Hülfe! Die Schätze von Mexiko und Peru erbieten sich, durch

eine

eine wahrhaftig fördernde Großmuth, den Ueberfluß nach den Inseln zu bringen. Aller Anbau in der neuen Welt erfodert Vorschüsse; der Zuckerbau gebraucht die größten Fonds, weil es sicher ist, er werde das Meiste einbringen. Zu Trinidad, zu Margarethe, zu Porto-Ricco, zu San-Domingo, ist kein einziger Einwohner im Stande, ihn zu unternehmen; und auf Kuba sind nicht 30. Alle diese Kolonisten strecken flehende Arme gegen das Mutterland aus, um von demselben Mittel zu erhalten, sich von ihrer Schlafsucht loszumachen. Ach! falls es dem uneigennützigen Schriftsteller, der nichts als die Glückseligkeit der Menschen sucht und wünscht, erlaubt wäre, ihnen Empfindungen und Reden zu leihen, die die Gewohnheit des Müßiggangs, die von der Regierung erweckten Hindernisse, und die Vorurtheile von aller Art ihnen untersagt zu haben scheinen, könnte er dann nicht dem Hofe zu Madrid, der ganzen Nation in ihrem Namen sagen?

„Betrachtet die Aufopferungen, die wir von euch erwarten; und sehet, ob ihr nicht durch die reichen Produkte, die wir eurem sterbenden Handel reichen werden, hundertfältig dafür entschädigt werden sollt. Eure durch unsre Arbeiten vermehrte Seemacht wird das einzige Bollwerk seyn, um Besitzungen zu vertheidigen, die im Begriff sind, euch zu entwischen. Sind wir reicher geworden, so werden wir mehr verbrauchen; und alsdann wird das Land, welches ihr bewohnt, welches mit euch schmachtet, wenn die Natur es zur Fruchtbarkeit ruft, werden die Ebnen, die euren Augen nichts als Wüsten zeigen, und die Schande eurer Gesetze und eurer Sitten sind, sich in fruchtbare Felder verwandeln. Euer Vaterland wird durch Industrie und Ackerbau blühen, die weit von euch entflohen. Die Quellen von Leben und Thätigkeit, die ihr werdet über die See bis zu uns haben fließen

lassen, werden zurück, als Ströme von Ueberfluß, um eure Wohnungen laufen. Seyd ihr aber gegen unsre Klagen und unser Unglück unempfindlich; regiert ihr nicht für uns; sind wir nur die Schlachtopfer eures Gehorsams; so erinnert euch des auf ewig berühmten Zeitpunkts, da unglückliche und mißvergnügte Unterthanen das Joch eurer Herrschaft abschüttelten, und durch ihre Arbeiten, ihren Erfolg, und ihren Reichthum vor den Augen der ganzen Welt ihren Aufruhr rechtfertigten. Wann sie seit zwey Jahrhunderten frey sind: müssen wir denn noch seufzen, euch zu Herren zu haben? Als Holland das eiserne Zepter zerschlug, wovon es zerschmettert ward; als es tief aus dem Wasser herfürkam, um über Meere zu herrschen: errichtete ohne Zweifel der Himmel dies Denkmal der Freiheit, um den Nationen den Weg zur Glückseligkeit zu zeigen, und um die untreuen Könige zu erschrecken, die sie davon abführen.„

In der That ist diese Republik, die lange Zeit mit den größten Königen in einem Paare gegangen, zum Theil durch den Flor ihrer Kolonien zu diesem Ruhm gelangt. Wir wollen aber sehn, was für Mittel sie befolgt habe, um dieselben gelten zu machen.

Die Holländer setzen sich zu Curaçao, St. Eustachius, Saba, St. Martin. Wozu ihnen diese kleinen Inseln dienen.

Bis auf die Entdeckung der westlichen Küsten von Afrika, eines Weges nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, und besonders bis auf die Entdeckung von Amerika, kannten und besuchten sich die Völker Europens nicht anders, als durch einige barbarische Streifereyen, deren Zweck die Plünderung und Verwüstung der ganze Nutzen war. Eine kleine Anzahl gewaffneter Tyrannen ausgenommen, die in der Unterdrückung der Schwachen die Mittel fanden, einen außerordentlich theuren Luxus zu unterhalten, waren alle Einwohner der verschiednen Staaten genöthigt, sich mit dem zu begnügen,

was

was ein schlecht gebautes Erdreich, eine an den Gränzen jeder Provinz gehemmte Industrie, ihnen lieferte. Die großen Begebenheiten, die am Ende des XV. Jahrhunderts eine der glänzendsten Epoken in der Weltgeschichte vestsetzen, wirkten nicht in den Sitten eine so schnelle Revolution, als man bereit ist, sich einzubilden. Es ist wahr, einige Hansestädte, einige italienische Freistaaten, holten von Cadix und Lissabon, die große Niederlage geworden, Alles, was Indien Seltnes und Kostbares schickte; allein, der Verbrauch desselben war durch das Unvermögen der Nationen, es zu bezahlen, gänzlich eingeschränkt. Sie schmachteten meistens in einer völligen Schlafsucht; die Meisten wußten nichts von den Vorzügen und Hülfsmitteln ihres Gebiets.

Es ward, um dieser Erstarrung ein Ende zu machen, ein Volk erfordert, welches aus dem Nichts hervorgekommen, Leben und Licht über alle Köpfe, Ueberfluß auf allen Märkten verbreitete; alle Produkte um einen bessern Preiß ausbieten, den Ueberfluß jeder Nation gegen dasjenige vertauschen könnte, was sie nicht hatte; dem Umlauf der Eßwaaren, der Kaufmannswaaren, des Geldes, eine große Lebhaftigkeit gäbe; den Verbrauch erleichterte und ausbreitete, und dadurch Bevölkerung, Ackerbau, und alle Arten von Industrie aufmunterte. Europa hatte den Holländern alle diese Vortheile zu verdanken. Der blinden Menge verzeiht man es, wenn sie blos genießt, ohne die Quellen der Glückseligkeit, die sie schmeckt, zu kennen: aber die Philosophie und die Politik müssen den Ruhm der Wohlthäter des Menschengeschlechts verewigen; den Gang ihrer Wohlthätigkeit, wo möglich, verfolgen.

Als die edelmüthigen Einwohner der vereinigten Provinzen ihr Haupt über das Meer und die Tyran-

ney erhoben, sahen sie, daß sie die Grundstützen ihrer Freyheit nicht auf einen Boden setzen könnten, der ihnen nicht einmal den Lebensunterhalt reichte. Sie fühlten, daß der Handel, welcher für die meisten Nationen nur ein beyläufiges Interesse, nur ein Mittel ist, die Masse und Einkünfte von den Produkten ihres Gebietes zu vermehren, ihres Daseyns einziger Grundstein sey. Ohne Land und ohne Produkte, beschlossen sie, andrer Völker ihre gelten zu machen; versichert, daß aus dem allgemeinen Flor ihr besondrer Flor herfürkommen würde. Der Ausgang rechtfertigte ihre *) Politik.

Ihr erster Schritt errichtete unter den Völkern Europens den Umsatz der Produkte von Norden und Süden. Bald waren alle Meere mit Hollands Schiffen bedeckt. In seinen Häfen kamen alle handelbare Effekten zusammen; aus seinen Häfen wurden sie nach ihrer Bestimmung versandt. Man bestimmte den Werth aller Sachen; und mit einer Mäßigung, die alle Mitwerbung abhielt. Der Ehrgeiz, ihren Unternehmungen mehr Stetigkeit und einen größern Umfang

*) Der Handelsgeist war schon lange vorher in ihnen gewesen; nun trieb sie Noth und Verzweiflung, und der allgemeine Enthusiasmus, den die Entdeckung beyder Indien in allen Seefahrern rege gemacht hatte, ihr Glück auch dort zu suchen, und zugleich ihren Feinden Abbruch zu thun. Solche überdachte Politik, als der Verf. ihnen leihet, hatte schwerlich Theil daran; noch weniger darf man es ihrem Wohlwollen gegen das menschliche Geschlecht beymessen, daß sie durch ihre ausgebreitetere Handlung Leben, Wirksamkeit, und Glückseligkeit auch andern Nationen haben mittheilen wollen. Dieß ist zwar ein natürlicher Erfolg: aber gewiß keine abgezweckte Wirkung des Handelsgeistes; am wenigsten der Denkungsart der Holländer.

Umfang zu geben, machte die Republik mit der Zeit erobernd. Ihre Herrschaft verbreitete sich über einen Theil des vesten Landes von Indien, und über alle wichtige Inseln seines Oceans. Sie hielt durch ihre Vestungen oder durch ihre Geschwader die Küsten von Afrika in Zwang, wohin sie den aufmerksamen und vorsichtigen Blick ihres nützlichen Ehrgeizes gerichtet hatte. Die einzigen Länder in Amerika, wo der Anbau die Keimen wahrer Reichthümer ausgestreut, erkannten ihre Gesetze. Ihre unermeßlichen Kombinationen umfaßten die Welt, wovon sie durch Arbeit und Industrie die Seele geworden. Sie war zur allgemeinen Handelsmonarchie gelangt.

Dies war der Zustand der vereinigten Provinzen, als die Portugiesen aus der Schläfrigkeit und Unthätigkeit aufstanden, worin die spanische Tyranney sie versenkt hatte, und ihnen 1661. den Theil von Brasilien entrissen, welchen sie von ihnen erobert hatten. Gleich nach dieser ersten Erschüttrung ihrer Macht würden die Holländer gänzlich aus der neuen Welt vertrieben seyn, wenn sie nicht einige kleine Inseln übrig behalten hätten; insbesondre **Curaçao**, welche sie 1634. den Kastiliern weggenommen, die daselbst seit 1527. im Besitz waren.

Dieser Fels, der nur drey Meilen von der Küste von **Venezuela** liegt, kann 10. Meilen lang, und 5. breit seyn. Er hat einen fürtrefflichen Hafen, dessen Zugang aber sehr schwer ist. Ist man einmal hinein, so giebt sein weites Becken alle Arten von Bequemlichkeit. Eine mit Verstand angelegte, und beständig wohl unterhaltne Vestung beschützt ihn.

Die Franzosen, die den Befehlshaber des Platzes im voraus bestochen, landeten daselbst 1673, 5 oder 600. Mann stark. Da die Verrätherey entdeckt, und der Verräther bestraft war, wurden sie von seinem

Nach-

Nachfolger ganz anders empfangen, als sie erwarteten. Sie giengen mit der Schande, nur ihre Schwachheit und die Unbilligkeit ihrer Maasregeln gezeigt zu haben, wieder zu Schiffe.

Ludwig XIV. dessen Stolz durch diesen unvorsichtigen Stoß beleidigt ward, gab 5 Jahre nachher d'Estrées 18. Kriegsschiffe und 12. Kaperfahrzeuge, um den Schimpf auszuwischen, der in seinen Augen den Glanz einer Regierung voll Wunderthaten befleckte. Dieser Admiral näherte sich dem Ziel seiner Unternehmung, als seine Kühnheit und Hartnäckigkeit seine Flotte bey der Insel Baves scheitern ließ. Er sammelte, was er konnte, von den Trümmern seines Schiffbruchs, und eilte, ohne das Geringste unternommen zu haben, in einer ziemlich großen Unordnung nach dem Hafen von Brest zurück.

Seit diesem Zeitpunkt sind weder Curaçao, noch die unter ihr stehenden kleinen Inseln, Aruba und Buens-Ayre, beunruhigt worden. Keine Nation hat drauf gedacht, einen unfruchtbaren Boden zu erobern, der nur einige Thiere, etwas Maniok, etwas Gemüse zur Nahrung für Sklaven, herfürbringt, und kein einziges Produkt liefert, welches im Handel zu gebrauchen wäre. St. Eustachius ist nichts besser.

Diese Insel, die ungefähr 5 Meilen im Umfang hat, ist eigentlich nur ein sehr steiler Berg, der in Gestalt eines Kegels aus dem Weltmeer hervorzuragen scheint. Sie hat keinen Hafen, und muß sich mit einer völlig fremden Rhede behelfen. Einige von St. Christoph vertriebne Franzosen flüchteten 1629. dahin, und verließen sie einige Zeit nachher; weil dieser übrigens unfruchtbare Fels kein anders süßes Wasser hatte, als in Cisternen gesammeltes Regenwasser. Man weiß nicht genau den Zeitpunkt

dieser

dieser Auswandrung; allein es ist erwiesen, daß die Holländer 1639 daselbst seßhaft waren. Sie wurden in der Folge durch die Engländer vertrieben, denen Ludwig XIV. sie wieder abnahm. Dieser Prinz machte sein Eroberungsrecht in den Unterhandlungen zu Breda gelten, und widerstand dem Anhalten der damals mit ihm in Bund stehenden Republik, die die Rückgabe dieser Besitzung verlangte, weil sie ihr vor dem Kriege zugehört. Als dieser Anspruch durch die Unterzeichnung des Friedenstraktats vernichtet worden, glaubte der französische Monarch, dessen Stolz vielmehr der Großmuth als Gerechtigkeit Gehör gab, es sey nicht seiner Würde gemäß, seiner Freunde Unglück zu nutzen. Er gab den Holländern aus eigner Bewegung ihre Insel wieder; ob er gleichwol wußte, daß es eine natürliche Vestung war, die ihm zur Erhaltung des ihm zuständigen Theils von St. Christoph behülflich seyn könnte.

St. Eustachius bringt etwas Tabak, und ungefähr 600000 Pfund Zucker herfür. Ihre Bevölkerung, als Ackerkolonie, besteht aus 120 Weißen, und 1200 Schwarzen. Als Handelsort hat sie 500 Weiße; und bis 12 oder 1500, wenn sie in Kriegszeiten das Glück hat, neutral zu seyn.

Ihre Schwachheit hat sie nicht abgehalten, einige von ihren Einwohnern nach einer benachbarten, unter dem Namen Saba bekannten, Insel zu schicken. Man muß fast bis auf die Spitze dieses steilen Felsen klettern, um ein wenig Erde auf demselben zu finden. Sie ist zum Gartenbau sehr geschickt. Der häufige Regen, dessen Wasser aber nicht stehen bleibt, läßt Pflanzen von ausnehmendem Geschmack, und Kohl von besondrer Größe drauf wachsen. 50 europäische Familien, nebst ungefähr 150 Sklaven, bauen daselbst Baumwolle, spinnen sie, machen Strümpfe

daraus,

daraus, die man an die andern Kolonien, bis zu 10 Reichsthalern das Paar, verkauft. Es giebt in Amerika kein so schönes Blut, als zu Saba; das Frauenzimmer behält daselbst ein frisches Ansehn, welches man auf keiner andern von den Antillen findet. Glückliche Völkerschaft! Oben auf einem Felsen zwischen Himmel und Meer genießt sie beyder Elemente, ohne ihre Ungewitter zu fürchten. Sie saugt eine reine Luft ein, lebt vom Gemüse, baut ein simples Produkt, welches ihr den Wohlstand ohne die Versuchung der Reichthümer giebt, beschäfftigt sich mit einer minder beschwerlichen als nützlichen Arbeit, besitzt in Ruhe alle Güter der Mäßigung, Gesundheit, Schönheit, Freyheit. Das ist der Friedenstempel, aus welchem der Weise die Irrthümer und Leidenschaften der Menschen ruhig betrachten kann, die sich, wie die Meereswellen, auf den reichen Küsten von Amerika drängen und stoßen, und sich die Beute und den Besitz derselben wechselsweis streitig machen und entreißen. Von dort sieht man fern die Nationen Europens, den Donner mitten in den Schlünden des Oceans daher führen, und unter der Hitze der Wendezirkel stets vom Feuer des Ehrgeizes und der Habsucht brennend, sich mit Golde füllen, ohne sich jemals daran sättigen; in Strömen von Blut die Metalle, die Perlen, die Demanten zusammen häufen, womit sich die Plündrer der Völker bedecken; unzählige Fahrzeuge mit den kostbaren Fässern beladen, woraus der Luxus den Purpur zieht, und wo man Wollust, Weichlichkeit, Grausamkeit, Laster schöpft. Der ruhige Felsenbürger von Saba sieht diesen Haufen Thorheiten, und spinnt ruhig die Baumwolle, die seinen ganzen Schmuck und seinen ganzen Reichthum ausmacht.

Unter eben diesem Himmel liegt die Insel **St. Martin**, deren ungefähr 15 oder 16 Meilen großer

Umfang

Umfang, eine ziemliche Anzahl Berge einschließt, die nichts als mit Heide bedeckte Felsen sind. Der sandige Boden ihrer Ebnen und ihrer Thäler ist an sich selbst unfruchtbar, und kann nur durch ziemlich seltnen Regen fruchtbar gemacht werden, dessen Wohlthätigkeit, so wie er sich verläuft, oder ihn die Sonne austrocknet, abnimmt. Mit einiger Sorgfalt könnte man dies zufällige Wasser in Behältern aufbewahren, und es auf Ländereyen vertheilen, um auf denselben Ueberfluß herfür zu bringen. Uebrigens ist diese Insel, die keinen Strom hat, mit Quellen und Cisternen versehen, die allen Kolonisten ziemlich gutes Wasser geben. Die Luft ist sehr gesund, die Küste fischreich, das Meer selten unruhig, und das Ankern überall um die Insel herum sicher.

Die Holländer und Franzosen, die sich 1638 daselbst zusammen getroffen, lebten in Frieden, aber absonderlich, als die Spanier, die mit beyden Nationen offenbaren Krieg hatten, sich beygehen ließen, diese neuen Einwohner anzugreifen, sie schlugen, gefangen machten, und sich an ihrer Stelle vestsetzten. Der Sieger ward bald eines unnützen Pflanzorts überdrüßig, der ihm jährlich 400000 Livres kostete. Er verließ ihn 1648, nachdem er Alles, was er nicht mitnehmen konnte, zu Grunde gerichtet.

Diese Verwüstungen hielten die beyden Nationen, die die Insel einige Jahre zuvor besaßen, nicht ab, wieder dahin zu gehn, sobald sie sie geräumt sahen. Sie machten einen Vertrag, einander niemals in ihrer Ruhe zu stören; und sie waren einer gegenseitig nützlichen Verpflichtung stets getreu. Die Zwistigkeiten ihrer Hauptländer veränderten diese Gesinnungen nie. Der Friede herrschte beständig in diesem Zufluchtsort bis 1757, da die Franzosen durch einen englischen Korsaren, Namens **Coock**, daraus

vertrieben wurden; sie sind aber am Ende der Feindseligkeiten wieder dahin gegangen.

Von ungefähr 50000 Ackern Landes, die die ganze Insel enthält, besitzen die Franzosen 35000. Diese große Strecke würde eine Bevölkerung von 10000 Seelen fassen, die der Fortschritt des Anbaues dereinst dort vereinigen wird, wann die Horte der Regierungen Europens endlich die Freyheit von Amerika mitbringt. Im Jahr 1753 sah man daselbst nur 102 Weiße, und 185 Sklaven. Ihre Heerden bestanden aus 37 Pferden, 91 Ochsen oder Kühen, 315 Schaafen, 458 Ziegen. Zu ihrem Unterhalt bauten sie 17500 Bananenbäume, 84 Vierecke von Ignamen, von Pataten, und 82000 Maniokgruben. Das Produkt von 425600 Fuß Baumwollpflanzung war alles, was sie zum Handel darbrachten.

Die von Osten nach Westen geführte Absondrungslinie, die den Holländern eine kleinere Oberfläche angewiesen, hat sie dafür durch den Besitz des einzigen Hafens auf der Insel, und eines großen Teichs, der jährlich für 200000 Thaler Salz liefert, gut entschädigt. Diese Republikaner haben übrigens das Hülfsmittel ihrer Zuckerpflanzungen, die 3000 Sklaven beschäftigen, deren Arbeiten aber in den Jahren, da nicht viel Regen fällt, gänzlich verloren sind.

Beyde Kolonien fangen an, den Kaffe mit Erfolg zu bauen. Vielleicht wird ihnen dies Produkt einst einen gewissen Wohlstand verschaffen, wovon die Franzosen heute viel weiter entfernt sind, als die Holländer.

Die Pflanzörter, die diese letztern im großen Archipelag von Amerika besitzen, zeigen bis itzt auf den ersten Anblick nichts Merkwürdiges, noch Interessantes. Besitzungen, die kaum die Ladung von 4 oder 5 mittelmäßigen Schiffen liefern, scheinen keiner Aufmerk-

merksamkeit werth. Daher würde auch die tiefste Vergessenheit ihr Theil seyn, wenn nicht einige dieser Inseln, die als Ackernde nichts sind, als Handelsörter viel wären. Wir wollen von St. Eustachius und Curçaao reden.

Das Verlangen, Schleichverbindungen mit dem spanischen vesten Lande zu treffen, entschied die Eroberung von Curaçao. Man sah daselbst bald eine große Menge holländischer Fahrzeuge ankommen. Stark und wohl ausgerüstet, waren sie überdem mit ausgesuchten Leuten bemannt, deren Herzhaftigkeit durch ein lebhaftes Interesse unterstützt ward. Ein Jeder von ihnen hatte in der Ladung einen mehr oder minder beträchtlichen Theil, welchen er mit seinem Blut gegen die Angriffe der Küstenbewahrer zu vertheidigen entschlossen war.

Mit der Zeit änderte sich die Art zu handeln ein wenig. Curaçao ward selbst ein unermeßliches Magazin, wohin die Spanier auf ihren Fahrzeugen kamen, um ihr Gold, ihr Silber, ihre Vanille, ihren Kakao, ihre Cochenille, ihre Quinquina, ihr Leder, ihre Maulthiere, gegen Negern, Leinwand, Seidenwaaren, indische Stoffe, Gewürze, Spitzen, Bänder, Queckſilber, Eisen- oder Stahlarbeit, zu vertauschen. Diese, obgleich immer fortgehende, Reisen hinderten nicht, daß nicht eine Menge holländischer Schaluppen von ihrer Insel nach den Spitzen der Küste fuhren. Es waren gegenseitige Bedürfnisse, Hülfen, Arbeiten, und Fahrten, die auf diesen Höhen die größte Thätigkeit unter Nationen herfürbrachten, die im Handel mitwerbend und nach Reichthum begierig waren. In den letztern Zeiten ist diese doppelte Gemeinschaft dadurch vermindert, daß die Registerschiffe an die Stelle der Gallionen gekommen; sie wird aber ihre

erste Lebhaftigkeit wieder erhalten, ja eine noch größere annehmen, wenn das Unglück der Kriege verhindern wird, das spanische veste Land geradezu mit Vorrath zu versorgen.

Die Händel der Höfe zu London und Versailles eröffnen Curaçao eine neue Bahn. Es verspricht alsdann die ganze Südküste von San-Domingo mit Vorrath; es zieht alle Produkte daher. Dieser Handel wird sich nach dem Maaß ausbreiten, wie dieser Theil der französischen Kolonie den Fortschritt machen wird, dessen er fähig ist. Die französischen Kaper der Windinseln begeben sich selbst während der Feindseligkeiten, ungeachtet der Länge der Fahrt, häufig nach Curaçao: weil sie daselbst alles finden, was zur Ausrüstung ihrer Fahrzeuge nöthig ist; oft Waaren von den spanischen Küsten, allzeit diejenigen europäischen, die allgemein gebraucht werden. Die englischen Korsaren kreuzen dort selten.

Alles, was zu Curaçao einläuft, bezahlt ohne Unterschied 1 Procent Hafengeld. Die aus Holland gekommnen Waaren haben das Privilegium, daß sie nie anderweitig taxirt werden. Die aus den andern europäischen Häfen kommen, bezahlen außerdem 9 Procent. Der fremde Kaffe muß eben diesen Zoll geben, weil man den surinamischen begünstigen will. Alle übrige amerikanische Eßwaaren geben nur 3 Procent, sind aber unter der Verpflichtung, daß sie geraden Weges nach einer von den Rheden der Republik gebracht werden müssen.

St. Eustachius war vormals eben der Auflagen unterworfen, als Curaçao: man hat sie im Anfang des letzten Krieges davon befreyt. Diese Wohlthat hatte sie der Nachbarschaft der dänischen Insel St. Thomas zu danken, deren Freyhafen ihr eine große

Menge

Menge Geschäfte entzog. Bey der gegenwärtigen Einrichtung schränkt sich ihr Schleichhandel während des Friedens meistens darauf ein, daß sie den englischen Stockfisch gegen den Syrop und Taffia der französischen Inseln umsetzt.

Die Feindseligkeiten der Höfe zu London und Versailles eröffnen St. Eustachius ein weiteres Feld: sie bereichert sich von ihren Zwistigkeiten. Während des letztern Kriegs ist sie die Niederlage fast aller Eßwaaren der französischen Kolonien, und ihr allgemeines Vorrathsmagazin gewesen. Allein, die Holländer machten diese große Bewegung nicht allein. Der Engländer und der Franzos vereinigten sich auf der Rhede dieser Insel, um daselbst, unter dem Schutz ihrer Neutralität, fortwährende Handelsgesellschaften zu errichten. Ein holländischer Paß, welchen man für 252 Livres bekam, deckte ihre Verbindungen. Man ertheilte ihn sogar, ohne nachzufragen, von welcher Nation derjenige sey, der ihn verlangte. Aus dieser großen Freyheit entstunden unzählige und sonderbar kombinirte Operationen. Solchergestalt hatte der Handel die Kunst gefunden, die Zwietracht einzuschläfern oder zu hintergehen.

Indessen ist der Holländer, der in den Mitteln, andrer Gutes und Böses zu seinem Vortheil zu lenken, gleich erfindrisch ist, in der neuen Welt nicht blos auf den vorübergehenden Vortheil eines erbettelten Handels eingeschränkt. Die Republik besitzt und bauet auf dem vesten Lande ein großes Gebiet, welches von dem französischen Guyana, durch den **Maronistrom**, und durch den **Poumaron** von dem spanischen Guyana abgesondert ist. Man kennt es unter dem Namen **Surinam**, welches der älteste und wichtigste Pflanzort dieser Kolonie ist.

Holländische Besitzungen zu Surinam, Berbiche, und Essequebé.

Der Grund desselben ward 1640 von Franzosen gelegt. Ihre Thätigkeit trieb sie damals nach verschiednen Klimaten, und ihr Leichtsinn hielt sie ab, sich irgendwo vestzusetzen. Sie verließen Surinam wenige Jahre, nachdem sie dort angekommen, und wurden durch die Engländer wieder ersetzt. Diese Insulaner trieben ihre Arbeiten mit einigem Erfolg, als sie 1667 von Holland angegriffen wurden, welches sie in einer weiten Strecke zerstreut fand, und daher wenig Mühe hatte, sie zu bezwingen. Man versetzte sie einige Jahre nachher, 1200 an der Zahl, nach Jamaika, und die Republick ward der Kolonie durch die Traktaten versichert.

Ihre Unterthanen, einzig mit dem Handel beschäfftigt, hatten nie eine Leidenschaft für den Ackerbau gehabt. Surinam litt einige Zeit von dem ausschließenden Geschmack seiner neuen Besitzer. Endlich ließ die Kompagnie, die dem Lande Gesetze gab, Wälder umhauen, vertheilte einen Theil des Bodens unter die Einwohner, und versah sie mit Sklaven. Alle, die diese Ländereyen in Besitz nehmen wollten, erhielten das Eigenthum derselben, gegen die Verpflichtung, von ihren Produkten nach und nach den Preiß zu bezahlen, wofür jede Besitzung gekauft war. Sie bekamen sogar die Freyheit, zum Besten eines jeden Erwerbers, der sich zur Uebernehmung des Theils der noch nicht abgetragnen Schuld verstehen würde, zu verfügen.

Der Erfolg dieser ersten Pflanzörter brachte eine große Menge andrer herfür. Allmählig haben sie sich bis auf 20 Meilen von der Mündung des **Surinam** und des **Commenwine** ausgebreitet, der in jenen Fluß fällt. Man würde sie sogar noch viel weiter getrieben haben, wenn man nicht durch die Negerflüchtlinge aufgehalten wäre, die in unzugänglichen

lichen Wäldern verschanzt, wo sie die Freyheit wieder gefunden, der Kolonie im Rücken unabläßig Feindseligkeiten ausüben.

Die Schwierigkeiten, die dieser Urbarmachung im Wege waren, erforderten den außerordentlichen Muth, der Allem Troß bieten, die Standhaftigkeit, die Alles überwinden hilft. Die meisten Ländereyen, die urbar gemacht werden sollten, wurden bey jeder Fluth 4 oder 5 Fuß unter Wasser gesetzt. Durch Vermehrung der Graben und Schleußen hat man es dahin gebracht, diesen Boden auszutrocknen; und die Holländer haben den Ruhm erworben, daß sie den Ocean, in der neuen Welt, wie in der alten, gebändigt. Man hat sogar gesehen, daß sie ihren Pflanzungen eine Reinigkeit gegeben, wodurch sie sich überall unterscheiden, und Bequemlichkeiten, die man in den blühendsten englischen und französischen Besitzungen nicht findet.

Eins von den Mitteln, die die Arbeiten am meisten aufgemuntert haben, ist die große Leichtigkeit gewesen, womit die Kolonisten sich Fonds haben verschaffen können. Sie haben zu 6 Procent alles Geld bekommen, was sie brauchen konnten; aber unter der förmlichen Bedingung, daß ihre Pflanzungen ihrem Gläubiger verpfändet bleiben, und sie bis zur gänzlichen Bezahlung verpflichtet seyn sollten, ihm den ganzen Vorrath ihrer Produkte für den laufenden Preis der Kolonie zu liefern.

Mit diesen Hülfen sind auf den Ufern des Surinam, oder nicht weit von diesem Fluß, 425 Wohnplätze angelegt, die 1762 durch 84500 Schwarze bearbeitet, und durch 4000 Weiße regiert wurden. Man zählt unter diesen letztern französische Flüchtlinge, mährische Brüder, und besonders Juden. Es ist vielleicht kein Reich auf dem Erdboden, wo diese unglück-

liche Nation so gut behandelt wird. Man hat ihr nicht nur die Freyheit gelassen, ihre Religion zu bekennen, Ländereyen zum Eigenthum zu haben, die unter ihren Gliedern entstehenden Streitigkeiten selbst zu schlichten; sondern sie genießt auch des gemeinschaftlichen Rechts aller Bürger, an der allgemeinen Regierungsverwaltung Theil zu nehmen, und die öffentlichen Obrigkeitspersonen mit zu wählen. So große Schritte macht der Handelsgeist, daß er alle National- oder Religionsvorurtheile vor dem allgemeinen Interesse, welches die Menschen verbinden muß, zum Schweigen bringt. Was sind die leeren Benennungen von Juden, Lutheranern, Franzosen, oder Holländern? Ihr unglücklichen Einwohner einer so mühsamen zu bearbeitenden Erde, seyd ihr nicht alle Menschen? Warum wollt ihr euch denn aus einer Welt vertreiben, wo ihr nur einen Tag zu leben habt? Und was ist es überdem für ein Leben, dessen Genuß ihr euch mit so thörichter Grausamkeit streitig macht! Haben alle*) Elemente, der Himmel

*) Was muß denn wohl Himmel und Erde den Menschen Böses gethan haben? Ich dächte, alles Gute, das sie genießen, kömmt ihnen ja von der Natur, die sie in der That mit lauter Wohlthaten umringet hat. Aber es gehört einmal mit zu dem philosophischen Modeton, auf die Natur zu schelten, und Himmel und Erde, wegen aller der Uebel, die man in dem elenden Leben, wie man es nennt, erdulden muß, anzuklagen. Und wer erhebt denn solchen Klageton? Grade die Leute, die alle Wollüste des Lebens, so viel sie nur können, genießen, und ihre ganze Thätigkeit auf die Verfeinerung dieses Genußes verwenden. Haben diese Zärtlinge mahl Langeweile, sind sie von der Maitresse übel behandelt, oder das gestrige Soupee schlecht verdaut worden; so schütten sie ihre böse Laune über die Natur, über Himmel und

Erde

Himmel und die Erde selbst, nicht genug wieder euch gethan, ohne daß ihr alle die Geisseln, womit die Natur euch umgiebt, noch durch den Mißbrauch der wenigen Kraft die sie euch läßt, ihnen zu widerstehen, vermehret!

Paramaribo, der Hauptort der surinamischen Kolonie, ist eine kleine angenehm gelegne Stadt. Ihre Häuser sind schön und bequem, obgleich blos von Holz auf europäischen Backsteinen erbaut. Ihr 5 Meilen von der See entfernter Hafen läßt Nichts zu wünschen übrig. Er nimmt alle Fahrzeuge auf, die das Mutterland abschickt, um die Waaren der Kolonie abzuholen.

Der Flor dieses Pflanzorts veranlaßte 1732 den Gedanken, am **Berbiche**, der sich 19 Meilen weiter westwärts, als der Surinam, ins Meer stürzt, einen andern anzulegen. Die Ufer seiner Mündung waren so morastig, daß man 15 Meilen hinauf gehen mußte, um an den Ufern dieses Stroms Wohnplätze anzulegen. Konnte ein Volk, welches das Meer selbst bewohnbar gemacht, durch dies Hinderniß aufgehalten werden? Eine neue Gesellschaft erwarb sich den Ruhm, auf einem aus der Wasserschooß gezognen Boden neue Produkte zu schaffen, und der Pflug trat daselbst an die Stelle des Ruders.

Eine andre Gesellschaft hat seitdem eben das Wunder mit gleich großem Erfolg an **Damerary** und **Eßequebé** versucht, die 20 Meilen von Berbiche in dieselbe Bay fallen; an **Poumaron**, der 15 Meilen von **Eßequebé**, und 25 von der großen Mündung des Orenoko, entfernt ist. Die beyden letztern

Erde aus: sie sind Schuld daran, sie müssen es entgelten.

Kolonien werden vielleicht der surinamischen einst gleich kommen; gegenwärtig aber zählt man daselbst nur ungefähr 1200 freye Personen, die an der Spitze von 28 oder 30000 Sklaven sind.

Der in den drey Kolonien eingeführte Anbau.

Die drey Pflanzörter haben genau einerley Anbau. Sie erndten **Baumwolle, Kakao, Zucker.** Obgleich dieser letzte Artikel bey weitem der beträchtlichste ist, so entspricht doch sein Betrag weder der Anzahl der dazu gebrauchten Arme, noch der Thätigkeit der drauf gewandten Mühe. Dieser Mangel rührt ohne Zweifel von der Natur eines zu morastigen Erdreichs her, welches durch überflüßige Feuchtigkeit die vegetabilischen Salze und Säfte des Rohrs erstickt oder ableitet. Weil man so wenig daraus zieht, so waren die Kolonisten geneigt, ihre Arbeiten auf einen andern Anbau zu richten, als im Anfang dieses Jahrhunderts der Kaffebaum sich ihrer Industrie darbot.

Dieser Baum, der aus Arabien gebürtig, wo die Natur gegen Bedürfnisse geizig, und gegen den Luxus verschwendrisch ist, war lange Zeit die geliebte Pflanze dieses glücklichen Landes. Die Europäer wurden durch ihre unnützen Versuche, seine Frucht zum Keimen zu bringen, bewogen zu glauben, daß die Einwohner des Landes sie in kochend Wasser tunkten, oder im Ofen trockneten, bevor sie sie verkauften, um einen Handel, der ihren ganzen Reichthum ausmachte, auf immer zu behalten. Man ward nicht eher aus diesem Irthum gerissen, als bis man den Baum selbst nach Batavia, und darauf nach Surinam gebracht. Die Erfahrung zeigte, daß es sich mit dem Kaffebaum, wie mit vielen andern Pflanzen verhielt, deren Saame nicht aufgeht, wenn er nicht ganz frisch in die Erde gelegt wird.

Seine Frucht ist einer Kirsche ähnlich. Sie sitzt traubenweis und längst der Zweige unter den Achseln der Blätter, die, wie des Lorbeerbaums seine, grün, aber ein wenig länger sind. Man pflückt sie ab, wenn sie dunkelroth ist, und bringt sie in die Mühle.

Diese Mühle besteht aus zwey hölzernen, mit Eisenblech beschlagnen Walzen, die 18 Zoll lang sind, und 10 oder 12 Zoll im Durchschnitt haben; sie sind beweglich, und nähern sich, vermöge der Bewegung, die man ihnen giebt, einem dritten unbeweglichen Stück, welches man Kinnlade nennt. Ueber den Walzen ist ein Mühltrichter, in welchen man den Kaffe legt. Indem nun derselbe zwischen die Walzen und Kinnlade fällt, verliert er seine erste Haut, und theilt sich in 2 Theile, woraus er besteht, wie man an der Gestalt der Bohne sieht, die auf der einen Seite platt, und auf der andern abgerundet ist. Aus dieser Maschine kommt er in ein abhangendes Sieb von Meßing, welches die Haut der Bohne durch seine Fäden durchläßt, indem die Frucht abglitscht, und in Körbe fällt, aus welchen sie in ein Gefäß voll Wasser geschüttet wird, worin sie eine Nacht geweicht, und dann gewaschen wird. Wann die Kaffeerndte vorüber, und er wohl getrocknet, so thut man ihn wieder in eine Maschine, die man Stampfmühle nennt. Dies ist eine hölzerne Mühle, die ein Maulthier oder ein Pferd von oben herab um ihren Angel treibt. Indem sie über den trocknen Kaffe weg geht, nimmt sie das Pergament davon, welches nichts anders als ein Häutchen ist, das sich, so wie der Kaffe trocknete, von der Bohne losgemacht hatte. Wenn er sein Pergament verloren, zieht man ihn aus dieser Mühle, um ihn in einer andern, die man Wannmühle nennt, zu wannen. Diese mit vier auf eine Axe gesetzte Stücken Blech beschlagene Maschine wird durch

einen

einen Sklaven mit vieler Gewalt bewegt; und der Wind, den diese Bleche machen, reinigt den Kaffe von allen darunter gemischten Häutchen. Alsdann wird er auf eine Tafel gebracht, wo die Negern alle zerstoßene Bohnen, und die etwa noch dazwischen befindlichen Unreinigkeiten, absondern. Nach diesen Operationen kann der Kaffe verkauft werden.

Der Baum, der ihn bringt, gedeihet nur unter einem Klima, wo man den Winter nicht fühlt. Die Liebhaber bauen ihn nirgend, als in heißen Treibhäusern, wo sie ihn oft begießen, blos zum Vergnügen fürs Auge.

Der Kaffebaum steht überhaupt gern auf Hügeln und Bergen, wo sein Fuß fast allzeit trocken steht, und die Krone oft von sanftem Regen benetzt wird. Er steht lieber gegen Sonnenuntergang, und will ein geackertes Land haben, ohne einige Mischung von Gräsern. Die Schößlinge müssen 8 Schuh weit von einander, und in Löcher von 12 oder 15 Zoll tief gesetzt werden. Natürlich würden sie ungefähr 20 Schuh hoch wachsen. Man hält sie auf fünfe, um ihre Frucht bequem abnehmen zu können. Wenn sie solchergestalt gekappt worden, breiten sie ihre Zweige so gut aus, daß das Erdreich ganz bedeckt ist.

Der Kaffebaum blüht in den Monaten December, Januar, Februar, nach der Temperatur der Luft, oder der regnichten Jahrszeit, und giebt seine Frucht im Oktober und November. Schon vom dritten Jahre fängt er an; des Anbauers Wartung zu belohnen; aber erst im fünften ist er in vollem Tragen. Er ist gleichen Zufällen unterworfen, als die meisten andern Bäume, und überdem noch in Gefahr, entweder durch den Stich eines Wurms, der sein Feind ist, und ihn am Fuß durchbohrt, oder durch die Sonnenstiche

nenstiche zu Grunde zu gehen, die ihm eben so schädlich sind, als dem Menschen selbst. Seine Dauer hängt von der Beschaffenheit des Erdreichs ab, worin er gepflanzt ist. Der Boden, der Hügel worauf er gemeiniglich steht, ist von Tof- oder Kalkstein. In jener Art von Boden schmachtet er einige Zeit, und stirbt; in dieser ziehen seine Wurzeln, die fast immer zwischen den Steinen durchbrechen, Nahrung an sich, geben dem Stamm Kraft, und lassen ihn ungefähr 30 Jahr leben und tragen.

Dies ist ungefähr das Ende einer Pflanzung von Kaffebäumen. Der Eigenthümer befindet sich um diese Zeit ohne Bäume, und hat einen abgenutzten Boden, worin man unmöglich irgend eine Art von Anbau anlegen kann. Man könnte sagen, er habe sein Vermögen auf Leibrenten gegeben, und zwar auf eine sehr eingeschränkte Zeit. Sein Schicksal ist verzweifelt, falls ihn der Zufall auf eine enge und ganz eingenommne Insel gesetzt hat. Aber in einem weiten Lande kann er, statt eines gänzlich erschöpften Bodens, einen freyen und ungebrauchten Boden nehmen, und ihn nach Belieben urbar machen. Dieser Vortheil ist es, der in dem holländischen Guyana die Kaffepflanzungen erstaunlich vermehrt hat.

Die bloße Kolonie von Surinam hat 1768 100000 Pfund **Baumwolle** geerndtet, 200000 Pfund **Kakao**, 14 Millionen Pfund **Kaffe**, 28600000 Pfund rohen **Zucker**. 70 Fahrzeuge haben diese Waaren nach den Häfen des Mutterlandes geführt. Den Betrag der andern Kolonien können wir hier nicht mit gleicher Genauigkeit bestimmen; man wird sich aber nicht weit von der Wahrheit entfernen, wenn man ihn auf den vierten Theil setzt. Er kann und muß beträchtlich zunehmen. Aller angefangne Anbau wird sich ausbreiten, wird

sich

sich vervollkommnen. Man wird vielleicht neuen versuchen; wenigstens wird man den Indigobau wieder vornehmen, der wegen einiger unglücklichen Versuche zu leichtsinnig verlassen worden.

Es ist wahr, die Küste, die sich auf 76 Meilen erstreckt, zeigt keine einzige Stelle, die urbar gemacht werden könnte. Alle Ländereyen sind daselbst niedrig und beständig überschwemmt. Allein, die großen Flüsse, woran man sich niederzulassen angefangen, und worunter der geringste auf 30 Meilen schiffbar ist, laden unternehmende Menschen ein, nach ihren Ufern zu kommen, und sich zu bereichern. Man findet sogar, in dem zwischen ihnen befindlichen Raum, kleine Ströme, die Schaluppen tragen können, und einen fruchtbaren Boden wässern. Das Klima ist das einzige Hinderniß für einen großen Flor. Das Jahr ist dort zwischen beständigen Regen und ausschweifender Hitze getheilt. Man muß Erndten, die die größte Mühe gekostet, einer Menge eckelhafter Gewürme streitig machen; und sich in Gefahr setzen, an der Wassersucht, oder allen Arten von Fiebern zu sterben.

Dies ist ohne Zweifel die Ursach, die die größten Eigner des holländischen Guyana bewogen, in Europa zu leben. Man sieht in der Kolonie nur die Agenten dieser reichen Leute, oder diejenigen, die wegen ihres mittelmäßigen Vermögens die Sorge für ihre Pflanzungen fremden Händen nicht anvertrauen können. Was solche Einwohner verbrauchen, kann nicht anders als sehr wenig seyn. Daher bringen auch die Schiffer des Mutterlandes, die die Produkte dieser Kolonien abholen, nur Sachen, die zu den ersten Bedürfnissen gehören, selten, und wenige Artickel des Luxus dahin. Dennoch sind die holländischen Kaufleute genöthigt, diesen Vorrath, so schwach er

auch

auch ist, mit den Engländern von Nordamerika zu theilen.

Diese Ausländer wurden anfangs nur deswegen aufgenommen, weil man ihre Pferde nicht entbehren konnte. Die Schwierigkeit selbst, welche zu ziehen, und vielleicht andre Ursachen, haben gemacht, daß diese Freyheit fortwährt. Die Pferde dienen den Menschen so sehr zum Paß, daß ein Schiff, welches nicht eine gegen seine Größe verhältnißmäßige Anzahl derselben mitbrächte, nicht würde in die Häfen der Kolonie eingelassen werden. Sterben sie aber auf der Fahrt; so bedarf man nur ihre Köpfe zu zeigen, um die Erlaubniß zu erhalten, mit andern Eßwaaren zu handeln, die in den englischen Schiffen an der Pferde Stelle gekommen. Vermöge eines Gesetzes soll man ihnen nichts anders als Syrop und Zuckerbrandtwein in Bezahlung geben: dasselbe wird aber wenig geachtet. Die Engländer führen nächst dem Recht, welches sie sich angemaaßt, einzuführen, was sie wollen, die kostbarsten Waaren der Kolonie aus, und lassen sich noch Geld oder Wechselbriefe auf Europa dazu geben. So ist das Recht der Stärke beschaffen, dessen sich die republikanischen Völker nicht allein gegen andre Nationen, sondern auch unter sich bedienen. Die Engländer handeln gegen die Holländer ungefähr, wie die Athenienser gegen die Melier thaten. **Von je her weicht der Schwächere dem Stärkern**, sagte Athen zu den Einwohnern der Insel Melos: **Wir haben dies Gesetz nicht gemacht; es ist so alt, als die Welt, und wird eben so lang dauern, als sie.** Eben diese Ursach, die der Ungerechtigkeit so wohl steht, machte, daß Athen seiner Seits durch Lacedämon unterjocht, und durch die Römer zerstört **ward.**

Man

Gefahren, denen die holländischen Kolonien ausgesetzt sind.

Man ist über die Gefahren, denen das holländische Guyana ausgesetzt seyn kann, nicht einig. Man muß die Begriffe über diesen wichtigen Punkt zu bestimmen suchen. Erstlich würde ein Einbruch von Seiten der europäischen Mächte dort leicht seyn. Ihre größten Schiffe können in den Poumaronstrom einlaufen, dessen Mündung 7 oder 8 Faden Wasser hat, welches auf eine Weite von 4 oder 5 Meilen bis 40 zunimmt. Das kleine Fort Neuseeland, welches seine Ufer beschützt, würde dem Feuer ihres Geschützes nicht 2 Stunden widerstehn. Die Einfahrt in den Demerary, der 18, 20, 24 Faden Wasser hat, in einer Strecke von 4 Meilen 15 oder 16 behält, und überall ohne Vertheidigung ist, würde noch leichter seyn. Die Mündung des Essequebé, die 3 Meilen breit ist, hat viele Inselchen und Untiefen; allein man findet in derselben, wie in dem Lauf des Stroms, Fahrwasser, welches die größten Schiffe nach einer 10 Meilen davon liegenden, und nur durch eine elende Redoute vertheidigten Insel führt. Obgleich der eine Meile breite Berbichestrom kaum die kleinsten Fahrzeuge trägt, so würden diese doch eine hinlängliche Macht führen können, um das Fort Nassau und die auf beyden Ufern zerstreuten Wohnplätze zu bezwingen. Dieser ganze westliche Theil des holländischen Guyana ist kaum im Stande, einem unternehmenden Korsaren zu widerstehen. Es würde kapituliren müssen, wenn das schwächste Geschwader erschiene.

Der östliche Theil, welcher seiner Reichthümer wegen in mehr Gefahr ist, hat bessere Vertheidigung. Die Einfahrt des Surinamstroms ist wegen seiner Sandbänke schwer genug. Indessen können die Fahrzeuge, die nicht über 20 Fuß tief gehen, bey hoher See hineinlaufen. 2 Meilen von der Mündung

stürzt

stürzt sich der Commenwine in den Surinam. Bey diesem Zusammenfluß haben die Holländer ihre Vertheidigung angelegt. Sie haben daselbst eine Batterie am Surinam, eine andre Batterie auf dem rechten Ufer des Commenwine, und ein Kastell Namens Amsterdam, auf seinem linken Ufer errichtet. Diese Werke bilden einen Triangel, dessen sich kreuzendes Feuer den doppelten Zweck hat, zu verhindern, daß die Schiffe in dem einen von beyden Strömen nicht weiter vorwärts, und in den andern nicht einlaufen können. Die mitten in einem kleinen Morast gelegne Vestung hat keinen andern Zugang als über einen engen Damm, wo man sich vor dem groben Geschütz gar nicht nähern kann. Sie bedarf nur 8 bis 900 Mann Besatzung. Sie hat 4 Basteyen, ist mit einem Erdwall, einem breiten Graben voll Wasser, und einem guten bedeckten Weg umgeben, hat aber übrigens weder Pulverthurm, noch gewölbtes Magazin, noch irgend eine Art von Kasematte. 3 Meilen weiter hinauf findet man am Surinam eine verschlossene Batterie, die zur Bedeckung des Hafens und der Stadt Paramaribo bestimmt ist. Man nennt sie das Fort Zeeland. Eine gleiche Batterie, die das Fort **Sommeswelt** heißt, deckt den Commenwine auf ungefähr gleiche Weite. Die Kolonie hat zu Vertheidigern ihre Miliz und 1200 Mann regulirter Truppen, deren Sold die Einwohner und die Gesellschaftzu gleichen Theilen bezahlen.

Diese Macht würde überflüßig seyn, wenn man nur allein gegen die Landseingebornen auf der Hut zu seyn brauchte. Die kleine Anzahl dieser Wilden, die sich haben in Plätzen behaupten wollen, welche den Holländern gelegen waren, sind ausgerottet worden. Die andern haben sich, so wie sie sahen, daß die Europäer ihnen näher kamen, ins Land hinein gezogen.

Sie leben ruhig in Wäldern, die ihre Zuflucht geworden, und ihnen zum Vaterland dienen.

Die Kolonie ist aber von Seiten der Negern nicht so ruhig. Wann diese aus Afrika gekommnen Unglücklichen zum Verkauf aufgestellt werden, läßt man sie nach einander auf einen Tisch steigen, wo ein von der Regierung besoldeter Wundarzt sie mit der größten Sorgfalt bis auf die geringsten Umstände untersucht. Sein Bericht entscheidet ihren Preis, welcher gemeiniglich nach 3 Wochen entrichtet wird. Indessen hat der Käufer allzeit 24 Stunden, um durch sich selbst zu urtheilen, wie ihm sein Erwerb ansteht. Gefallen ihm die Menschen, die er gewählt hat, nicht: so ist er berechtigt, sie ohne die geringste Förmlichkeit, ohne die mindeste Entschädigung zurück zu geben; wenn er ihnen nur sein Siegel nicht aufgedruckt hat. Dies ist ein Silberblech, worin die Anfangsbuchstaben seiner Tauf- und Familiennamen eingegraben sind. Dieser Stempel wird heiß gemacht, und auf die Arme oder die Brüste des Sklaven gedruckt, wo er ein unauslöschliches Zeichen macht. Man hat diese barbarische Vorsicht erdacht, um Menschen von einander zu unterscheiden, deren Gesichtsbildung vor europäische Augen nicht Ausdruck genug hat.

Nichts ist in den holländischen Kolonien seltner, als einen Sklaven in Freyheit gesetzt zu sehen. Ohne ein Christ zu werden, kann er nicht frey seyn, und um die Erlaubniß zu haben, ihn taufen zu lassen, ist man verpflichtet, einen Freybrief zu kaufen, der 400 Livres kostet. Man muß außerdem seinen Unterhalt auf immer versichern, damit er nicht der Gesellschaft zur Last werden, noch in Versuchung gerathen könne, die schon zu große Anzahl der Feinde der Kolonie zu vermehren. Man rechne zu diesen Unkosten noch die Aufopferung des Geldes, was der Sklave zuerst gekostet,

kostet, so wird man, ohne einen Irthum zu fürchten, urtheilen, daß die Freymachung bey einer Nation nicht gemein seyn müsse, deren herschende und vielleicht einzige Leidenschaft der Golddurst ist.

Die Kolonisten sind von diesen menschlichen Handlungen so weit entfernt, daß sie die Tyranney unendlich viel weiter getrieben haben, als sie auf den Inseln jemals getrieben worden. Die Ursach dieser ausschweifenden Barbarey liegt wahrscheinlich darin, daß die Schwarzen in einem unermeßlichen vesten Lande so leicht davon laufen können. Auf den geringsten Verdacht läßt ein Herr einen Sklaven in Gegenwart aller andern umbringen; aber ohne daß die Weißen es erfahren, weil die gegen diese Anmaaßung der Rechte bürgerlicher Gewalt vor Gericht zeugen könnten. Das Zeugniß der Schwarzen ist Nichts, und daher auch nicht zu fürchten. Das Mutterland, welches vor dieser Grausamkeit die Augen verschließt, setzt sich durch diese niederträchtige Nachsicht der Gefahr aus, einen nützlichen Pflanzort zu verlieren. Man hat hundertmal eine Revolution gefürchtet. Nie ist die Gefahr so groß und so nahe gewesen, als 1763.

Es war im Februar dieses Jahrs, da man einen Aufruhr ausbrechen sah, dessen Beyspiel und Folge für ganz Amerika unglücklich werden konnte. 73 zu Berbiche in einem Wohnplatz vereinigte Schwarze bringen auf einmal ihren Tyrannen um, und lassen das Geschrey der Freyheit erschallen. Dieser Name richtet in aller Sklaven Seele Muth und Hoffnung auf. Sie rotten sich, 9000 an der Zahl, zusammen; sie fallen in der ersten Wuth des Aufruhrs über alle Weiße her, die ihnen vorkommen; sie nöthigen sie, mit dem Haupt der Kolonie auf einer Brigantine den Fluß hinunter zu flüchten. Unterdessen kommen von Surinam 500 Mann den Kolonisten zu

Hülfe. Man versucht, zu landen. Man verschanzt sich in einem guten Posten, bis zur Ankunft europäischer Truppen.

Zum Glück für die Republik schicken die Engländer von Barbados, die die größte Anzahl der am Poumaron, zu Demerary, und Eßequebé errichteten Pflanzungen besitzen, zu rechter Zeit eine hinlängliche Macht, um die Sklaven dieser 3 Ströme im Zaum zu halten. Zu einem noch größern Glück bringt Surinam in eben dem Augenblick einen angefangnen Vergleich mit den Negern zum Stande, die in die benachbarten Wälder geflüchtet waren. Diese willigen ein, vielleicht, weil sie von einer Gährung, die ihnen so günstig werden konnte, nichts wußten, daß sie die Flüchtlinge ihrer Nation nicht mehr aufnehmen wollen. Dieser Vertrag benimmt den Aufrührern ihre größte Hoffnung. Dieser Zusammenfluß unerwarteter Vorfälle stürzt sie wieder in die Fesseln. Größtentheils ohne Waffen, schätzen sie sich gar zu glücklich, mit ihren Herren zu kapituliren. Sie haben aber doch gezeigt, daß sie im Grunde ihrer Seele die unzerstörbare Springfeder fühlten, die wider die Unterdrückung zurück wirkt. Die Ruhe ist im holländischen Guyana, so, wie in allen Ländern, wo der Aufruhr einmal ausgebrochen, nur anscheinend. Der Keim der Revolution wird heimlich in den Wäldern von **Auka** und **Sarmaka** gebrütet, und zur Reife gebracht.

In diesen Wüsten, die mit allen Sklaven bevölkert sind, die sich durch die Flucht dem Joch des geitzigen Holländers haben entziehen können, ist nach und nach eine Art von Republik aufgekommen, die aus 15 oder 16000 Einwohnern besteht, welche in verschiedne Dörfer getheilt sind, deren jedes sich ein Haupt wählt. Diese irrenden Völkerschaften fallen

unver=

unvermuthet bald über die eine Seite der Kolonie, und bald über eine andre her, um daselbst Lebensmittel zu rauben, um die Reichthümer ihrer alten Tyrannen zu verwüsten. Vergebens sind die Truppen in beständiger Thätigkeit, um einen so gefährlichen Feind im Zaum zu halten oder zu überraschen. Geheime Nachrichten setzen ihn gegen alle Fallstricke in Sicherheit, und leiten seine Streifereyen nach den Orten, die ohne Vertheidigung sind. Verträge und Traktaten können nicht gegen seine Unternehmungen sichern. Mich dünkt jenes Volk, Egyptens Sklaven, zu sehen, welches in die arabischen Wüsten flüchtete, 40 Jahrlang herumirrte, alle benachbarte Völker neckte, sie beunruhigte, eins ums andre anzapfte, und durch leichte und häufige Streifereyen den Einfall in Palästina vorbereitete. Bildet die Natur von ungefähr eine große Seele in einem Körper von Ebenholz, einen starken Kopf unter der Wolle eines Negern; strebt irgend ein Europäer nach dem Ruhm, der Rächer der seit zwey Jahrhunderten mit Füßen getretnen Nationen zu seyn; weis selbst ein Mißionar das beständige und fortschreitende Ansehen der Meynung zu rechter Zeit wider die wandelbare und vorübergehende Herrschaft der Stärke zu gebrauchen; wird — — Muß denn die Barbarey unsrer europäischen Polizey dem gerechten und menschlichen Mann, der auf Mittel denkt, den Frieden und die Glückseligkeit aller Menschen zu sichern, blutige und auf Untergang zielende Wünsche einflößen!

Republikanern, die über dem Kopf der Negern die Last der Sklaverey erschwert haben, kommt es zu, durch ihre Klugheit und ihre Mäßigung einem allgemeinen Umsturz vorzubeugen, wovon sie die ersten Schlachtopfer seyn würden. Holland hat schon große Fehler gemacht. Es hat auf seine amerikanischen Pflanzörter nicht die Aufmerksamkeit gewandt, die sie verdien-

Beweggründe für die Republik, sich des Genusses ihrer Kolonien zu versichern, und die Produkte derselben zu vermehren.

verdienten, obgleich der Verlust, den es Schlag auf Schlag an seinem Glück erlitten, sehr geschickt war, ihm die Augen zu öfnen. Wäre es nicht durch den Wirbel seines Flors verblendet, so würde es in Brasiliens Verlust die ersten Quellen seines Verfalls wahrgenommen haben. Dieser weiten Besitzung beraubt, die in seinen Händen die erste Kolonie in der Welt werden konnte, die die Fehler oder die Kleinheit seines europäischen Gebiets decken muste, sah es sich dahin gebracht, daß es nichts seyn konnte, als was es vor dieser Eroberung war, der Faktor der Nationen. Damals entstand in der Masse seiner wirklichen Reichthümer ein Leeres, welches seitdem durch Nichts ausgefüllt worden.

Die Folgen der von England gemachten Navigationsakte waren Holland nicht minder nachtheilig. Von nun an hörte diese Insel auf, dem Handel der Republik zinsbar zu seyn, ward ihre Mitwerberin, und erlangte bald über sie ein entschiednes Uebergewicht in Afrika, Asien, und Amerika.

Hätten die andern Nationen die englische Politik angenommen, so war Holland am Rande seines Untergangs. Zu seinem Glück kannten entweder die Könige den Flor ihrer Völker nicht, oder wollten ihn nicht genug. Indessen hat jede Regierung, so, wie die Köpfe mehr aufgeklärt worden, den für sie schicklichen Handel zu unternehmen versucht. Alle Schritte, die man in dieser Bahn gemacht, haben Hollands Schwung verengt. Der gegenwärtige Gang läßt vermuthen, jedes Volk werde früh oder spät, nach der Natur seines Gebietes, nach dem Umfang seiner Industrie, eine verhältnißmäßige Schifahrt bekommen. Um diesen Zeitpunkt, wohin das Schicksal der Nationen durch alle Umstände fortgerissen zu werden scheint, wird der Holländer, der sein

Glück

Glück eben so sehr der Unthätigkeit und Unwissenheit seiner Nachbarn, als seiner Sparsamkeit und Erfahrung zu danken gehabt, sich wieder auf seine natürliche Armuth herunter gesetzt sehen.

Es ist ohne Zweifel kein Werk der menschlichen Vorsicht, diese Revolution zu verhindern; allein man mußte sie nicht beschleunigen, wie die Republik gethan, indem sie in den Unruhen, die Europa so oft in Bewegung gesetzt, eine Hauptrolle zu spielen gesucht. Die eigennützige Politik unsers Jahrhunderts würde ihr die Kriege verziehen haben, die sie zum Nutzen ihrer Handlung unternommen oder ausgehalten hat. Wie soll man aber diejenigen billigen, worin sie durch ihren unmäßigen Ehrgeiz und ungegründete Unruhen hat können verwickelt werden? Sie hat ihre Zuflucht zu ausschweifenden Anleihen nehmen müssen. Rechnet man die durch die Generalität, durch die Provinzen, durch die Städte einzeln für sich gemachten Schulden, welches gleichfalls öffentliche Schulden sind, zusammen; so wird man finden, daß sie sich auf 2000 Millionen belaufen, deren Intereßen, obgleich auf $2\frac{1}{2}$ Procent gesetzt, die Masse der Auflagen erstaunlich vermehrt haben.

Andre werden vielleicht untersuchen, ob diese Taxen mit Verstand gesetzt worden, ob sie mit der gehörigen Wirthschaft gehoben werden. Hier ist es genug, zu bemerken, daß sie die Wirkung gehabt, die Waaren der ersten Bedürfnisse, und folglich das Arbeitslohn so sehr zu vertheuren, daß die Nationalindustrie dadurch den härtesten Stoß erlitten. Die Wollen- Seiden- Gold- und Silbermanufakturen, eine Menge andrer, haben erliegen müssen, nachdem sie lange Zeit wider den Fortschritt der Auflage und Theurung gerungen. Wenn die Frühlingstage gleiche hohe Fluthen und geschmolznen Schnee zugleich bringen, so

wird ein Land durch das Austreten der Flüsse überschwemmt. Sobald die Menge der Auflagen den Preis der Lebensmittel erhöht; verläßt der Arbeiter, der seinen Verbrauch theurer bezahlt, ohne mehr Gehalt zu gewinnen, die Fabriken und die Werkstätte. Holland hat aus dem Schiffbruch seiner Manufakturen nur diejenigen gerettet, die der Mitwerbung anderer Nationen nicht ausgesetzt waren.

Der Ackerbau der Republik, falls man den Heringsfang mit diesem Namen benennen darf, hat nicht minder gelitten. Diese Fischerey, die man, wegen der Menge Menschen, denen sie zu leben gab, die sie sogar bereicherte, lange Zeit die Goldgrube des Staats nannte, hat nicht nur um die Hälfte abgenommen: sondern ihre Ausbeute ist auch, eben wie die vom Wallfischfang, nach und nach auf Nichts herunter gekommen. Daher besteht auch der Antheil derer, die diese beyden Fischereyen unterstützen, nicht in eingeschoßenem Gelde. Es giebt keine andre Glieder der Gesellschaft, als die Kaufleute, die die Schiffe, den Takel, die Geräthschaft, den Mundvorrath liefern. Ihr Vortheil besteht lediglich in dem Verkauf dieser Waaren, wofür sie durch den Betrag der Fischerey bezahlt werden, der selten etwas mehr, als die Kosten der Ausrüstung, giebt. Blos die Unmöglichkeit, worin sich Holland befindet, einen nützlichern Gebrauch von seinen zahlreichen Kapitalien zu machen, hat die Ueberbleibsel dieser ersten Quelle des öffentlichen Flors gerettet.

Die ungeheuren Abgaben, die die Manufakturen der Republik zu Grunde gerichtet, und die Ausbeute ihrer Fischereyen auf eine solche Kleinigkeit herabgesetzt, haben ihre Schiffahrt sehr verkleinert. Die Holländer ziehen ihre Baumaterialien allzeit aus der ersten Hand. Selten durchstreichen sie die Meere auf

ihrem

ihrem Ballast. Sie leben ungemein mäßig. Weil ihre Schiffe sich leicht regieren lassen: so ist eine geringe Bemannung auf denselben hinreichend; und dies allzeit fürtreffliche Schiffvolk wird wolfeil zusammen gebracht, weil dies Land, wo alles Meer oder Ufer ist, mit einem Ueberfluß von Matrosen bedeckt ist. So vieler Vortheile ungeachtet, die der niedrige Geldpreis unterstützt, haben sie sich gezwungen gesehen, die europäische Fracht mit den Schweden, mit den Dänen, und besonders mit den Hamburgern zu theilen, bey welchen alle Hebel des Seewesens nicht mit gleichen Lasten beschwert sind.

Die Commißionen haben in den vereinigten Provinzen zugleich mit der Fracht, wofür sie gebracht werden, abgenommen. Als Holland eine große Niederlage geworden war, wurden die Waaren von allen Seiten dahin geschickt, als auf den Markt, wo der Verkauf am geschwindsten, am sichersten, am vortheilhaftesten war. Die ausländischen Kaufleute ließen sie oft für ihre Rechnung um desto lieber dahin gehen, weil sie daselbst einen nicht theuren Kredit fanden, der bis auf Zweydrittheile, auch Dreyviertheile von dem Werth ihrer Effekten gieng. Dieser Gebrauch sicherte den Holländern den doppelten Vortheil, mit ihren Fonds ohne Gefahr zu wuchern, und eine Commißion zu bekommen. Die Ausbeute vom Handel war damals so beträchtlich, daß sie diese Kosten tragen konnte. Seitdem das Licht die Mitwerbungen vermehrt hat, ist der Gewinn so sehr eingeschränkt, daß der Verkäufer Alles muß an den Verbraucher gelangen lassen, ohne daß irgend ein Mittelsagent dazwischen komme: daß, wenn es bey einigen Gelegenheiten zuträglich ist, dazu zu greifen, man, wenn übrigens alles gleich ist, Hamburg, wo die Waaren nur 1 Procent Ein- und Ausfuhrzoll bezahlen, Holland, wo sie 5 bezahlen, vorziehen wird.

Die Republik hat auch den Versichrungshandel aus ihren Händen gehen gesehen, welchen sie vormals, so zu reden, ausschließend getrieben hatte. In ihren Häfen ließen alle Länder Europens ihre Ladungen versichern, zum großen Vortheil der Versicherer, die ihr Wagen bald mit andern theilten, bald vermehrten, und sich dadurch fast allezeit bereicherten. Nach dem Maas, wie der Zergliederungsgeist in allen, sowol Philosophischen- als Wirthschaftsbegriffen eingeführt worden, hat man überall die Nützlichkeit dieser Spekulationen gefühlt. Ihr Gebrauch ist gewöhnlich und allgemein geworden; und was die andern Völker gewonnen, hat Holland nothwendig verloren.

Aus diesen Bemerkungen folgt, daß alle Zweige des Handels der Republik ungeheure Verminderungen erlitten haben. Vielleicht wären sie sogar größtentheils vernichtet worden, wenn nicht die Masse ihrer klingenden Münze, und ihre äußerste Sparsamkeit sie in Stand gesetzt hätten, sich mit einem Gewinn von 3 Procent zu begnügen, wozu man, wie wir denken, den Betrag ihrer Geschäfte anschlagen muß. Ein so großes Leere ist durch die Belegung der holländischen Gelder in England, in Frankreich, in Oestreich, in Sachsen, in Dänemark, und selbst in Rußland, die sich auf 1600 Millionen Livres belaufen können, ausgefüllt worden.

Vormals verbot der Staat diesen Handelszweig, welcher nachmals der wichtigste von allen geworden. Wäre das Gesetz beobachtet: so würden die an die Ausländer geliehenen Fonds im Lande ungebraucht geblieben seyn; weil der Handel die Kapitalien, die dazu gebraucht werden können, dort in so großer Menge findet, daß er, wenn noch so wenig hinzukäme, anstatt Ausbeute zu geben, durch die übertriebne Mitwerbung den Kaufmann zu Grunde richten würde.

de. Der Ueberfluß des Geldes würde die vereinigten Provinzen alsbald zu dem Zeitpunkt erhoben haben, da auf den übertriebnen Reichthum Armuth folgte. Tausende von Kapitalisten würden, mitten unter ihren Schätzen, nicht zu leben gehabt haben.

Das gegenseitige Verfahren ist das größte Hülfsmittel für die Republik geworden. Ihre, den benachbarten Nationen geliehen klingende Münze, hat ihr alle Jahr, durch die Einkünfte, die sie ihr gebracht, eine vortheilhafte Balanz verschafft. Das Darlehn ist allzeit ganz vorhanden, und bringt stets dieselben Interessen.

Wir werden nicht den Dünkel haben, als könnten wir ausrechnen, wie lange die Holländer einer so angenehmen Lage genießen werden. Der Augenschein berechtigt blos, zu sagen, daß die Regierungen, die zum Unglück der Völker das abscheuliche Leihsystem angenommen, dasselbe früh oder spät verschwören müßten; und daß der davon gemachte Mißbrauch sie wahrscheinlicher Weise zwingen werde, Treu und Glauben zu brechen. Alsdann wird das große Hülfsmittel der Republik in ihrem Anbau zu suchen seyn.

Dieser Anbau kann zwar in Breda, in Herzogenbusch, in Zütphen, und Geldern vermehrt werden: er wird aber niemals sehr beträchtlich seyn. Das Gebiet der vereinigten Provinzen ist so eingeschränkt, daß ein Sultan fast Recht hatte, als er bey Gelegenheit der Hitze, womit die Holländer und Spanier sich dasselbe streitig machten, sagte: **Wenn es ihm gehörte, würde er es durch seine Schanzgräber ins Meer werfen lassen.** Sein Boden ist nur für die Fische gut, womit er vor der Holländer Zeit bedeckt war. Man hat mit so viel Nachdruck als Wahrheit gesagt: die vier Elemente wären daselbst nur entgröbt. Seine Produkte werden niemals den

vierten

vierten Theil der 2 Millionen Einwohner ernähren, die seine gegenwärtige Bevölkerung ausmachen. Die Republik kann also von ihren europäischen Besitzungen ihre Erhaltung nicht erwarten: sie kann dieselbe mit mehr Grund von den amerikanischen fordern.

Die Länder, die der Staat in dieser neuen Welt erworben hat, sind alle unter dem Joch der ausschliessenden Privilegien. Seine Inseln hangen, wie seine afrikanischen Handelshäuser, von der westindischen Kompagnie ab, welche, seitdem Brasilien verloren gegangen, so erstaunlich herunter gekommen, daß ihre Aktien sich nur zu ungefähr 40 Procent von ihrem ursprünglichen Werth mehr verkaufen.

Surinam, welches einige zeeländische Rheder erobert, ward durch die Staaten dieser Provinz an die westindische Kompagnie abgetreten, die noch voll Einbildung auf ihre alte Größe war, und ein so weites Land ohne Bedenken annahm. Nach ernsthaften Ueberlegungen fühlte sie, daß die zu seiner Nutzung nöthigen Kosten ihre entnervten Kräfte überstiegen. Sie trat ein Drittheil ihrer Rechte der Stadt Amsterdam, und ein Drittheil einem reichen Privatmann, Namens **Daarssens**, ab. Die beyden andern Kolonien auf dem vesten Lande sind den Handelsgesellschaften, von welchen sie gestiftet worden, gleichmäßig unterworfen.

Keines von diesen Korps hat ein einzig Schiff; keines treibt den mindesten Handel. Die Schiffahrt nach den amerikanischen Besitzungen ist allen Holländern ohne Unterschied offen; aber unter der seltsamen und tyrannischen Bedingung, daß die Versendungen auf Surinam und Berbiche von Amsterdam abgehen; daß die Versendungen auf Essequebé von

Zeeland

Zeeland abgehen; und daß die Schiffe ihren Rückweg nach den Häfen nehmen sollen, wo sie ausgelaufen. Die Verrichtungen der Gesellschaften bestehen darinn, daß sie die ihrem Privilegium unterworfenen Gebiete regieren und vertheidigen. Um sie, zu Bestreitung dieser Kosten, in Stand zu setzen, hat die Republik sie berechtigt, verschiedne Arten von Taxen aufzulegen.

Alle in die Kolonie eingehende, alle ausgehende Waaren bezahlen großen Zoll. Man fordert für die ankommenden Sklaven eine noch beträchtlichere Abgabe. Die Schwarzen sind vom dritten Jahr an einen Kopfschatz schuldig; die Weißen sind ihn auch schuldig. Nur die Fremden sind von diesem schändlichen Tribut frey; und man ist 10 Jahr lang ein Fremder. Ein Stück Landes kommt niemals in andre Hände, ohne daß es dem Verkäufer und dem Käufer eine ziemlich starke Steuer koste. Ein jeder Arbeiter, wie viel Industrie er auch haben mag, ist verpflichtet, eidlich anzugeben, was er verdient; und die Auflage wird nach dem Gewinn bestimmt. Was der öffentliche Aufwand nicht von den Einkünften verschlingt, die durch die Schwäche, oder das Verderben des Souveräns zu sehr zugenommen, wird unter den Gliedern der verschiednen Gesellschaften getheilt.

Alle aufgeklärte Regierungen haben es unzuträglich gefunden, ihre amerikanischen Besitzungen in den Händen ausschließender Gesellschaften zu lassen, deren Privatinteresse nicht immer mit dem öffentlichen Interesse übereinstimmt. Sie haben gedacht, ihre Unterthanen der neuen Welt hätten, wie die in der alten, das Recht, von keiner andern, als der

Gewalt

Gewalt der allgemeinen Gesetze abzuhangen. Sie haben geglaubt, ihre Kolonien würden schnellere Fortschritte machen, wenn sie, an statt eines Mittelschutzes, des unmittelbaren Schutzes des Staats genößen. Der Erfolg hat die Richtigkeit dieser Aussichten mehr oder weniger bewiesen. Holland allein hat ein so simples und so vernünftiges System nicht angenommen; obgleich alle Umstände ihm dasselbe nothwendiger machten, als den andern Völkern.

Seine Pflanzörter sind ohne Vertheidigung gegen die Feinde, welche Ehrgeiz oder Rachgier ihm zuziehen könnten. Die schreiende Grausamkeit, womit man dort Sklaven behandelt, droht einen Aufruhr. Ein Theil der Waaren, die sämtlich nach dem Mutterlande kommen sollten, geht alle Tage nach den fremden Kolonien in Nordamerika. Der natürlich geringe Geschmack einer blos handelnden Nation am Landbau wird in der neuen Welt durch die Mißbräuche bestärkt, die von der daselbst eingeführten Administration unzertrennlich sind. Die Mittel, eine neue Ordnung der Dinge dort einzuführen, übersteigen die Gewalt, den Schutz, und die Thätigkeit einer Privatgesellschaft. Die Revolution hängt von den unmittelbaren Bemühungen der Regierung ab.

Ergreift die Republik die Parthey, welche ihr kostbarstes Interesse ihr angiebt, so wird sie nicht länger die einzige Grundlage ihres Daseyns in einer erbettelten Industrie suchen, wovon sie alle Tage einige Zweige verliert, und die sie früh oder spät gänzlich verlieren wird. Ihre Kolonien, die alle Vortheile in sich vereinigen, welche ein dem Handel und Ackerbau ergebnes Volk wünschen kann, werden

ihr

ihr Produkte geben, deren ganzen Nutzen und Eigenthum sie allein haben wird. Ist sie eine Macht geworden, die selbst ein Gebiete besitzt, so wird sie auf allen Märkten mit den Nationen in Mitwerbung treten, deren Waaren sie nur verfahren hat. Holland wird aufhören, nur ein Kramladen zu seyn: es wird ein Staat werden. Es wird in Amerika die Vestigkeit finden, die ihm Europa versagt. Wir wollen sehen, ob Dänemark, das einzige der nordischen Reiche, welches seinen Handel und seine Macht bis nach der neuen Welt getrieben, daselbst gegründete Hofnungen zur Vergrößerung fassen könne.

Dänemark und Norwegen, die heute unter einerley Gesetze vereinigt sind, machten im VIII Jahrhundert zwey verschiedne Staaten aus. Unterdessen, daß der erste sich durch die Erobrung von England und durch andre kühne Unternehmungen herfürthat: bevölkerte der zweyte die **Orkaden**, die Inseln **Ferröe**, und **Island**. Seine thätigen Einwohner drängte die Unruhe, die allzeit die Schonen, ihre Vorfahren, in Bewegung gesetzt, und sie ließen sich sogar seit dem IX Jahrhundert in Grönland nieder, welches man aus starken Gründen zum vesten Lande von Amerika rechnen kann. Man glaubt sogar, mitten durch die Dunkelheiten, worin die nordischen Denkmäler stecken, wahrzunehmen, daß diese kühnen Seefahrer im XI Jahrhundert ihre Fahrten bis nach den Küsten von **Labrador** und **Terre-neuve** getrieben, und einige schwache Völkerschaften dahin gesetzt. Es ist also wahrscheinlich, daß die Norweger Christoph Kolombo den Ruhm der Entdeckung der neuen Welt streitig machen können. Allein sie waren daselbst, ohne es zu wissen.

Dänische Pflanzörter zu St. Thomas, St. Johann, und St. Cruz.

Die

Die Kriege, die Norwegen ausstand, bis es mit Dänemark vereinigt ward; die Hindernisse, die die Regierung seiner Schiffahrt entgegen setzte; die Vergessenheit und die Unthätigkeit, worin diese unternehmende Nation fiel, machten, daß sie mit ihren grönländischen Kolonien die Pflanzörter oder die Verbindungen verlor, welche sie auf den Küsten von Amerika haben mochte.

Es war mehr als ein Jahrhundert, daß der genuesische Seemann die Erobrung dieses Landes in Spaniens Namen angefangen; als die Dänen und Norweger, die damals nur eine Nation ausmachten, die Augen auf diese andre Halbkugel warfen, womit sie näher benachbart waren, als alle Völker, die sich derselben bemeistert hatten. Da sie aber durch den kürzesten Weg dahin gehen wollten: so schickten sie 1619 den Hauptmann Munk, eine Fahrt durch Nordwesten in das stille Meer zu suchen. Seine Arbeiten waren eben so unnütz, als so vieler andern Seefahrer ihre, die vor ihm vorher gegangen, und auf ihn gefolgt sind.

Man muß vermuthen, die Fruchtlosigkeit eines ersten Versuchs würde Dänemark nicht abgeschreckt haben. Wahrscheinlich hätte es seine Unternehmungen auf Amerika fortgesetzt, bis es so weit gekommen, dort nützliche Pflanzörter zu bilden. Verlor es jene entfernte Gegenden aus dem Gesicht, so ward es dazu durch die Kriege gezwungen, worin es in Europa durch seine Unvorsichtigkeit gerathen, durch diejenigen, die seine ungemeine Schwachheit ihm zuzog. Der Verlust, den es Schlag auf Schlag erlitt, grub ihm einen Abgrund, woraus es nie wieder in die Höhe gekommen wäre, falls ihm nicht Hollands Beystand

und

und die Standhaftigkeit der Kopenhagner Bürger im Jahr 1660, einen Frieden verschafft hätten, der nicht so erniedrigend, nicht so verderblich war, als es fürchten mußte.

Die Regierung wandte den ersten Augenblick der Ruhe zur Untersuchung ihrer Wunden an. Allen gothischen Regierungen gleich, war sie zwischen einem Wahlhaupt, den Großen der Nation, oder dem Senat, und den Ständen getheilt. Der König hatte kein ander Recht, als den Vorsitz im Senat, und den Oberbefehl über das Kriegsheer zu führen. Der Senat regierte in der Zwischenzeit von einem Reichstag zum andern. Diesen machte die Geistlichkeit, der Adel, und der Mittelstand aus: und er entschied alle große Angelegenheiten.

Obgleich diese Verfassung das Bild der Freyheit darstellt: so war doch nichts weniger frey, als Dänemark. Die Geistlichen hatten seit der Reformation allen Einfluß verloren. Die Bürger hatten noch nicht gnug Reichthümer erworben, um sich Bedeutung zu geben. Diese beyden Stände wurden durch den Adel erdrückt, der stets von dem Lehnsgeist voll war, welcher alles auf die Stärke zurück führt. Die kitzliche Lage, worin man sich befand, flößte diesem Körper weder die Gerechtigkeit, noch die Mäßigung ein, deren er bedurfte. Seine Weigerung, im Verhältniß seiner Besitze zu den öffentlichen Auflagen mit beyzutragen, erbitterte die andern Glieder der verbundnen Stände. In dem Trotz ihres Unwillens übertrugen sie dem Monarchen eine absolute, unum-

schränkte Gewalt, und diejenigen, die sie zu diesem verzweifelten Schritt gebracht hatten, sahen sich gezwungen, einem so verderblichen Beyspiel zu folgen.

Um diesen Zeitpunkt *) der unbesonnensten, der sonderbarsten Revolution, die die Jahrbücher der Natio=

*) Sie waren schon zuvor, und weit mehr, als nach diesem Zeitpunkt, in Schlummer versunken. Die öffentlichen Geschäfte, Krieg und Frieden, waren fast immer zum Schaden der Nation ausgefallen. Der Ackerbau war sehr schlecht und mangelhaft, Künste und Gewerbe kannte man wenig, und der Handel mit den Produkten des Landes war in fremden Händen, und wurde von einigen Hansestädten unter solchen Privilegien geführt, die ihnen ein despotisches Gewicht gaben. Grade mit dieser Epoche hat die Nation angefangen, sich aus dieser Unterwürfigkeit herauszureissen, und ist in der nützlichen Betriebsamkeit selbstthätiger geworden, als zuvor. Seit der Zeit haben die Dänen selbst handeln gelernt, Künste und Gewerbe unter sich aufgenommen, und die Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht des Nachdenkens werth geachtet. Daß sie hinter andere Nationen zurückgeblieben, kann nicht geläugnet werden. Ob das aber dem schnelleren Fortschreiten anderer Völker, die mehr Gelegenheit zur Aufklärung fanden, oder den schlaffen Regierungen und der Eitelkeit derselben im System von Europa eine glänzende Figur zu machen, oder der Sklaverey des Baurenstan=

des

Nationen aufweisen, fielen die Dänen in eine Art von Todesschlaf. Auf die großen Bewegungen, die der Streit über wichtige Rechte allzeit verursacht, folgte die falsche Ruhe der Sklaverey. Ein Volk, das verschiedne Jahrhunderte hindurch auf der Bühne gewesen, spielte keine Rolle mehr auf dem Schauplatz der Welt. Es kam nicht aus der Vernichtung, worin es durch den Despotismus gestürzt worden, bis im Jahr 1671, da es eine kleine amerikanische Insel besetzte, die unter dem Namen St. Thomas bekannt ist.

Diese letzte der Antillen auf der Westseite war ganz wüst, als die Dänen es unternahmen, sich darauf niederzulassen. Anfangs wurden sie durch die Engländer unter dem Vorwande behindert, daß einige Landstreicher dieser Nation vormals daselbst einiges Land zu bearbeiten angefangen. Das britannische Ministerium hemmte diese Behinderungen: und die Kolonie sah nach und nach die Zuckerpflanzungen anlegen, die ein sandiges Erdreich vertrug, welches nur 5 Meilen in der Länge, und $2\frac{1}{2}$ in der Breite hatte.

des, welche alle Nerven der Betriebsamkeit schwächet, oder der muthlosen und schüchternen Denkungsrart, welche auch die übrigen Stände unter einer unumschränkten Regierung ergriffen zu haben scheint, oder allen diesen Ursachen zugleich beyzumessen sey: das mögen andere entscheiden, welche über die ganze Lage und Verfassung dieser Nation forschende philosophische Blicke geworfen haben.

Bey einem so schwachen Anbau würde St. Thomas niemals berühmt geworden seyn. Allein das Meer hat daselbst einen fürtreflichen Hafen gebildet, der 50 Schiffe in Sicherheit setzen kann. Wegen eines so kostbaren Vorzugs besuchten ihn die englischen und französischen Flibüster, die von der Frucht ihrer Räubereyen nicht die Zölle erlegen wollten, die man in den Pflanzörtern ihrer Nation von ihnen forderte. Die Korsaren, die ihre Prisen zu weit niederwärts gemacht hatten, um sie nach den Windinseln hinauf gehen zu lassen, kamen nach St. Thomas, um sie zu verkaufen. Sie war die Zuflucht aller Kauffartheyschiffe, die, zu Kriegszeiten verfolgt, dort einen neutralen Hafen fanden. Sie war die Niederlage aller Umsätze, die die benachbarten Völker anderswo nicht hätten mit so viel Leichtigkeit und Sicherheit machen können. Von dort fertigte man alle Tage reich beladne Fahrzeuge ab, um heimlich mit den spanischen Küsten zu handeln, woher man viel Metalle und kostbare Waaren zurück brachte. Kurz, St. Thomas war ein Platz, wo sehr wichtige Handelsgeschäfte getrieben wurden.

Allein, Dänemark zog von diesem schnellen Umlauf keinen Vortheil. Es waren Fremde, die sich bereicherten, und mit ihren Reichthümern verschwanden. Ein alle Jahr nach Afrika abgefertigtes Schiff, welches seine Sklaven nach Amerika zum Verkauf brachte, und mit einer dafür eingetauschten Ladung wieder nach Europa kam, unterhielt einzig die Verbindungen des Hauptlandes mit seiner Kolonie. Sie nahmen im Jahr 1719 dadurch zu, daß man die nahe bey St. Thomas gelegne,

legne, aber noch um die Hälfte kleinere Insel, St. Johann, urbar machte. Bey diesem schwachen Anfang hätte man die Krabbeninsel oder Borriquen nöthig gehabt, wo man sich zwey Jahr zuvor zu setzen versucht hatte.

Diese Insel, die 8 oder 10 Meilen im Umkreis haben kann, hat eine ziemlich große Anzahl Berge; die aber weder dürr, noch steil, noch sehr hoch sind. Der Boden der dazwischen befindlichen Ebnen und Thäler scheint sehr fruchtbar; und er wird durch zahlreiche Quellen gewässert, deren Wasser für fürtrefflich gehalten wird. Die Natur versagte ihr einen Hafen, gab ihr aber die besten Rheden, die man kennt. Man findet bey jedem Schritt Ueberbleibsel von Wohnungen, Spatziergänge von Orange- und Citronenbäumen, welche beweisen, daß die Spanier von Porto-Rico, die nur 5 oder 6 Meilen davon entfernt sind, vormals daselbst ansäßig gewesen.

Als die Engländer eine so gute Insel verlassen sahen, fiengen sie gegen das Ende des letztern Jahrhunderts einige Pflanzungen auf derselben an. Man ließ ihnen nicht die Zeit, die Frucht ihrer Arbeit einzuerndten. Die Spanier überfielen sie, machten alle erwachsene Männer unbarmherzig nieder, und führten ihre Weiber und Kinder nach Porto-Ricco. Dieser Vorfall hinderte die Dänen nicht, im Jahr 1717 einige Anstalten zu machen, um sich dort vest zu setzen. Allein, Großbritanniens Unterthanen forderten ihre alten Rechte wieder, und

schickten einige Abentheurer dahin, die durch die Spanier anfangs geplündert, und bald nachher verjagt wurden. Die Eifersucht dieser Tyrannen der neuen Welt geht so weit, daß sie selbst Schifferböten verbieten, sich einem Ufer zu nähern, wo sie nichts als ein unausgeübtes Besitzungsrecht haben. Sie verdammen die Krabbeninsel zu einer ewigen Einöde, und wollen sie weder bewohnen, noch zugeben, daß sie bewohnt werde; sie sind zu träge, um sie anzubauen, und zu unruhig, um thätige Nachbarn auf derselben zu leiden. Ein solcher Karakter von ausschließender Herrschaft hat Dänemark genöthigt, seine Blicke von der Krabbeninsel wegzuwenden, und nach **Santa-Cruz** zu richten.

Diese verdiente mit größerm Recht, die Begierde der Völker zu reizen. Sie ist 18 Meilen *) lang, und 3, auch 4 breit. Sie ward 1643 durch die Holländer und Engländer besetzt. Ihre Mitwerbung machte sie bald uneins. Als die erstern, 1646, in einem hartnäckigen und blutigen Gefecht geschlagen waren, sahen sie sich genöthigt, ein Land fahren zu lassen, worauf sie große Hofnungen gegründet hatten. Der Sieger arbeitete, um sich in seiner Erobrung zu bevestigen, als er, 1650, seiner Seits durch 1200, auf 5 Schiffen angekommene, Spanier angegriffen und verjagt ward. Ihr Triumph dauerte nur etliche Monate. Was von diesem zahlreichen Korps zur Vertheidigung der Insel zurück geblieben war, trat sie ohne Widerstand an 160 Franzosen ab, die

*) Ihre wahre Länge beträgt nur 5 — 6 Meilen.

die von St. Christoph gekommen waren, um sich in Besitz derselben zu setzen.

Diese neuen Einwohner eilten, ein so bestrittenes Land zu untersuchen. Auf einem sonst fürtrefflichen Boden fanden sie nur einen mittelmäßigen Strom, der fast in gleicher Höhe mit der Meerfläche, in einem Erdreich ohne Abhang langsam fließt, und nur Brackwasser hat. Zwey oder drey Quellen, die man im Innern der Insel entdeckte, waren eine schwache Ersetzung dieses Mangels. Die Brunnen gaben nur selten Wasser. Cisternen zu bauen, ward Zeit erfordert. Die Luft war für die neuen Kolonisten nicht anzüglicher. Auf einer platten und mit alten Bäumen bedeckten Insel konnten die Winde die giftigen Ausdünstungen nicht ausfegen, womit ihre Moräste den Dunstkreis verdickten. Es gab nur ein Mittel, dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen: nämlich, die Wälder zu verbrennen. Die Franzosen steckten sie alsbald in Brand, begaben sich auf ihre Schiffe, und sahen von der See ganze Monate lang der Feuersbrunst zu, die sie auf der Insel angelegt hatten. Sobald sie gelöscht ist, steigen sie wieder ans Land.

Man fand die Felder unglaublich fruchtbar. Der **Tabak**, die **Baumwolle**, der **Rocou**, der **Indigo**, der **Zucker**, geriethen auf denselben gleich gut. Diese Kolonie machte solche Fortschritte, daß sie, 11 Jahr nach ihrer Stiftung, 822 Weiße, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl Sklaven, zählte. Sie gieng mit schnellen Schritten einem Flor entgegen,

der die blühendsten Pflanzörter ihrer Nation übertroffen hätte, als man ihrer Thätigkeit Hindernisse in den Weg legte, die sie rückgängig machten. Ihr Verfall war so schnell, als ihr Steigen. Sie hatte nur 147 Männer, nebst ihren Weibern und Kindern, und 623 Schwarze mehr übrig, als man 1696 diese Bevölkerung nach San-Domingo übersetzte.

Schriftsteller, welche voraussetzen, daß sich der Hof zu Versailles allezeit nach den erhabnen Absichten einer tiefen Politik entscheide, haben gedacht, er habe Santa-Cruz nur darum verachtet, weil er die kleinen Inseln verlassen wollte, um alle Macht, alle Industrie, alle Bevölkerung nach den großen zusammen zu ziehen: sie haben sich betrogen. Dieser Entschluß war das Werk der Pächter, welche fanden, daß der heimliche Handel von Santa-Cruz mit St. Thomas ihrem Interesse nachtheilig war. Das Finanzwesen war von allen Zeiten her dem Handel schädlich, und verzehrte die Schooß, die denselben nährte. Die Insel war ohne Kolonisten und ohne Anbau, bis 1733, um welche Zeit Frankreich das Eigenthum derselben für 738000 Livres an Dänemark abtrat.

Wie Dänemark seine Inseln regiert.

Damals schien diese nordische Macht starke Wurzeln in Amerika treiben zu müssen. Unglücklicher Weise ließ sie ihren Anbau unter der Tyranney eines ausschließenden Privilegiums seufzen. Betriebsame Leute von allen Sekten, und mährische Brüder insbesondre, konnten niemals dies große Hinderniß überwinden. Man versuchte verschiedne mal, das Interesse

tereſſe des Koloniſten und ſeiner Unterdrücker zu vereinigen. Dieſe Milderungen waren unnütz. Die beyden Partheyen führten beſtändig einen Feindſchaftskrieg, und niemals einen Wettſtreit von Induſtrie. Endlich kaufte die Regierung, die gemäßigter war, als man von ihrer Verfaſſung hoffen durfte, im Jahr 1754 die Rechte und Effekten der Kompagnie. Der Preis ward zu 9900000 Livres ausgemacht. Ein Theil ward im baaren Gelde bezahlt, und das Uebrige in Obligationen auf den öffentlichen Schatz, wofür man Intereſſen gab. Nun ward die Schiffahrt nach den Inſeln allen Unterthanen der däniſchen Herrſchaft geöffnet.

Die Habſucht der Schatzkammer behinderte zur Unzeit das Gute, welches dieſe Einrichtung herfürbringen ſollte. Freylich ſollten die Eßwaaren, die Nationalwaaren, und andre, die man mit däniſchen Fahrzeugen würde aus der erſten Hand geholt haben, ohne das Geringſte zu bezahlen, im Hauptlande eingeſchifft werden; allein, man forderte 4 Procent von allen verarbeiteten Materien, die nicht in einer von dieſen Bedingungen begriffen ſeyn würden. Alles, was in den Kolonien ankam, ward daſelbſt einem Einfuhrzoll von 5 Procent, alles, was man von dort ausführte, 6 Procent *) Ausgangszoll unterworfen. Was von amerikaniſchen Produkten im Hauptlande verbraucht ward, mußte 2½ Procent, und was in die Fremde gieng, 1 Procent bezahlen.

Zu der Zeit, da der Handel der Inſeln ſeine natürliche Unabhängigkeit, mit dieſen läſtigen Einſchrän-

*) Dieſer Zoll beſteht nur in 5 Procent.

schränkungen, wieder erhielt, machte man auch den afrikanischen frey, der seine Grundlage ist. Seit mehr als einem Jahrhundert hatte die Regierung die beyden, auf der Goldküste in geringer Weite von einander liegenden Vestungen, **Friedrichsburg** und **Christiansburg**, vom König von **Aquambo** gekauft. Die Kompagnie allein hatte sie, vermöge ihrer Verträge, im Besitz; und ihre Rechte wurden mit der Barbarey ausgeübt, wovon die gesittetsten Europäer in jenen unglücklichen Klimaten das Beyspiel gegeben. Ein einziger ihrer Agenten hatte den Muth, Grausamkeiten zu entsagen, die aus Gewohnheit für rechtmäßig angesehen wurden. Der Ruf von seiner Güte, das Zutrauen zu seiner Redlichkeit, war so groß, daß die Schwarzen 100 Meilen weit her kamen, um diesen Mann zu sehen. Ein Souverän einer entfernten Gegend schickte ihm seine Tochter, nebst Gold und Sklaven, um einen Enkel von **Schilderup** zu bekommen. So hieß dieser auf allen Küsten von Nigritien so verehrte Europäer. O Tugend! du lebst noch in der Seele der Elenden, die, unter Tygern zu wohnen, oder unter der Tyranney der Menschen zu seufzen, verdammt sind! Sie können also ein Herz haben, um die sanften Reize der wohlthätigen Menschlichkeit zu empfinden! Gerechter und tugendhafter Däne! Welcher Monarch nahm je eine so reine, so rühmliche Huldigung ein, als die, deren deine Nation dich genießen sah! Und noch dazu, an welchen Orten? Auf einem Meer, in einem Lande, welches zwey Jahrhunderte durch einen ehrlosen Handel mit Verbrechen und Unglück, mit Menschen, die gegen Waffen vertauscht, mit Kindern, die durch ihre Väter verkauft worden, auf ewig befleckt haben. Man hat nicht Thränen

genug,

genug, um dergleichen Abscheulichkeiten zu beweinen; und diese Thränen sind unnütz!

Indessen ist das ausschließende Privilegium des Negerhandels in Dänemark, wie in den andern Staaten, abgeschafft. Es ist allen Unterthanen dieser handelnden Macht erlaubt, nach Afrika zu gehen, und Menschen zu kaufen. Sie bezahlen nur 18 Livres für jeden Kopf, den sie in Amerika einführen. Die Pflanzungen ihrer Kolonien beschäftigen schon 30000 Sklaven, von allem Alter und beyden Geschlechten, die jeder 4 Livres 10 Sols Kopfschatz geben müssen. Die durch die Arbeiten dieser Unglücklichen geschaften Waaren machen die Ladung von 40 Fahrzeugen aus, die 120 bis 300 Tonnen führen. Die Wohnplätze, die der Schatzkammer jährlich 9 Livres für jede 1000 Quadratfuß eintragen, bringen der Nation ein wenig **Kaffe** und **Ingwer**, etwas **Holz** zu eingelegter Arbeit, 800 Ballen **Baumwolle**, die fast sämmtlich in die Fremde gehen, 14 **Millionen** *) Pfund rohen Zucker, wovon $\frac{4}{5}$ im Hauptlande verbraucht werden, und das Uebrige in der Ostsee verkauft, oder über Altona in Deutschland eingeführt wird. Santa-Cruz, obgleich die neueste der dänischen Besitzungen, liefert $\frac{5}{7}$ dieser Produkte.

Diese Insel ist durch Linien, die sich rechtwinklicht durchschneiden, in 350 Pflanzungen eingetheilt. Jede Pflanzung schließt 150 Morgen, jeden zu 40000 Quadratfuß, ein; so, daß sie einen Raum von 1200 gemeinen Schritten in der Länge, und 800 in der Breite einnehmen kann. Zwey Dritthel dieses

Bo-

*) Es giebt Jahre, da alle drey Inseln 20 Millionen Pfund rohen Zucker bringen.

Bodens sind dem Zucker gewidmet: und der Eigner kann 80 Morgen zugleich dazu gebrauchen, deren jeder in gemeinen Jahren 16 Centner Zucker geben wird, ohne den Syrop zu rechnen. Das Uebrige kann auf eine minder einträgliche Art genutzt werden. Wenn die Insel wird ganz urbar gemacht seyn, welches von Zeit und Umständen abhängt, so wird man einige Städte darauf anlegen können. Sie hat gegenwärtig nur den Flecken **Christianstadt**, der neben der Vestung, die den vornehmsten Hafen beschützt, angebaut ist.

Besondre Gründe für Dänemark, sich alle Produkte seiner Inseln zuzueignen.

Dänemark kann es sich nicht verheelen, daß die Reichthümer, die aus seinen Kolonien zu kommen anfangen, ihm nicht ganz gehören. Ein grosser Theil geht zu den Engländern und Holländern, die, ohne auf diesen Inseln zu leben, die besten Wohnplätze daselbst angelegt haben. Neuengland führt **Holz, Vieh, Mehl** dahin, wofür es Syrop und andre Waaren eintauscht. Man muß den fremden Nationen die **Weine**, die **Kattune**, die **Seidenzeuge**, die sie liefern, bezahlen. Indien selbst hat Theil an diesem Handel: weil die Kompagnie dort eine ziemlich große Menge ihrer Waaren absetzt. Eine genaue Berechnung würde vielleicht beweisen, daß dasjenige, was außer der Kommißion, Fracht, Abgaben, und Rafinaderie-Unkosten für den Staat übrig bleibt, der der Eigner ist, sehr wenig sey. Die Lage, worin sich diese Macht befindet, erlaubt ihr nicht, diesen Nachtheil mit gleichgültigem Auge anzusehen. Alles heischt von ihr, zuträgliche Mittel zu suchen, um sich das ganze Produkt ihrer amerikanischen Besitzungen zuzueignen.

Die

Die europäischen, die heute Dänemark ausmachen, waren vormals von einander unabhängig. Meistens sonderbare Revolutionen haben sie unter einerley Gesetzen vereinigt. Im Mittelpunkt dieses seltsam zusammengesetzten Ganzen sind einige Inseln, worunter die bekannteste **Seeland** heißt. Man findet auf derselben einen fürtrefflichen Hafen, der im XI. Jahrhundert nur ein Fischerdorf war, im XIII. eine Stadt ward, die Hauptstadt des Reichs im XV. und eine schöne Stadt, nach dem Brande von 1728, der 1650 Häuser in die Asche legte. Südwärts von diesen Inseln ist die lange und schmale Halbinsel, die die Alten den **cimbrischen Chersones** nannten. Ihre wichtigsten, größten Theile haben, unter dem Namen **Jütland**, **Schleßwig**, und **Holstein**, nach einander die dänische Herrschaft vergrößert. Sie sind mehr oder minder blühend gewesen, nach dem Verhältniß, wie sie die Unstätigkeit des Oceans empfunden, der sich bald von ihren Ufern entfernt, und sie bald verschlingt. Man sieht in diesen Ländern einen Kampf zwischen Menschen und Meer, einen immerwährenden Streit, dessen Erfolg allzeit im Gleichgewicht gewesen. Die Einwohner eines solchen Landes werden frey seyn, sobald sie bemerken werden, daß sie es nicht sind. Seeleuten, Insulanern, Völkern, die in Gebürgen wohnen, kann der Despotismus nicht lange Zeit ein erniedrigendes Joch auflegen.

Norwegen, welches Dänemark gehorcht, ist zu dieser Knechtschaft nichts geschickter. Es ist mit Steinen oder Felsen bedeckt, und in verschiednen Richtungen durch hohe Berge durchschnitten, die

keines

keines Anbaues fähig sind. Man sieht in Lappland nur eine kleine Anzahl Wilde, die wegen der Fischerey auf den Küsten ansäßig sind, oder in abscheulichen Wüsten herum irren, und, vermittelst der Jagd, von ihren Pelzwerken und ihren Rennthieren leben. Island ist ein elendes Land *), das hundertmal durch Volkane, durch Erdbeben umgewühlt worden, und allzeit in seiner Schoos harzige Materien verbirgt, die es jeden Augenblick in einen Aschenhaufen verwandeln können. Was Grönland betrifft, welches der gemeine Haufe für eine Insel hält, und wovon die Erdbeschreiber vermuthen, daß es in Westen mit Amerika zusammenhange, so ist dies ein weites und unfruchtbares, von der Natur zu ewigem Eis verdammtes Land. Werden diese Gegenden jemals bevölkert: so werden sie eine von der andern, und alle vom König von Dänemark unabhängig werden, der dort zu gebieten glaubt, weil er sich, ihren wilden Einwohnern unbewust, ihren Herrn nennt.

Das

*) Erdbeben und Volkane haben wohl in Island keine so beträchtliche Veränderungen hervorgebracht, und lassen auch nicht solche befürchten, daß das Ganze darunter leiden könnte. Ihre Fischerey, ihre Viehzucht, ihr Handel, ihre Manufakturen würden demohngeachtet bedeutend, und für die ganze Nation zuträglich seyn, wenn diese Insel nicht auch durch den Zwang ausschliessender Privilegien entnervt und unterdrückt würde.

Das Klima der dänischen Inseln in Europa ist nicht so streng, als man nach der Breite, worunter sie liegen, urtheilen möchte. Wird in dem Meerbusen, womit sie umgeben sind, die Schiffahrt zuweilen unterbrochen, so rührt dies nicht sowohl von den Eisschollen her, die darin entstehen, als von denen, die die Winde dahin treiben, und die sich daselbst verbinden, nach dem Maas, wie sie sich anhäufen. Nordjütland ausgenommen, genießen die an Deutschland gränzenden Provinzen auch seiner Temperatur. Die Kälte ist selbst auf den Küsten von Norwegen sehr gemäßigt. Es regnet dort im Winter oft, und der Hafen von Bergen wird kaum einmal mit Eis zugelegt, unterdessen daß dies bey Amsterdam, Lübeck, und Hamburg zehnmal im Jahr geschieht. Es ist wahr, daß dieser Vorzug theuer erkauft wird, durch die dicken und beständigen Nebel, die den Aufenthalt in Dänemark unangenehm, traurig, und seine Einwohner finster und schwermüthig machen.

Die Bevölkerung dieses Reichs ist seiner Größe nicht angemessen. In alten Zeiten entvölkerte es sich durch beständige Auswandrungen. Die Räubereyen, die an ihre Stelle traten, unterhielten diese Entvölkerung. Die Herrlosigkeit verhinderte den Staat, sich von so großen Uebeln zu erholen. Der doppelte Despotismus des Fürsten über die Bürger, die sich unter dem Titel von Adlichen frey dünken, und des Adels über ein sklavisch Volk, erstickt sogar die Hoffnung einer größern Bevölkrung. Nach den sämmtlichen Listen aller dänischen Staaten, außer Island, beliefen sich im Jahr 1771 die Todten nur auf 55125; so, daß, nach der Rechnung von 32 Lebenden gegen ei-

nen Gestorbnen, 1764000 Menschen heraus kommen würden *).

Außer vielen andern Ursachen ist das Gewicht der Auflagen ihrer Glückseligkeit im Wege. Man treibt **vestgesetzte** für die Ländereyen ein, **willkührliche**, im Form eines Kopfschatzes, **tägliche** von dem, was verbraucht wird. Diese Unterdrückung ist ein desto größeres Vergehen, da die Regierung sehr beträchtliche **Kammergüter besitzt** **), und in der Meerenge vom Sund ein gesichertes Hülfsmittel hat. 6930 Schiffe, die, nach den Rechnungen von 1768 zu urtheilen, jährlich in die Ostsee gehen, oder aus derselben kommen sollen, bezahlen in diesem berühmten Durchgang ungefähr 1 Procent von allen Waaren, womit sie beladen sind. Diese Art von Tribut, die, obgleich schwer zu heben, dem Staat 2500000 **Livres** ***) einträgt, wird auf der Rhede von Helsingör gehoben, die durch die Vestung **Kronenburg** beschützt ist. Schon lange laden diese und Kopenhagens Lage Dänemark vergebens ein, daselbst eine **Niederlage** †) anzulegen, wo sich alle handelnde Völker von

*) Durch eine 1769 angestellte Zählung ist die Anzahl der Einwohner 2017018 stark befunden.

**) Diese sind rein verkauft.

***) Der Oeresundzoll wird höchstens 1400000 Livres betragen.

†) Wenn es nun nicht zu spät wäre; wenn mehr Kraft, mehr Muth, mehr Kenntnisse dazu vorhanden wären, nach-

von Norden und Süden einfinden würden, ihre Produkte und ihre Industrie zu vertauschen.

Von den Fonds, die aus den Steuern, von den Kammergütern, den Zöllen, den auswärtigen Hülfsgeldern erwachsen, unterhält der Staat ein Kriegsheer von 25000 Mann, das ganz aus Ausländern besteht, und für die schlechte Militz in Europa gehalten wird. Seine Flotte hingegen hat den besten

nachdem die verschiedenen Handelszweige einmal in den Händen weit mächtigerer, geübterer, und reicherer handelnden Nationen sind, denen sie nur durch viel Studium und durch fortgesetzte und systematische Operationen einer weisen und alles umfassenden Regierung entrissen werden könnten. So lange kein freyer Handel statt findet; so lange die Regierung nicht selbst Einrichtungen macht, Handelsunternehmungen zu erleichtern, zu befördern, und in Schwung zu bringen; so lange der Werth jedes Handelsprojects nur nach gegenwärtigen Finanz-Grundsätzen, oder nach den Privatvortheilen des Ländereybesitzers, nicht nach seinem künftigen ausgebreiteten Einfluß in die Betriebsamkeit, und in die Verbesserung und vermehrte Bevölkerung des ganzen Nährstandes, gesetzt wird; so lange man dem schleichenden Eigennutz nur mit Monopolien die Hand zu füllen sucht: wird auch kein Umsatzhandel von Norden nach Süden, und von Süden nach Norden, in Dänemark möglich werden.

Ruf. Sie besteht in 32 Schiffen von der Linie, 15 oder 16 Fregatten, und einigen Galeeren, deren in andern Gegenden weislich abgeschafter Gebrauch auf den Küsten der Ostsee nicht kann aufgegeben werden, weil dieselben für andre Fahrzeuge meistens unzugänglich sind. 24000 in Divisionen getheilte Matrosen, die meistens beständig in Bewegung sind, sichern die Seeoperationen. Mit den militarischen Ausgaben hat die Regierung seit einigen Jahren noch andre verknüpft, zur Ermunterung der Manufakturen und Künste. Man rechne hiezu noch 4 Millionen Livres für die Bedürfnisse oder die Fantasien des Hofes *), eine ungefähr ähnliche Summe für die Interessen, die aus einer öffentlichen Schuld von 70 Millionen folgen: alsdenn wird man Alles haben, wozu die 23 Millionen Livres angewandt werden, die die Kroneinkünfte ausmachen.

War es um die Eintreibung derselben zu sichern, daß die Regierung, 1736, den Gebrauch der Juwelen, der Gold- und Silberstoffe verboten: so wird man sich erlauben, zu sagen, sie habe einfachere Mittel in ihrer Hand gehabt. Man muste die Menge Hindernisse abschaffen, die den Operationen der Bürger unter sich Zwang anthun, die die freye Gemeinschaft der verschiednen Theile der Monarchie verhindern. Wäre der Wallfischfang, der grönländische und isländische Handel, nicht länger in den Fesseln ausschließender Privilegien geblieben; hätte man den Handel der Insel Ferroe aus des Souveräns Händen gezogen;

*) Dies wird gegenwärtig 2 Millionen Livres betragen.

gezogen; so würden sie sämmtlich Thätigkeit erlangt haben. Man würde die auswärtigen Verbindungen gleichmäßig erweitert haben, wenn man die Barbareykompagnie abgeschafft, und alle Glieder des Staats von der ihnen 1726 aufgelegten Verpflichtung erledigt hätte, sich mit **Wein**, **Salz**, **Brandtwein**, und **Tabak** zu Kopenhagen selbst zu versehen.

Im gegenwärtigen Zustande der Sachen sind die Ausfuhren ziemlich eingeschränkt: sie laufen in den Provinzen des vesten Landes von Deutschland auf 5 oder 6000 **Ochsen** *), auf 3 oder 4000 zur Reiterey taugliche **Pferde**, und etwas **Rocken**, hinaus, der an die Schweden und Holländer verkauft wird. Seit einigen Jahren verbraucht Dänemark den **Weizen**, welchen Fühnen und Laland vormals in die Fremde schickten. Diese beyden Inseln, so wie Seeland, verkaufen nichts mehr, als die prächtigen Gespanne, die allen Liebhabern der schönen Pferde so werth sind. Norwegen liefert zum Häringshandel **Holz**, **Masten**, **Theer**, und **Eisen**. Aus Lappland und Grönland kommen **Pelzwerke**. Man zieht aus Island **) Stockfisch, Wallfisch- Seehunds- und Seekälberthran, Schwefel, und die wollüstigen Pflaumfedern, die unter dem Namen **Edredon** so bekannt sind.

*) Es werden 10 — 15000 Ochsen, 6 — 8000 Pferde ausgeführt.

*) Der König hat im Jahr 1774. die isländische Kompagnie für ein Kapital von 1200000 Livres an sich gekauft, und zwar in der Absicht, diesen Handel für die Unterthanen frey zu geben.

Wir wollen hier die umständlichen Anmerkungen beschließen, die Dänemarks Handel nothwendig mit sich gebracht hat. Sie sind hinlänglich, um diese Macht zu überzeugen, daß ihr äußerst daran gelegen sey, alle Produkte ihrer amerikanischen Inseln allein zu genießen, und allein damit zu handeln. Je mehr die Besitzungen dieser Krone in der neuen Welt eingeschränkt sind, wie sie es unter dem brennenden Erdgürtel für sie allzeit seyn werden: desto aufmerksamer muß sie seyn, keinen von den Vortheilen entwischen zu lassen, die sie daraus ziehen kann. In einem mittelmäßigen Zustande hat die geringste Nachläßigkeit wichtige Folgen. Wir werden bald sehen, daß selbst die Nationen, die weite und reiche Gebiete besitzen, nicht ungestraft Fehler begehen.

Ende des zwölften Buchs und vierten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

XXXX (1-7) I.87
VII.87
IX.87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raynal, Guillaume Thomas François, 1713-1796

Philosophische und politische Geschichte der europäischen Handlung und Pflanzörter in beyden Indien

Bd.: Vierter Theil

Kopenhagen ; Leipzig 1776

Res/H.e.e. 94 d-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919247-9
VD18 12738417-001